

Signifikantenpraxis

**Die Einklammerung des Signifikats
im Werk von Jacques Derrida**

**Vom Fachbereich 11
(Literatur- und Sprachwissenschaften)
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
zur Erlangung des Grades eines
Doktors der Philosophie (Dr. Phil.)
genehmigte Dissertation
von**

Jörg Lagemann

geb. am 20.07.1962 in Bad Hersfeld

Gutachter: Prof. Dr. Klaus Gloy und Prof. Dr. Franz Januschek

Disputation am 2. November 2001

Inhalt

Dank

Siglen.....I

1	Einleitung.....	1
2	Der metaphysikkritische Rahmen.....	17
3	Dekonstruktion.....	27
3.1	Einführung.....	27
3.2	Allgemeine Züge der Dekonstruktion bei Derrida.....	32
3.3	Der Vorwurf des performativen Selbstwiderspruchs.....	47
4	Arbeit am Zeichen.....	53
4.1	Derridas Kritik der Husserlschen Zeichenbehandlung.....	56
4.1.1	Die beiden Husserlschen Zeichentypen.....	57
4.1.2	<i>S'entendre-parler</i> : die entscheidende Rolle der Stimme.....	61
4.1.3	Die vorausdrückliche Sinnschicht.....	66
4.1.4	Präsenz und Präsens.....	68
4.1.5	Zusammenfassung und Kommentar.....	72
4.2	Die Zeichendekonstruktion der „Grammatologie“.....	76
4.2.1	Saussures Zeichenmodell.....	78
4.2.1.1	Das transzendente Signifikat.....	80
4.2.1.2	Einwände.....	84
4.2.2	Phonozentrismus und Schriftabwertung.....	89
4.2.2.1	Die Schriftabwertung in der abendländischen Philosophie.....	92
4.2.2.2	Die angebliche Überwindung des Phonozentrismus bei Humboldt.....	96
4.2.2.3	Die Bedeutung der phonetischen Schrift.....	100
4.2.3	Die Schrift bei Saussure.....	103
4.2.3.1	Schriftdenunziation und „natürliches Band“.....	105
4.2.3.2	Die differentielle Verfaßtheit der Sprache.....	108
5	Exkurs: Traditionelle Schrifttheorie nach Derrida.....	113

6	Urschrift, Spur und Différance	125
6.1	Die Urschrift als Vollendung der Dekonstruktion des binären Zeichens.....	126
6.2	Die Spur – ein neues Element?	128
6.3	Die différence	140
7	Platons Apotheke	157
7.1	Das pharmakologische System.....	158
7.1.1	Der Vater des Logos	161
7.1.2	Das Gewebe des <i>pharmakon</i>	165
7.2	Platons Text.....	171
7.2.1	Der Mythos von Theuth	172
7.2.2	Die Einheit der Gegensätze.....	176
7.2.3	Sokrates als Pharmakeus.....	187
7.2.4	Die Familienszene.....	191
7.3	Der Ausschluß des <i>pharmakos</i>	201
7.4	Fazit.....	208
8	Denken vom Signifikanten aus	211
8.1	Ablehnung intensional fest umrissener Signifikate.....	212
8.2	Betonung der Verweisung	215
8.3	Aufmerksamkeit auf die Sprachgestalt von Texten	220
8.4	Zwei Konsequenzen	224
9	Nachbemerkung.....	229
	Literaturverzeichnis	231

Dank

Wer eigene diesbezügliche Erfahrungen hat, wird wenig überrascht sein zu hören, daß meine Auseinandersetzung mit Derrida nicht ohne Schwierigkeiten vonstatten gegangen ist. Um so mehr danke ich den MitstreiterInnen aus den Tagen der alten Arbeitsgruppe zum *Sprachbegriff der Postmoderne* für das gemeinsam geschaffene „Anregungsmilieu“, allen voran Klaus Gloy für seinen nimmermüden fachlichen und menschlichen Beistand. Ein besonderer Dank gilt auch Franz Januschek, der sich bereitwillig als Zweitgutachter zur Verfügung gestellt und diese Aufgabe mit großem Engagement wahrgenommen hat.

Mit Gine Seitz und Dirk Wiemann habe ich eine Vielzahl produktiver Gespräche (nicht nur) über Derrida führen können. Friederike Güffens war mir eine große Hilfe im Umgang mit den französischen Originaltexten. Auch ihnen danke ich von Herzen für ihre tätige Anteilnahme.

Für ihre persönliche Unterstützung in dieser und anderen Angelegenheiten bin ich Elke Natorp-Husmann, Gisela Runte und Wilfried Schumann in herzlicher Dankbarkeit verbunden.

Siglen

Jacques Derrida

- dif:** Die *différance*, in: *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988b, S. 29-52
- Dis:** *Dissemination*, Wien 1995
- G:** *Grammatologie*, Frankfurt/M. 1974
- L:** Letter to a Japanese Friend, in: Bernasconi, Robert/Wood, David (Hgg.): *Derrida and Difference*, Warwick, Cov. 1985
- LI:** Limited Inc abc ..., in: *Glyph 2*, Baltimore/London 1977, S. 162-254
- PP:** Platons Pharmazie, in: *Dissemination*, Wien 1995, S. 69-190
- Pos:** *Positionen*. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta, Graz/Wien 1986
- Rdg:** *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988
- SD:** *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt/M. 1972
- SEK:** Signatur Ereignis Kontext, in: *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988b, S. 291-314
- StPh:** *Die Stimme und das Phänomen*. Ein Essay über das Problem des Zeichens in der Philosophie Husserls, Frankfurt/M. 1979
- WM:** Die weiße Mythologie. Die Metapher im philosophischen Text, in: *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988b, S. 205-258

Andere Autoren

- C:** Ferdinand de Saussure: *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*, hg. von Charles Bally/Albert Sechehaye, Berlin 1967
- DI:** Sarah Kofman: *Derrida lesen*, Wien 1988
- EC:** Ferdinand de Saussure: *Cours de linguistique générale*. Edition critique par Rudolf Engler, Repr. de l'éd. originale T. 1, Wiesbaden 1989
- FS:** Klaus Englert: *Frivolität und Sprache*. Zur Zeichentheorie bei Jacques Derrida, Essen 1987
- GdI:** Umberto Eco: *Die Grenzen der Interpretation*, München 1995
- HL:** Jean-Claude Höfliger: *Jacques Derridas Husserl-Lektüren*, Würzburg 1995
- LU:** Edmund Husserl: *Logische Untersuchungen*. Zweiter Band: Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis, Tübingen 1968

SZ: Martin Heidegger: *Sein und Zeit*, Halle 1931

TH: Jürgen Trabant: *Traditionen Humboldts*, Frankfurt/M. 1990

/F französische Originalausgabe des jeweiligen Werkes

/E englische Originalausgabe des jeweiligen Werkes

Kursivdruck in den Zitaten kennzeichnet immer eine Hervorhebung des jeweiligen Autors. Meine eigenen Hervorhebungen sind durch eine andere Drucktype kenntlich gemacht.

Ein Stern hinter einem Wort* bedeutet: im Original deutsch.

Derridas Neologismus *différance* wird immer in dieser Form wiedergegeben, auch wenn die im betreffenden Fall benutzte Übersetzung mit deutschen Versionen wie „Differänz“ o.ä. arbeitet.

Eine geraffte Version der Kapitel 2, 3, 4, 6 und 8 dieser Dissertation wurde bereits veröffentlicht in: Jörg Lagemann/Klaus Gloy: *Dem Zeichen auf der Spur*. Derrida – eine Einführung, Aachen 1998.

1 Einleitung

Jacques Derridas Œuvre stellt eine der am intensivsten, leidenschaftlichsten und kontroversesten diskutierten Wortmeldungen in der geisteswissenschaftlichen¹ Diskussion der letzten drei Jahrzehnte dar. Diese Feststellung hat inzwischen topischen Charakter und dürfte wohl als einzige der ungeteilten Zustimmung aller an dieser Auseinandersetzung direkt oder indirekt Beteiligten gewiß sein.² Ansonsten zeigt sich die polarisierende Wirkung Derridas allenthalben auf den verschiedensten Ebenen. Ereignisse von besonderer symbolischer Signifikanz stellen die 1992 in Cambridge erfolgte Kampfabstimmung über Derridas Ehrendoktorat³ oder 1984 der Protestbrief der scheidenden Präsidentin der *American Philosophical Association* gegen Derridas Ernennung zum Direktor des *International College of Philosophy* dar.⁴

Die von Marcus ausgesprochene Verurteilung Derridas liegt auf der Linie einer häufig anzutreffenden Ablehnung des Derridaschen Werks, die sich meistens um die Hauptvorwürfe des „Obskurantismus“ und der „Hochstapelei“ rankt.⁵ Zu trauriger Berühmtheit ist dabei das von Searle kolportierte Verdikt Foucaults über Derridas „*obscurantisme terroriste*“ gelangt. Auf der anderen Seite hat Derridas Werk (insbesondere in der nordamerikanischen Literaturwissenschaft, vgl. Kap. 3) einen ungeheuren Zuspruch erfahren und eine unübersehbare Zahl begeisterter Propagandisten hervorgebracht. Auch diese ließen es gelegentlich nicht an Invektiven fehlen und traten häufig mit dem ärgerlichen Habitus des Vertreters eines ganz neuen, vermeintlich weit überlegenen theoretischen Instrumentariums auf.⁶

¹ Zum Problem der disziplinären Verortung von Derridas Arbeiten siehe unten.

² Eine thematisch geordnete Übersicht über wichtige Streitpunkte sowie die dazu vertretenen Positionen und ihre Exponenten gibt die unschätzbare kommentierte Derrida-Bibliographie von Schultz/Fried (1992, XIX-XLVIII).

³ Diese – in England extrem seltene und fast ausschließlich PolitikerInnen vorbehaltene (z.B. Margaret Thatcher in Oxford 1986) – Abstimmung wurde durch den Einspruch der philosophischen Fakultät gegen die Verleihung an Derrida erzwungen. Sie erbrachte ein Votum von 336 : 204 zu Derridas Gunsten, vgl. *Die Zeit* vom 22.5.1992, S. 59.

⁴ In ihrem Schreiben an die französische Regierung bezeichnete Ruth Barcan Marcus die Einrichtung eines solchen Kollegs unter Derridas Leitung als Witz und den zuständigen Minister als Opfer eines intellektuellen Schwindels, während Derridas Kollegen nach seiner Aussage einstimmig für seine Ernennung votiert hatten, vgl. Derrida (1988, 158f.).

⁵ Vgl. Kindlers Neues Literatur Lexikon, München 1989, IV 570, sowie Kap. 3 dieser Arbeit.

⁶ So versteigt sich Philippe Forget in seiner berechtigten Kritik an Habermas' oberflächlicher Auseinandersetzung mit Derrida (vgl. dazu unten, Kap. 3) zu der Behauptung, es sei zweifelhaft, ob Habermas und seine Jünger intellektuell in der Lage seien, der Derridaschen Denkbewegung zu folgen (vgl. Forget 1991, 52).

Inzwischen hat sich die Lage merklich entspannt, wie etwa die Verleihung des Frankfurter Adorno-Preises im September 2001 an Derrida zeigt. Mit der Ablösung des „Derridismus“ und anderer Strömungen des Poststrukturalismus als aktueller theoretischer Prestigevariante ist offenbar auch die Notwendigkeit stark gesunken, auf diese scheinbare Gefährdung etablierter Philosophie und Wissenschaft mit beinahe reflexartiger Abwehr zu reagieren. Die Zeit scheint mithin einer sachlichen Betrachtung des Derridaschen Werks günstiger als ehemals.

Ein Blick auf die in deutscher Sprache verfügbare Literatur zeigt, daß bei aller zwischenzeitlichen Aufgeregtheit Derridas Denken hierzulande nur sehr bedingt und in vielen Fällen keineswegs adäquat zur Kenntnis genommen wurde. Auch für den berühmtesten Teil dieses Œuvres, der sich im wesentlichen mit den in dieser Arbeit verhandelten Fragen im Umkreis der Zeichen- und Schriftthematik befaßt und inzwischen mehr als ein Vierteljahrhundert zur Begutachtung offenliegt, offenbart sich ein erstaunlicher Mangel an profunder Resonanz. Rudi Keller (1995) etwa erwähnt in seiner „Zeichentheorie“ Derrida mit keiner Silbe, während Helmut Glück (1987) sich in seiner wichtigen Arbeit über „Schrift und Schriftlichkeit“ auf die etwas lakonische Bemerkung beschränkt, Derridas Arbeiten würden von ihm „[...] als theoretische Alternative abgelehnt [...]“ (Glück 1987, X).⁷

Thomas A. Szlezák (1985), dessen Versuch, die Schriftkritik des *Phaidros* als konstitutives Moment des Platonismus nachzuweisen, sich in großer Nähe zu Derridas Überlegungen in PP (vgl. Kap. 7) bewegt, hält weder hier noch in seinem Beitrag (wieder zum *Phaidros*) zu dem von Kobusch/Mojsisch herausgegebenen Platonband⁸ eine Bezugnahme auf Derrida für erforderlich. Soweit ich sehe, liegen mit Thiel (1990) und besonders Thiel (1993) die bislang einzigen gründlichen Versuche vor, Derridas Arbeit für die seit langem diskutierte Schriftproblematik im Werk Platons fruchtbar zu machen.⁹

So unverständlich wie enttäuschend ist die Reaktion Umberto Ecos auf Derridas fundamentale Problematisierung des sprachlichen Zeichens. Vom prominentesten Vertreter der wissenschaftlichen Semiotik wäre mehr zu erwarten gewesen als einige verstreute Bemerkungen und eine knappe, ablehnende Interpretation von Derridas beiläufiger In-

⁷ Demgegenüber ist Derrida in den theoretisch orientierten Beiträgen des von Gumbrecht/Pfeiffer (1993) herausgegebenen Bands „Schrift“ überwiegend explizit oder implizit präsent.

⁸ Theo Kobusch/Burkhard Mojsisch: Platon. Seine Dialoge in der Sicht neuer Forschungen, Darmstadt 1996.

⁹ Gemeint sind hier wieder deutschsprachige Publikationen. Ansonsten erwähnenswert ist Neel (1988). Eingegangen ist Derridas Analyse des *pharmakos*-Ritus auch in Girard (1972), das inzwischen auch auf Deutsch vorliegt (vgl. dort 435ff.).

anspruchnahme Peirces in G (83-88) als „hermetische Abdrift“ (vgl. Eco 1992, 427-441).¹⁰

Wie oberflächlich die hiesige Rezeption bezüglich Derridas grundlegender Schriften (hier G und StPh) in weiten Teilen war und ist, bezeugt zum Beispiel Josef Simons großes Mißverständnis, der Derridas zentralen präsenzkritischen Impetus folgendermaßen ins Gegenteil verkehrt:

Bei Derrida wird dann auch konsequenterweise der zeitlichen Dimension der Lautsprache der *visuelle* Charakter der *Schrift* als einer 'gleichzeitigen' Repräsentationsform entgegengestellt und vorgeordnet. (Simon 1981, 252, ähnlich 253)

So wenig wie hier Simon¹¹ gelangt Jürgen Trabant (1990) zu einem Verständnis des für Derrida zentralen Phonozentrismuskonzepts, wie sein Versuch nachzuweisen, bereits Humboldt habe den Phonozentrismus in seinen späteren Schriften überwunden, in aller Deutlichkeit zeigt.¹²

Einen Höhepunkt unsorgfältiger, um nicht zu sagen unseriöser Auseinandersetzung mit Derrida stellt Jürgen Habermas' „Exkurs zur Einebnung des Gattungsunterschiedes zwischen Philosophie und Literatur“ (Habermas 1985, 219-247) dar, der sich in seiner Ablehnung Derridas ausschließlich auf sekundäre Quellen beruft. Unter Verweis auf Derridas fehlende „Argumentationsfreudigkeit“ (vgl. op. cit. 228) meint Habermas, sich die Anstrengung des eigenen Verständniserwerbs ersparen zu dürfen und sieht sich berechtigt, seine Kritik an Derrida auf Cullers Rekonstruktion der Derridaschen „Nicht-Argumentation“ zu beziehen.¹³

Eher den Charakter eines Kuriosums trägt Klaus Laermanns mit großem verbalem Aufwand vorgetragener Rundumschlag gegen die „Frankolatrie“ und den die französischen

¹⁰ Es drängt sich allerdings der Verdacht auf, daß Eco (1995) und besonders Eco (1985) in weiten Teilen als indirekte Auseinandersetzung mit Derrida zu verstehen sind (vgl. hierzu Kap. 4.2.1.1 und Kap. 4.2.2.1). Weitere Elaborationen zu diesem bei Derrida wenig prominenten Aspekt finden sich bei Gerhard Schönrich (1990, 283-319). Einen lesenswerten kritischen Kommentar zu Ecos Deutung bietet Ulf Harendarski im Kapitel „Von der Begrenztheit unendlicher Semiose“ in Harendarski/Gloy (1996, 169-185).

¹¹ Unbeschadet dieses Irrtums hat Simon später mit seiner „Philosophie des Zeichens“ (Simon 1989) einen hochinteressanten Entwurf vorgelegt, der bei aller Berührung mit Derridas Überlegungen im Detail zu gänzlich anderen Resultaten gelangt und z.B. eine sehr einleuchtende (empirische) Alternativversion der Figur der Signifikantenkette präsentiert, vgl. Anm. 290.

¹² Vgl. meine diesbezügliche Kritik in Kap. 4.2.2.2.

¹³ Habermas' fehlendes hermeneutisches Engagement ist um so bedauerlicher, als sein eigenes Bemühen um Konsensus-Theorien der Wahrheit und der Richtigkeit (Diskursethik) vielfach – und besonders im postmodernen Lager, wo die Rede vom „Konsenszwang“ grassiert – Opfer kurzschlüssiger Lektüren geworden ist.

Meister imitierenden deutschen Wissenschaftsjargon. Hier finden sich zwar unterhaltensame und plakative Formeln wie der Titel „Lacancan und Derridada“, eine inhaltliche Auseinandersetzung findet jedoch nicht statt.¹⁴

Auch dort, wo, anders als in den meisten der bisher genannten Fälle, eine intensive Beschäftigung mit Derridas Werk offensichtlich stattgefunden hat, sind die Resultate häufig unbefriedigend. Peter Völkner (1993) leidet neben inhaltlichen Schwächen im Detail vor allem an fehlender gedanklicher und sprachlicher Distanz zu Derrida und wird seinem Titel „Derrida und Husserl“ keinesfalls gerecht.¹⁵ Sachlich deutlich besser informiert, zeigt Sarah Kofman (1988) insbesondere sprachlich einen ähnlichen Mangel an Distanz zu Derridas Texten.¹⁶ Der von ihr angestrebte einführende Charakter ist aufgrund dieser Schreibweise, die auf eine Explikation der verwendeten Begrifflichkeit (und oft genug auch der vorgestellten Denkfiguren) weitgehend verzichtet, nicht gegeben.¹⁷

Mit ähnlichem Anspruch wie Kofman tritt Manfred Frank (1984) an. Sein großangelegtes Projekt, zentrale Exponenten des zeitgenössischen französischen Denkens unter dem Etikett des „Neostrukturalismus“ zu perspektivieren und ihre Rezeption im deutschsprachigen Raum zu intensivieren, verdient allen Respekt. Allerdings nähert er sich Derrida – im Unterschied zu den zuletzt genannten AutorInnen – mit einem Übermaß an Distanz, so daß bei der Auswertung Derridascher „Theoreme“ anhand des von Frank angelegten kategorialen Rasters die Eigenart dieses Denkens nur andeutungsweise aufscheint.¹⁸ Als besonders störend erweist sich Franks hartnäckige Fokussierung der

¹⁴ Vgl. Laermann 1986, passim.

¹⁵ Vgl. meine Kritik an Völkner in Kap. 3.2. Eine gründliche und teilweise sehr erhellende Studie über „Derridas Husserl-Lektüren“ bietet hingegen Jean-Claude Höfliger (1995). Von der Seite der Phänomenologie her zeigen Rudolf Bernet und Bernhard Waldenfels seit längerem ein sympathisierendes Interesse für Derridas Auseinandersetzung mit Husserl, vgl. z.B. Bernet (1987), Waldenfels (1983), Waldenfels (1995). Wenig orientiert zeigt sich hingegen Kurt Wuchterl, der durch die irreführende Feststellung seine Nicht-Behandlung Derridas rechtfertigen möchte, dessen Haltung gegenüber der Phänomenologie sei durch die Neigung geprägt, „[...] in den Aussagen der Phänomenologen eher Widersprüche als Denkanstöße zu suchen.“ (Wuchterl 1995, 35)

¹⁶ Für einen ausführlicheren Kommentar zu Kofman siehe Kap. 3.2.

¹⁷ Ähnlich gering ist aufgrund mangelnder Explikation im Detail sowie wegen oft fehlender gedanklicher und sprachlicher Genauigkeit die Brauchbarkeit von Kimmerle (1997) für Einführungszwecke. Hier greift man am besten zu Christopher Norris (1987), der einen ausgezeichneten Aufriß wesentlicher Aspekte des Derridaschen Œuvres bietet.

¹⁸ So zeigt bereits Franks Titel „Was ist Neostrukturalismus?“ eine bemerkenswerte Indifferenz gegenüber der von Derrida immer wieder als theoretisch zentral bezeichneten Ablehnung dieser Frageformel und seiner gesamten, gegen die Dominanz des Signifikats gerichteten Arbeit sowie seines spezifischen antimetaphysischen Ansatzes, und dies obwohl Frank den antimetaphysischen Impetus als Generalnenner des „Neostrukturalismus“ identifiziert (vgl. op. cit. 40). Dazu paßt auch Franks alle diesbezüglichen Vorbehalte Derridas ignorierende Aussage, mit der Anerkennung einer ursprünglichen Differenz sei bereits das Terrain der Metaphysik verlassen (op. cit. 96).

Selbstbewußtseinsthematik, um die seine Behandlung Derridas seit 1976 fast durchgehend zentriert ist. Hier macht sich gegen Derridas Problemzusammenhang und die theoretische Physiognomie seines Werks offenbar ein Eigeninteresse Franks geltend, das – neben Versuchen, bislang unausgeschöpfte Theoriereserven der deutschen Romantik zur Überwindung der Aporien des Poststrukturalismus und einer Versöhnung mit der hermeneutischen Tradition zu nutzen¹⁹ – den Fixpunkt seiner Auseinandersetzung mit Derrida markiert.²⁰

Eine Mischung aus Nähe und Distanz zu Derridas Denken zeigt Klaus Englert (1987) in seiner Arbeit über Derridas Zeichentheorie. Hier steht eine auf Explikation oder Kritik weitestgehend verzichtende Reproduktion der Derridaschen Überlegungen einem (Franks Zugriff ähnelnden) expositorischen Rearrangement gegenüber, das gelegentlich die Zusammenhänge bis zur Unkenntlichkeit entstellt.²¹

Die an Frank bemängelte Tendenz, seine Derrida-Interpretation mit eigenen Interessen zu überlagern, findet sich in extremer Form bei Richard Rorty. Sein Versuch, Derrida als Musterpragmatisten zu vereinnahmen, geht mit einer Reihe von Gewaltsamkeiten einher. Seine spezifische Konstruktion der Dichotomie von kantianischem und hegelianischem Denken (vgl. Rorty 1982, 92ff.) ist schon an sich problematisch, und die einordnende Etikettierung Derridas als letzten Sproß der dialektischen Tradition widerspricht entschieden der für Derrida zentralen Einstellung zur Frage des Widerspruchs (vgl. Kap. 3), der von ihm gerade nicht dialektisch aufgehoben, sondern dekonstruktiv und somit unentscheidbar konzeptualisiert wird. Ebenso wenig ist es gerechtfertigt, Derrida für die von Rorty propagierte „ironistische“ Option für neue Vokabulare und die Abkehr von der argumentativen Auseinandersetzung mit der philosophischen Tradition (vgl. op. cit. 97ff. sowie Rorty 1992, 154f., Rorty 1994, 112) in Anspruch zu nehmen.²² Einen interessanten Widerpart findet Rortys Unvereinbarkeitstheorem bzgl. privater und öffentlicher Rationalität in Wolfgang Welschs Konzept einer „transversalen Vernunft“,

¹⁹ Vgl. z.B. Frank (1980) mit zentralem Rückgriff auf Schleiermacher.

²⁰ Vgl. hierzu etwa Frank (1988) sowie Frank (1984) passim, z.B. 307 und 333. Eine ähnliche, allerdings explizit formulierte und ausführlich begründete Schwerpunktsetzung nimmt Strozier vor, der die (m.E. irri-ge) These vertritt, Derridas Saussurekritik setze am falschen Punkt (dem Zeichenbegriff) an und hätte sich auf Saussures metaphysischen Subjektivismus beziehen sollen. Vgl. Strozier (1988) VIII, 250 und 276.

²¹ Neben z.T. schwerwiegenden Irrtümern im Detail (vgl. Kap. 4.2) verkennt oder verunklart Englert ganz grundsätzlich den dekonstruktiven Charakter von Derridas „Zeichentheorie“, eine Schwäche, die die Struktur seiner Darstellung prägt und bereits am Inhaltsverzeichnis ablesbar ist.

²² Insbesondere der von Rorty geforderte Bruch mit der theoretischen und terminologischen Vergangenheit steht Derridas Ansatz diametral entgegen. Vgl. dazu meine Ausführungen zur Paläonymie und vor allem zur *bricolage* in Kap. 2.

als deren Proprium Welsch gerade das Auffinden bzw. Herstellen von Übergängen zwischen scheinbar inkompatiblen Rationalitätsformen bestimmt (vgl. Welsch 1988, 295ff.).²³ Auch Welsch versucht Derrida für seine Zwecke zu vereinnahmen. Sein äußerst kompakter Abriß erspart sich störende Details und reduziert Derridas differenzierte intellektuelle Suchbewegungen auf ein schlüssiges Theoriegebäude, das die Sprengkraft des Derridaschen Denkens zu einem konsistenten System verharmlost, welches von Welsch in entscheidenden Punkten so wenig expliziert wird, daß es außerdem den Charakter des Beliebigen annimmt. In der referierenden Verkürzung auf thetische und einsträngig begründende Modi verliert Derridas Werk sowohl Brisanz als auch Überzeugungskraft.²⁴

Im Unterschied zu den Interessen und Verfahren der Letztgenannten ist es das primäre Anliegen dieser Arbeit, Derridas Überlegungen unparteiisch zu rekonstruieren und zu explizieren, eine Zielsetzung, die – so harmlos sie klingen mag – bereits zentrale Probleme der Auseinandersetzung mit Derrida anschneidet. Das Thema „Schreiben über Derrida“ ist deshalb so prekär, weil jeder traditionelle rekonstruktive Versuch sich automatisch in Widerspruch zu Derridas Arbeitsergebnissen setzen muß. Jede Form der Wiedergabe, ob hochgradig interpretativ oder scheinbar einfach paraphrastisch, impliziert das Vertrauen darauf, daß sich das Gemeinte mit anderen Worten sagen läßt. Solche Übersetzungsprozesse innerhalb einer Sprache basieren letztlich auf der Annahme der Trennbarkeit von Signifikant und Signifikat. Diese Voraussetzung stellt jedoch gerade den entscheidenden Angriffspunkt für Derridas metaphysikkritische „Arbeit am Zeichen“ dar, welche das theoretische Hauptprojekt seines Frühwerks bildet²⁵ (vgl. dazu

²³ Wie dies geschehen soll, bleibt allerdings hier ebenso im Dunkeln wie in Welschs großangelegter Ausarbeitung dieses Vernunftentwurfs Mitte der 90er Jahre (vgl. Welsch 1996, besonders die „innerste Charakteristik“ des Konzepts 748-782).

²⁴ Dabei ist es nur folgerichtig, daß bei einem derartigen Vorgehen Zusammenhänge wie der phänomenologische Hintergrund der Derridaschen Ursprungsdiskussion oder methodisch zentrale Gesichtspunkte wie der nichtthetische, dekonstruktiv-evolvierende Charakter von Derridas „Theoremen“ aus dem Blick geraten.

²⁵ Als Frühwerk wird hier – weit entfernt von jeder apologetischen oder relativierenden Konnotation – jene 1967 veröffentlichte, von Barbara Johnson etwas reißerisch als erster „tripartite Derridean bibliography“ (Johnson 1981, VII) vorgestellte Triade von Hauptwerken bezeichnet, die bis heute im Zentrum der Diskussion um Derrida stehen: *La Voix et le phénomène*, *De la grammatologie* und *L'écriture et la différence*. Ebenfalls zum Frühwerk gehören Derridas bereits 1962 erschienene ausführliche Einleitung zu seiner Übersetzung (und diese selbst) von Husserls „Der Ursprung der Geometrie“ sowie die erst 1990 veröffentlichte, um 1954 entstandene Diplomarbeit „*La probléme de la genèse dans la philosophie de Husserl*“ (vgl. hierzu Waldenfels 1995, 83-89). Die Frage, ob es einen „alten“ und einen „neuen“ Derrida gibt, einen traditioneller philosophischen und einen literarisch-experimentellen und ob sich die Dekonstruktion im Laufe der Zeit gewandelt hat, ist umstritten. Eine kurze, aber informative Diskussion der Standpunkte Gasché's, Norris' und Rorty's gibt Thomas McCarthy (1993, 150f., Anm. 11). McCarthy hält mit den ersteren und gegen Rorty die Zwei-Perioden-Theorie für falsch. Ich

im einzelnen Kap. 2 bis 4 dieser Arbeit). Jeder Versuch, sich referierend zu Derridas Werk zu äußern, gerät so automatisch um so stärker zu einer performativ negativen Stellungnahme, je weiter er sich von Derridas höchst individueller Schreibpraxis (vgl. Kap. 8) entfernt. Unter anderem die genannten Versuche Franks, Welschs und Habermas', Derridas Arbeit in das gängige System philosophischen Sprechens und Denkens zu transferieren, zeigen eine erstaunliche Unbefangenheit gegenüber dieser Problemlage.²⁶ Für den hier von mir unternommenen Versuch einer unvoreingenommenen Untersuchung ist trotz oder gerade wegen des explikativen Anspruchs dieses Versuchs ein derartiges Vorgehen nicht möglich.

Auf der anderen Seite bleibt die gerade in bezug auf Derrida so häufig anzutreffende Jüngerrhetorik – ich habe oben einige wenige Beispiele genannt –, die man mit gutem Willen als den Versuch ansehen kann, die Eigenart der Vorlage zu wahren und die Konsequenzen ihres theoretischen Gehalts zu respektieren, in ihrer Zirkularität und Hermetik eminent unbefriedigend.

Sich zu Derrida zu äußern wurde außerdem durch die verbreitete Auffassung erschwert, Derrida vertrete die Position eines semantischen *anything goes*, das die Möglichkeit eines einigermaßen gesicherten Bedeutungstransfers aufgrund der disseminativen Potenz der Zeichen grundsätzlich in Abrede stelle.²⁷ In vager Anlehnung an Derridas eigene, oft paradoxe Denkweise wird üblicherweise erklärt, ein Buch über Derrida zu schreiben sei unmöglich, worauf die Autoren dann dazu übergehen, genau das zu tun. Selbst der mit Derrida eng vertraute Bennington verfährt (wenngleich vor einem elaborierten Reflexionshintergrund) so, indem er zuerst feststellt: „Vorhersehbare Entschuldigungen: es ist zweifellos unmöglich, ein derartiges Buch über Derrida zu schreiben“

selber stimme Rodolphe Gasché's Einschätzung zu, nach der die späteren Äußerungen Derridas, einschließlich seiner experimentellen Versuche, thematisch und schreibstrategisch das frühere Werk fortsetzen: „The question, then, is whether the analysis of the supposedly earlier and more philosophical texts has any bearing on Derrida's later writing. But has not Derrida insisted time and again on the continuity of his intellectual enterprise? For instance, in 'The Time of a Thesis: Punctuations' (1982), he remarks that 'all of the problems worked on in the Introduction to *The Origin of Geometry* have continued to organize the work I have subsequently attempted in connection with philosophical, literary and even non-discursive corpora, [...]'. Indeed I believe firmly that the motifs of the earlier texts continue to inform and direct Derridas more 'playful' texts." (Gasché 1986, 4) In diesem Sinn äußern sich auch Geoffrey Bennington (Bennington/Derrida 1994, 21) und Schultz/Fried (1992, XVI).

²⁶ An dieser Stelle wird m.E. sowohl die ethische als auch die hermeneutische Relevanz der in der Postmoderne zum Klischee verkommenen Beachtung der Differenz gut erkennbar. Sehr richtig bemerkt dazu Simon (1989, 106): „Achtung ist Beachtung der Andersheit. [...] Ohne diese Achtung versteht man nichts.“

²⁷ Ich halte diese Deutung für irrig (vgl. Kap. 3.2), sie hat jedoch für ihre Anhänger das Problem aufgeworfen, zu erklären, auf welchem Weg sie diesen eindeutigen semantischen Gehalt aus Derridas Äußerungen hätten entnehmen können. Zum hier angesprochenen Problem des performativen Widerspruchs vgl. Kap. 3.3.

(Bennington/Derrida 1994, 16), wenig später jedoch zu dieser Frage verlauten läßt: „Was unsere Arbeit *a priori* unmöglich macht, erweist sich so zugleich als das, wodurch sie erst möglich wird“ (op. cit. 22).

Es gibt nach meinem Dafürhalten keine Lösung für dieses Dilemma, welche ohne Rest aufginge. Der hier unternommene Versuch, einen Mittelweg zu finden und sich in einer Art flexibler Halbdistanz zu Derrida zu bewegen, bleibt eine Gratwanderung. Anstelle einer mehr oder weniger überzeugenden theoretischen Rechtfertigung mögen die Resultate des im folgenden geschilderten Verfahrens als Gradmesser dafür dienen, ob dieser Mittelweg als gangbar und lohnend betrachtet zu werden verdient. Ich offeriere eine Rekonstruktion der Überlegungen Derridas, die einerseits deren Eigenart und athetische Tendenz dadurch zu wahren sucht, daß sie a) Derrida ausgiebig zitatweise zu Wort kommen läßt und b) der intellektuellen Gestalt seiner Arbeit von innen her folgt und sie entlang ihrer eigenen theoretischen Topographie skizziert. Dieses Vorgehen wird andererseits ergänzt durch die permanente Perspektive explikativer Reformulierung, welche in wechselndem Ausmaß mit externer Perspektivierung, Systematisierungsakten, kritischen Einwänden etc. einhergeht und in der Identifizierung des „Denkens vom Signifikanten aus“ (vgl. Kap. 8) als in seiner Reichweite bislang undurchschautes Zentralprinzip des Derridaschen Frühwerks vermutlich den Höhepunkt an Unvereinbarkeit mit Derridas Selbstverständnis erreicht.

Bereits terminologisch gehören „Zentrum“ wie „Prinzip“ zum Kernbestand jenes metaphysischen Begriffsarsenals, mit dessen Durcharbeitung Derrida unablässig beschäftigt ist. Damit ist ein weiterer problematischer Punkt des Schreibens über Derrida berührt. Streng genommen widerspricht der gesamte kategoriale und terminologische Beschreibungsapparat, mit dem im folgenden operiert wird, Derridas Arbeit, die metaphysische Aufladung der benutzten Begriffe dekonstruktiv zu (d)evaluieren. Weder „Theorie“, „Analyse“, „Logik“ noch „Begriff“, „Terminus“ oder „Ausdruck“, auch nicht „Kritik“ oder „Interpretation“ sind – nebst einer Vielzahl weiterer – Formulierungen, die Derrida in Zusammenhang mit seinem Werk (tatsächlich sogar mit irgendeinem Werk) bei strenger Betrachtung akzeptieren würde. Nichtsdestotrotz werden die meisten davon regelmäßig von ihm selbst benutzt, ein Widerspruch, der sich aus dem *bricolage*-Charakter (vgl. Kap. 2) seiner diskursiven Arbeit erklärt. Es gilt daher, durchgehend im Blick zu behalten, daß alle diese Zuschreibungen gleichsam unter theoretischem Vorbehalt stehen.²⁸ Auf die von Derrida praktizierte wiederholte Betonung dieses (in terminolo-

²⁸ Vgl. G 106: Alle Begriffe Derridas gehören nach seiner eigenen Aussage der Metaphysik an.

logischer Anlehnung an Husserl und Heidegger) „eingeklammerten“ oder „kreuzweise durchstrichenen“ Charakters und die Fülle anderer diesbezüglicher Vorsichtsmaßnahmen habe ich indes verzichtet.

Bereits diese Andeutungen lassen erahnen, in welchem Maß sich die Beschäftigung mit Derrida auf Komplikationen und Ambivalenzen einlassen muß. Der Versuch, hier summarisch zu urteilen, und der verständliche Wunsch nach einer grundsätzlich zustimmenden oder ablehnenden Haltung führt in aller Regel zu den genannten Extremen von begeisterter Jüngerschaft oder feindseliger Ablehnung. Demgegenüber dominiert im folgenden das Motiv der geduldigen Kenntnisnahme, welche kurzschlüssige Bewertungen zu vermeiden sucht und die nichtsdestotrotz durchgehend vorgenommene kritische Diskussion einzelner Aspekte der Erhellung des Derridaschen Denkens nachordnet. Sehr im Unterschied zu den oft herablassenden und besserwisserischen Verlautbarungen seiner Nachahmer ist Derridas eigener Umgang mit fremden Texten in aller Regel von eben diesem Verzicht auf einfache Zustimmungsgesten und Ablehnungsgesten geprägt.²⁹ Im Vordergrund steht statt dessen eine von Respekt vor der Leistung des behandelten Autors getragene Analyse, deren Ziel oft einzig die Erhöhung des Problemniveaus zu sein scheint.³⁰ Das Fehlen gängiger Argumentationskonturen, die Abwesenheit von klar formulierten Thesen, Beweisreihen und entsprechenden Belegfiguren hat sicher nicht unerheblich zu den Irritationen beigetragen, die in dem gängigen Obskurantismus-Vorwurf gegen Derridas Schreibweise ihren Ausdruck gefunden haben.³¹ Es ist Teil des

²⁹ Eine eklatante Ausnahme bildet die in ihrem polemischen Erfindungsreichtum so beeindruckende wie schockierende Erwiderung auf Searles autoritär vorgetragene Kritik an Derridas Austin-Aufsatz (SEK). Vgl. Derrida (1977) und besonders die Reflexion des polemischen Aspekts der „Debatte“ in Derridas „Afterword: Toward An Ethik of Discussion“ in Derrida (1988).

³⁰ Vgl. Pos 106: „Meine Lektürearbeit ist nicht von dieser Art (wenn ich einen Text zu entziffern versuche, frage ich mich nicht ständig, ob ich letztlich in undifferenzierter Weise mit *ja* oder mit *nein* antworten werden, [...]).“ Deutlicher zeichnet sich der ungewöhnliche Charakter der Derridaschen Analysen in Benningtons Formulierung ab: „Man hätte nichts von der Dekonstruktion begriffen, wollte man annehmen, diese Durchquerung des Textes des anderen sei nichts als ein Mittel, um einen bestimmten Zweck zu erreichen und am Ende zu thetischen Schlußfolgerungen zu gelangen.“ (Bennington/Derrida 1994, 72)

³¹ Ein besonders krasses Beispiel bieten Ferry/Renaut, deren Polemik sich in der Formel „*Derrida = Heidegger + der Stil Derridas*“ kondensiert, wobei dieser Stil im folgenden als hochstaplerisches, pseudokompliziertes Blendwerk charakterisiert wird, dessen Funktion im wesentlichen darin bestehe, die fehlende Originalität der Derridaschen Heideggerimitation zu vertuschen. Neben der ihr innewohnenden absurden Vereinfachung bestätigt diese Formel auch Derridas Vermutung, der die ihm vorgelegte „Unlesbarkeit“ als fehlende Lektürearbeit seitens der LeserInnen interpretiert (vgl. Pos 22f.). Wie anders wäre es zu erklären, daß der im gesamten Frühwerk spürbare massive Einfluß Husserls hier – wie übrigens meistens in der Literatur – schlicht übersehen werden konnte? Damit kommt ein weiteres Anliegen dieser Arbeit zur Sprache: die Sichtbarmachung der durchgehenden Virulenz phänomenologischer Perspektivierungen in praktisch allen einschlägigen Detailfragen. Mindestens so sehr wie Heidegger ist Husserl als prägender philosophischer Einfluß auf Derridas Werk zu nennen, eine Tatsache, die von Derrida auch vielfach explizit anerkannt wurde. Vgl. z.B. Derridas „Antwort an

zentralen Anliegen dieser Arbeit zu zeigen, daß Derridas in der Tat (auch schon im Frühwerk³²) ungewöhnlicher und schwer zugänglicher Stil sich nicht in erster Linie fragwürdigen Motiven verdankt, sondern den Versuch darstellt, die eigene Schreibpraxis in Übereinstimmung mit seinen theoretischen Bewegungen zu bringen.³³ Derridas „performativer Stil“ verschmilzt, so meine These, Theorie und Praxis der Einklammerung des Signifikats in einer skripturalen Signifikantenpraxis. Die oben vorgetragene Einheitlichkeitsthese, welche das „Denken vom Signifikanten aus“ als das untergründig strukturierende Moment des Frühwerks annimmt, wird so auf den Bereich der schreibpraktischen Performanz ausgedehnt.

An dieser Stelle ist ein so verbreitetes wie naheliegendes Mißverständnis aufzuklären. Wenn Derrida als besonders prononcierter Vertreter eines Denkens der Differenz gilt (vgl. z.B. Kimmerle 1992, 15f.), so ist dies ohne Zweifel richtig. Entscheidend ist jedoch der Zusatz, daß „Differenz“ hier nicht im Sinne einer strikten Dissoziation zu verstehen ist. Ganz im Gegenteil wird der trennende Aspekt der Differenz komplementiert durch die Idee des unabschließbaren Verweises (vgl. Kap. 6), eine der folgenreichsten Konsequenzen des genannten „Denkens vom Signifikanten aus“, wodurch eine unendliche Textur, eine Verwobenheit von allem mit allem entsteht, deren radikalsten Ausdruck das so vielzitierte Diktum „Ein Text-Äußeres gibt es nicht“ (G 274) darstellt.³⁴

Für die hier angestrebte gezielte Beschäftigung mit Derrida im Rahmen einer Dissertation wirft diese allgemeine Textualität eine Reihe von Schwierigkeiten auf. Zu nennen sind besonders das Problem der disziplinären Zuordnung und das der thematischen Fokussierung.

Apel“, in der er sich nach wie vor zum „wirkungsvolle[n] und vielleicht unbeendbare[n] Hindurchgehen durch die transzendente Phänomenologie Husserls“ bekennt (Derrida 1987, 79). Aufgefallen ist die Reichweite dieses Einflusses Kofman, die den Stellenwert von Derridas Husserl-Buch StPh mit der Vorstellung assoziiert, alle sonstigen Schriften Derridas als bloßen Kommentar zur Thematik dieses Werks zu begreifen (vgl. Kofman 1988, 28).

³² Behlers Feststellung des akademischen Darstellungscharakters der G (vgl. Behler 1988, 63) kann sicherlich nur im Vergleich zu späteren, experimentellen Werken wie „Glas“ oder „Die Postkarte“ relative Gültigkeit beanspruchen.

³³ An dieser Stelle nur eine vorgreifende Illustration: Die Ablehnung eines transzendentalen Signifikats erzwingt, wenn man sie ernst nimmt, die Abkehr von der Praxis, den eigenen Begriffsapparat zu definieren.

³⁴ Entsprechend hält Derrida es für illusionär, sich per decisionem von den Bedingtheiten der Metaphysik, den Themen der Philosophie oder den Begriffen der abendländischen Episteme trennen zu wollen, wie dies etwa Rorty propagiert hat. Vgl. zur Unausweichlichkeit dieser Kontinuitäten insbesondere das folgende Kapitel.

Disziplinäre Zuordnung

Wie die folgende Äußerung Derridas zeigt, lehnt dieser eine disziplinäre Verortung seiner Arbeit als mit seinem Anliegen unvereinbar ab:

Sie sagen mir, wenn ich Sie recht verstehe, die Dekonstruktion, kurzum alles, was ich mache, sei nicht philosophisch, nicht wissenschaftlich, nicht poetisch und fragen, was es denn nun sei. Damit wollen Sie, daß sich die Dekonstruktion in ein schon abgegrenztes Feld einordnet, in institutionelle Gebiete, eventuell in eine universitäre Disziplin, wie etwa den linguistischen Fachbereich, den philosophischen Fachbereich, den ästhetischen Fachbereich usw., und Sie sagen nun, wenn die Dekonstruktion sich dort nirgends findet, wo werden wir sie unterbringen? Das ist Ihr Problem, nicht meines. Sie wollen unbedingt, daß diese Sache sich in einen vorgegebenen Raum einordnen läßt. Aber sie ist gerade dasjenige, was sich nicht einordnen läßt. Damit semantische, politische oder allgemeine Fragen über die Organisation der Bereiche des Seins, z.B. der Bereiche der Universität oder der Kultur, möglich sind, dürfen sie nicht einfach von innen heraus gestellt werden. Sie müssen also schon an ihrem Ausgangspunkt schwer einzuordnen sein. Ich persönlich bemühe mich, wo ich kann, daß man sie nicht wieder anpaßt, nicht wieder in die Gebiete des Seienden* einordnet. (Rötzer 1987, 86)

Nichtsdestotrotz oder vielleicht auch gerade deswegen hat Derridas Werk Resonanzen in einer Vielzahl von Fachrichtungen ausgelöst. Die von Schultz/Fried vorgenommene Aufschlüsselung von 328 diesbezüglichen Dissertationen bis 1990 erweist eine thematische Streubreite von nicht weniger als 20 Rubriken. Genannt werden „Business Administration“, „Speech Communication“, „Economics“ und „Engineering“ (je 1), „Fine Arts“, „Anthropology“, „Mass Communications“, „Music“, „Psychology“, „Sociology“ (je 2), „Political Science“ (3), „History“ (4), „Theology“ (6), „Women’s Studies“ (6), „Theatre“ (7), „Language“ (8), „Cinema“ (8) und „Education“ (10). An der Spitze stehen – nur hinsichtlich der Proportionen überraschend – „Philosophy“ mit 25 und „Literature“ mit nicht weniger als 241, das heißt ca. $\frac{3}{4}$ aller erfaßten Dissertationen (vgl. Schultz/Fried 1992 XLIX).³⁵ Erstaunlich gering ist hingegen der Anteil der sprachwissenschaftlichen Arbeiten, bedenkt man die Rolle, welche die „Grammatologie“ und die dort vorgenommene (von Saussure ausgehende!) zeichentheoretische Problematisierungsarbeit in Derridas Œuvre spielen. Ein Grund mag in Derridas durchgehend mehr

³⁵ Noch 1997 offerieren Gondek/Waldenfels ihren Derrida gewidmeten Sammelband „Einsätze des Denkens“ aufgrund seiner philosophischen Schwerpunktsetzung als Besonderheit und halten fest: „Weltweit betrachtet, und das gilt vor allem für den englischsprachigen Raum, wird die Rezeption Derridas nach wie vor in der Hauptsache von Literatur- und Medienwissenschaftlern betrieben.“ (Gondek/Waldenfels 1997, 17)

oder weniger offensichtlich geübter Praxis liegen, sprachwissenschaftliche Fragestellungen an philosophische Grundsatzfragen zu koppeln. Sehr zutreffend kennzeichnet Strozier „Derridas view of linguistics: a discipline which attempts to separate itself from the tradition of western philosophy by setting itself up as scientific“ und fährt fort: „and his strategy is to unfold just this complicity of linguistics with that tradition, [...]“ (Strozier 1988, 189).

In der Tat stellt Derridas Arbeit am Zeichen, wie ich in Kap. 2 darlege, die konkrete Manifestation seines Hauptanliegens dar, die abendländische Metaphysik zu „erschüttern“. Zum anderen basieren (vgl. Kap. 4) weite Teile der Saussure-Kritik in G stillschweigend auf den in StPh in der Auseinandersetzung mit Husserl erarbeiteten phänomenologiekritischen Voraussetzungen. Und schließlich ist es mit Platon wieder ein Philosoph, an dessen Werk Derrida die epistemischen Voraussetzungen und Konsequenzen der Verurteilung des exemplarischen Signifikanten „Schrift“ analysiert und seine eigene, vom Signifikanten ausgehende Perspektive anhand der paradoxen Logik des platonischen „*pharmakon*“ entwickelt.

Eine Abtrennung oder Herauslösung sprachwissenschaftlicher Aspekte von bzw. aus diesem Zusammenhang könnte die Relevanz Derridas für die Sprachwissenschaft (und vice versa) nur verfehlen.³⁶ Die vorliegende Dissertation versucht daher, diesen Zusammenhang zu wahren, auch wenn damit eine ungewöhnliche Ausweitung des üblichen sprachwissenschaftlichen Fokus verbunden ist. Nur auf diese Weise ist umgekehrt auch der von der Philosophie oft übergangene sprachwissenschaftliche Gehalt³⁷ von Derridas Arbeiten sichtbar zu machen.

Thematische Fokussierung

Derridas oben angesprochenes Textualitätstheorem spiegelt sich auf verschiedene Weise in seiner Schreibpraxis. Neben anderen, mehrheitlich in Kap. 8 diskutierten Effekten des Versuchs, Theorie und Praxis in Übereinstimmung zu bringen, zeigt sich diese Haltung auch in Derridas konsequenter Verflechtung aller von ihm verfolgten thematischen Stränge. Ob Metaphertheorie und Phänomenologiekritik, Fragen der Übersetzbarkeit und Platonexegese oder Zeichentheorie, Schriftgeschichte und Sexualität, ob Sprechakt-

³⁶ Ein Beispiel solcher Fruchtlosigkeit bietet Searles offenkundig auf minimaler Werkkenntnis beruhende Kritik an SEK, vgl. Searle (1977).

³⁷ Trotz seines ansonsten sehr originellen Ansatzes befindet sich in dieser Hinsicht Rorty ganz auf der Linie des philosophischen Mainstreams: „Derrida, then, has little to tell us about language, but a great deal to tell us about philosophy.“ (Rorty 1982, 93)

theorie und Probleme von Singularität und Wiederholbarkeit, Mimesis und Repräsentation, ob Musik und historische Deszendenztheorien, Anthropologie und Strukturalismus: überall finden sich thematische Rekurrenzen und (oft überraschende) inhaltliche Verknüpfungen ohne Zahl.³⁸ Diesem intrikaten Komplex die pragmatisch notwendige Form einer thematischen Kontur zu verleihen, ist so fragwürdig wie schwierig, nichtsdestotrotz aber natürlich unvermeidbar. Obschon ich – wohl gegen Derrida – meine, mit der Akzentverschiebung vom Signifikat auf den Signifikanten eine Art Oberthema seines Frühwerks identifiziert zu haben, das folglich die Gelegenheit bietet, einen relativ großen Teil des Gesamtgewebes unter dieser Perspektive zu subsumieren, ist dennoch die große Zahl nicht ohne weiteres systematisierbarer „loser Enden“ unübersehbar.

Um diesen extremen Grad an thematischer Verflochtenheit und theoretisch-praktischer Homogenität nachweisen und vorführen zu können, habe ich mich dafür entschieden, in meiner Darstellung soviel Zusammenhang zu realisieren wie eben möglich. Dies geschieht nicht durch die Benennung möglichst vieler der angesprochenen „losen Enden“, sondern in Form einer Exposition der sich stets gegenseitig stützenden Perspektivik der verhandelten Gegenstände bei Derrida. Auch im Hinblick auf die mir besonders wichtige explikative Dimension meiner Ausführungen schien es mir dabei ratsam, sowohl Detailfragen als auch größere thematische Komplexe so gut wie möglich zu kontextualisieren.³⁹

Die Zielsetzung der Dissertation umfaßt somit die folgenden, weitgehend zusammenhängenden, übergeordneten Anliegen:

- Derridas Arbeit am Zeichen und hier besonders die Akzentverschiebung vom Signifikat auf den Signifikanten stärker explikativ zugänglich zu machen;
 - dabei Mißverständnisse der bislang verfügbaren Literatur zu korrigieren und

³⁸ Entsprechend ausgeschlossen ist es, sich selektiv anhand *eines* Texts Derridas Aussagen zu der im jeweiligen Titel angedeuteten Fragestellung anzueignen. Nur allzu oft finden sich wesentliche Teile seiner Argumentation in weiteren, thematisch scheinbar ganz anders ausgerichteten Texten. In der etwas hochtrabenden Formulierung Kofmans: „Zwischen den verschiedenen Texten bestehen keine Filiations- oder Derivationsbeziehungen, sondern Beziehungen der Supplementarität. Die Texte sind aufeinandergepfropft, fungieren als ihr Echo, [...]“ (Kofman 1988, 28) Jeder Einwand gegen Derrida steht so in der Gefahr, durch andere Teile seines kaum mehr zu überblickenden Œuvres überraschend seiner Basis beraubt zu werden.

³⁹ Im Unterschied zu Bennington/Derrida (1994) zitiere ich daher Derrida sehr ausgiebig – einerseits, um ihn selbst in gewissem Umfang authentisch zur Sprache kommen zu lassen, andererseits um durch die Arbeit mit und an den zitierten Passagen eine höhere Erklärungsdichte und größere Kontextbezogenheit zu bewerkstelligen. Eine gewisse Überschüssigkeit der zitierten Passagen, die natürlich nicht immer in allen Aspekten ausgewertet werden können, ist dabei durchaus willkommen.

- in Grundhaltung und Darstellungsweise eine unparteiische Mittelposition zwischen sympathisierender Materialtreue und kritischer Außenperspektive einzunehmen.
- durch diese Aufbereitung die Vorarbeit für eine gründliche sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Derrida zu leisten und zu diesem Zweck vor allem
 - die Untrennbarkeit und wechselseitige Relevanz sprachwissenschaftlicher und philosophischer Aspekte sichtbar zu machen sowie
 - gegen die weitverbreitete, abschreckende Unlesbarkeitsthese einen Zugänglichkeitsnachweis für diesen Teil des Derridaschen Œuvres zu liefern.
 - den unbestritten schwierigen und heterodoxen Charakter des Derridaschen Stils als schreibpraktische Konsequenz bzw. Entsprechung seiner metaphysikkritischen Überlegungen auszuweisen und so den topischen Obskurantismusvorwurf zu entkräften.
 - den durchgehenden Einfluß der Husserlschen Phänomenologie sowohl als (problematischen) Rahmen wie auch als formatives Moment einer Vielzahl konkreter Denkfiguren Derridas sichtbar zu machen.
 - plausibel zu machen, daß Derridas Werk im betrachteten Ausschnitt als konsequente Ausformung *eines* Grundmusters, des „Denkens vom Signifikanten aus“, zu begreifen ist.

Im Verfolg dieser Anliegen skizziere ich in Kap. 2 den metaphysikkritischen Rahmen, in dem Derridas Arbeit am Zeichen seine Funktion gewinnt und von dem sie, wie sich zeigt, in verschiedener Hinsicht nicht zu trennen ist. Kap. 3 schildert das allgemeine Muster der Dekonstruktion, die keineswegs bloß äußerlich-„methodischen“ Charakter hat, sondern bereits wesentliche inhaltliche Implikationen aufweist. Kap. 4 analysiert Derridas Kritik an Husserls und Saussures Umgang mit dem Gegenstand „Zeichen“ und weist die Interdependenz von StPh und G im gemeinsamen Projekt der Infragestellung des Signifikats auf. Kap. 5 bietet einen Exkurs über die Defizite der bisherigen Schriftbehandlung im Abendland aus Derridascher Sicht, bevor Kap. 6 die Vollendung der Dekonstruktion des binären Zeichenmodells durch Derridas Konzept der Urschrift thematisiert, welches gleichzeitig die Ablösung des metaphysischen Signifikats durch den exemplarischen Signifikanten, eben die Schrift in einem neuen Sinn, vollzieht.

Kap. 7 widmet sich Derridas Auseinandersetzung mit Platons *Phaidros*. Ergänzend zu der in den vorausgegangenen Kapiteln behandelten theoretischen Arbeit kommt hier

Derridas Versuch zur Sprache, die konstitutive, aber selbstdestruktive, also paradoxe Rolle eines einzigen Signifikanten (*pharmakon*) für diesen Text und die mit ihm eröffnete „abendländische Schriftunterdrückung“ signifikantenpraktisch zu dekonstruieren. Kap. 8 elaboriert meinen oben erwähnten Vorschlag, Derridas Frühwerk als durchgehend von der Haltung des „Denkens vom Signifikanten aus“ substrukturiert zu begreifen. Ich fasse dort das bis dahin Gesagte unter dieser Perspektive zusammen und nenne einige ergänzende Gesichtspunkte.

Angesichts der nicht immer in wünschenswertem Grad gegebenen Zuverlässigkeit der deutschen Derrida-Übersetzungen⁴⁰ erhebt sich die Frage, ob eine andere Zitation als die der französischen Originaltexte zu verantworten ist. So bieten etwa Frank (1984), Höfliger (1995) und Englert (1987, mit einigen Ausnahmen) Zitate aus Derridas Werk nur in der Originalsprache. Ich habe von dieser Option Abstand genommen. Es wäre der von mir angestrebten Vergrößerung der Zugänglichkeit des Derridaschen Œuvres wenig zuträglich, hier eine zusätzliche Sprachbarriere zu errichten, die außerdem der ebenfalls von mir erwünschten gründlichen Auseinandersetzung mit Derrida insofern im Weg stünde, als sie dazu verleiten könnte, die unhandlichen Zitatpassagen eher flüchtig zur Kenntnis zu nehmen. Statt dessen zitiere ich Derrida durchgehend auf deutsch⁴¹, korrigiere dabei eventuelle Übersetzungsmängel und gebe bei besonders wichtigen Zitaten und in Zweifelsfällen zusätzlich zur deutschen Fundstelle die entsprechende Seite des französischen Originals an. Ich glaube, auf diese Weise a) Lesbarkeit, b) philologische Sauberkeit und c) die Möglichkeit des Kontakts zum „authentischen“ Derridaschen Text in befriedigender Weise zu gewährleisten.

⁴⁰ Ich möchte betonen, daß die vorliegenden Übersetzungen in aller Regel keineswegs so schlecht sind, wie sie gelegentlich gemacht werden. Besonders wenn man die Neuheit und inhaltliche Schwierigkeit der Vorlagen bedenkt, die auch den teilweise hochspezialisierten InterpretInnen enorme Probleme bereitet haben, ist die Leistung der ÜbersetzerInnen insgesamt hochachtbar. Nichtsdestotrotz finden sich des öfteren irreführende Formulierungen oder auch klare Fehler. Eine Sonderstellung nimmt dabei Jochen Hörischs indiskutable deutsche Version von *StPh* ein, die zudem nicht die bekannt ungünstigen Berufsbedingungen professioneller ÜbersetzerInnen für sich geltend machen kann, wie das Vorhandensein eines hochpräzisen und weitestgehend überflüssigen, mehr als vierzig Seiten umfassenden Vorworts aus der Feder des Übersetzers zeigt.

⁴¹ Ausgenommen von dieser Regel sind solche Texte, die zuerst in englischer Sprache veröffentlicht und von Derrida nachträglich in einer französischen Version publiziert wurden. In diesen Fällen halte ich mich an die „originale“ englische Fassung.

2 Der metaphysikkritische Rahmen

Allen Schriften der ersten Phase Derridas ist gemeinsam, daß sie Teile seines großangelegten metaphysikkritischen Unternehmens bilden und von dieser Zielsetzung mehr oder weniger deutlich bestimmt werden. Dieser Horizont wird – und man könnte an geeigneter Stelle die Frage verfolgen, warum das so ist – von Derrida nirgends als theoretischer Rahmen seiner Arbeit programmatisch statuiert. Er durchzieht jedoch in meist auffälliger Weise seine Texte und wird als implizite Voraussetzung permanent berufen, im Fall der hier besonders wichtigen StPh sogar als leitender Gesichtspunkt formuliert:

So ist die allgemeinste Form unserer Fragestellung folgendermaßen vorgegeben: verbergen die phänomenologische Verbindlichkeit, die Entschiedenheit und Subtilität der Husserlschen Analysen [...] nicht gleichwohl eine metaphysische Präsupposition? (StPh 52/F 2f.)

Mit anderen Worten: wir werden nicht fragen, ob diese oder jene metaphysische Erbschaft an dieser oder jener Stelle die Aufmerksamkeit eines Phänomenologen zu beschränken vermochte, sondern vielmehr, ob die *phänomenologische* Form dieser Aufmerksamkeit nicht der Metaphysik selbst verpflichtet ist. (StPh 53/F 3)

Zu Beginn seines Buchs über die Schrift, der „*Grammatologie*“, koppelt Derrida die Schriftthematik ebenfalls an den metaphysischen Problemkomplex, indem er phonetische Schrift und Metaphysik identifiziert⁴² und die Emanzipation der Schrifttheorie von der letzteren avisiert:

In Anspielung auf eine Wissenschaft von der Schrift, die noch an die Metapher, die Metaphysik und die Theologie gefesselt ist, soll die Devise mehr als nur ankündigen, daß die Wissenschaft von der Schrift – die *Grammatologie* – dank entschiedener Anstrengungen weltweit die Zeichen zu ihrer Befreiung setzt. (G 13f./F 13)

Auch in SD bildet die Aufdeckung und Erörterung verschiedener Spielarten und Erscheinungsformen der Metaphysik den gemeinsamen Nenner der dort versammelten Aufsätze. „Kraft und Bedeutung“ etwa behandelt die metaphysischen Residualien des Strukturalismus am Beispiel einer von ihm bestimmten Literaturwissenschaft (vgl. bes. SD 43, 45, 48). Die Kritik an Foucault in „Cogito und Geschichte des Wahnsinns“ fußt ganz wesentlich auf der metaphysischen Gebundenheit des Archäologie-Konzepts (vgl. SD 61), der Essay über Levinas führt die Metaphysik schon im Titel (SD 121) und die

⁴² „[...] das Ideal der phonetischen Schrift und die ganze ihr implizite Metaphysik (*die* Metaphysik) [...].“ (G 22) Ähnlich (G 11): „[...] das, was wir den *Logozentrismus* nennen werden: Metaphysik der phonetischen Schrift [...].“

Thematik von ‚Genesis und Struktur‘ und die Phänomenologie“ ist naturgemäß mit grundsätzlich metaphysischen Fragestellungen verbunden. Der wohl prominenteste Text des Bands, ‚Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen‘, ist von zentraler Aussagekraft bezüglich Derridas Metaphysikverständnis (siehe unten meine Ausführungen zum Thema ‚Präsenz‘ und zur *bricolage*). Auch ‚Freud und der Schauplatz der Schrift‘ betont bereits einleitend die ‚metaphysischen Komplizitäten der Psychoanalyse‘ (SD 303) und formuliert als Leitfrage vor dem Beginn des Hauptteils: ‚Worin werden die Freudschen Begriffe der Schrift und der Spur noch durch die Metaphysik und den Positivismus bedroht?‘ (SD 304) Ich erspare mir weitere Belege, die auch für die Aufsätze der fünf Jahre später erschienenen ‚Marges‘ und ‚La dissémination‘ (vgl. Kap. 8) ohne Schwierigkeit zu liefern wären.

Angesichts dieser zentralen Rolle, die die Thematik der Metaphysik in Derridas Arbeit sowohl hinsichtlich ihrer Fragestellungen als auch im argumentatorischen Detail spielt, ist es auf den ersten Blick um so verwunderlicher, daß ihr Begriff an keiner Stelle eine explikative Präzisierung oder gar definatorische Festlegung erfährt. Diese Definitionsverweigerung stellt ein für Derridas Schreiben typisches Merkmal dar und wird in Kap. 8 als ‚stilistisches‘ Pendant zu den inhaltlichen Resultaten seiner Dekonstruktion des zweistelligen Zeichenbegriffs theoretisiert. Ein anderer, mittelbar verwandter Grund für diese Haltung besteht in Derridas Auffassung, daß die in Platons – insbesondere den frühen – Dialogen formelhafte Frage nach dem Wesen einer Sache, das ‚Was ist das?‘, mit dem Beginn der Philosophie, und das heißt für Derrida: der Metaphysik, gleichzusetzen ist. Dies wird unter anderem deutlich im Zusammenhang mit seiner Erörterung der Priorität der Zeichenfunktion gegenüber der Ontologie (vgl. Kap. 4.1). Dort stellt Derrida fest, daß sich das Zeichen ‚[...] nicht unter die Frage ‚Was ist das?‘ stellen ließe, sondern im Gegenteil diese Frage bei gegebenen Anlaß erst hervorbringt – und so die ‚Philosophie‘ als das Reich der Frage ‚ti esti‘ erst erzeugt.“ (StPh 77) Besonders prägnant formuliert diese Sichtweise Josef Simon:

Die Frage, *was* Metaphysik sei, ist selbst eine metaphysische Frage, denn die Metaphysik ist das Fragen nach dem, *was* etwas sei, mit dem Ziel definitiver, allgemein verbindlicher Antworten auf diese Fragen nach dem ‚Wesen‘ von etwas. (Simon 1988, 505)⁴³

⁴³ Es fällt jedoch auf, daß sich Simon hier im Unterschied zu Derrida die Antwort auf die metaphysische Frage nach dem Wesen der Metaphysik nicht versagt.

Es liegt nahe, daß sich Derrida nicht eines Vorgehens befleißigen will, das für ihn zum methodischen Kernbestand der zu untersuchenden Metaphysik gehört, auch wenn er (siehe unten) einräumt, daß es grundsätzlich unmöglich ist, Sprech- und Denkweisen der Metaphysik einfach zu dispensieren.⁴⁴ Die Platonische *dihairesis*, die dialektische Technik der immer präziseren Eingrenzung der genauen Bedeutung eines Terms, findet, wie sich zeigen wird, ihr reziprokes Gegenstück in Derridas Bemühen, den Designationsbereich der Signifikanten offen zu halten, ja, sie im Lauf ihrer Bearbeitung mit immer mehr und immer neuer Bedeutung anzureichern (vgl. Kap. 8).

Hinsichtlich einer inhaltlichen Füllung seines Metaphysikbegriffs läßt die Lektüre von Derridas Texten zumindest unschwer erkennen, daß jedes traditionelle philosophische oder wissenschaftliche Konzept für ihn metaphysisch imprägniert ist. In den hier vorrangig behandelten Werken gilt seine konzentrierte Aufmerksamkeit vor allem dem Konzept der **Präsenz**. Dieses erscheint, trotz des Protests, den diese Formulierung bei Derrida höchstwahrscheinlich hervorrufen würde, als metaphysisches Zentralphänomen, das den verschiedenen Formen, in deren Gestalt sich metaphysisches Denken manifestiert, zugrunde liegt. Im Zusammenhang seiner Diskussion des Modells der zentrierten Struktur anlässlich der Auseinandersetzung mit der strukturalen Anthropologie Lévi-Strauss' wird Derrida in diesem Punkt ungewöhnlich explizit:

Das Zentrum erhält nacheinander und in geregelter Abfolge verschiedene Formen oder Namen. Die Geschichte der Metaphysik wie die Geschichte des Abendlandes wäre die Geschichte dieser Metaphern und dieser Metonymien. Ihre Matrix wäre [...] die Bestimmung des Seins als *Präsenz* in allen Bedeutungen dieses Wortes. Man könnte zeigen, daß alle Namen für Begründung, Prinzip oder Zentrum immer nur die Invariante einer Präsenz (*eidōs*, *archē*, *telos*, *energeia*, *ousia* [Essenz, Existenz, Substanz, Subjekt], *aletheia*, Transzendentalität, Bewußtsein, Gott, Mensch usw. bezeichnet haben. (SD 424/F 411)

Anstelle des wenig aussichtsreichen Versuchs, Derridas Präsenzbegriff „in allen Bedeutungen des Wortes“⁴⁵ hier abstrakt zu umreißen, verweise ich auf die Untersuchungen von Kap. 4, die einen Teil seiner Konturen in der Auseinandersetzung mit StPh und G konkret aufscheinen lassen.

⁴⁴ Zur hier angesprochenen Thematik des *performativen Widerspruchs* vgl. das folgende Kapitel.

⁴⁵ Zum theoretischen Gehalt dieses bei Derrida häufig anzutreffenden scheinbaren Phraseologismus' vgl. Kap. 8.

Eine Sonderstellung unter all diesen Bestimmungen der Präsenz räumt Derrida ihrem Wirken in Signifikationsprozessen ein und setzt am Konzept des (zweistelligen) Zeichens an, um auf dem Weg seiner Dekonstruktion die Metaphysik aus ihren anwesenheitsfixierten Angeln zu heben.⁴⁶ Dieser Unternehmung kommt innerhalb seiner ersten Arbeitsphase zentrale Bedeutung zu, sie wird daher in Kap. 4 ausführlich diskutiert. Im Zuge seiner Dekonstruktion der traditionellen, seines Erachtens durch ihre Privilegierung des Signifikats der Präsenzmetaphysik verfallenen Zeichenkonzeption entwickelt Derrida seine Theorie der Urschrift oder *différance*. Diese kehrt die Hierarchie zwischen Signifikat und Signifikant in gewissem Sinn um und setzt an die Stelle eines bedeutungshaltigen Signifikats den Signifikanten, der in Form einer die Präsenz immer aufschiebenden Verweisung diese aus ihrer beherrschenden Position disloziert.

Einen Kreuzungspunkt zwischen der Vermeidung der Definition als Antwort auf die Frage ‘was ist das?’ und der zentralen Rolle der Präsenz bei Derrida stellt seine Aufmerksamkeit auf die Verbform ‘ist’ dar:

As you know one of the principle things at stake in what is called in my texts „deconstruction“, is precisely the delimiting of ontology and above all of the third person present indicative = S is P. (L 7)

Derrida folgt hier Heideggers bekannter Untersuchung der „Grammatik und Etymologie des Wortes Sein“ (vgl. Heidegger 1976, 40ff.). Diese gipfelt in der Beschreibung der in der Philosophie und im Alltagsverständnis unausgesprochen vollzogenen Deutung des Sinns von Sein als Präsenz auf dem Weg über das „ist“:

Die bestimmte und einzelne Verbalform „ist“, die *dritte Person des Singular im Indikativ des Praesens*, hat hier einen Vorrang. Wir verstehen das „Sein“ nicht im Hinblick auf das „du bist“, „ihr seid“, „ich bin“, oder „sie wären“, die alle doch auch und eben so gut verbale Abwandlungen des „Seins“ darstellen wie das „ist“. „Sein“ gilt uns als Infinitiv des „ist“. Umgekehrt verdeutlichen wir uns unwillkürlich, fast als sei nichts anderes möglich, den Infinitiv „sein“ vom „ist“ her. (Heidegger 1976, 70)

Es bleibt schwierig, vielleicht sogar unmöglich, weil wesenswidrig, eine gemeinsame Bedeutung als allgemeinen Gattungsbegriff herauszuheben, unter den sich die genannten Weisen des „ist“ als Arten ein-

⁴⁶ Eine brauchbare Kurzfassung dieses Zusammenhangs gibt David Wood: „Derridas basic criticism of this privilege [der Präsenz, J.L.] goes something like this: presence, even in its literal temporal sense, is never simple, but structured by a relation to what is not present, what is other or absent. This is nothing other than the basic structure of the sign, which from the beginning, if we could put it like that, involves a reference to other signs.“ (Wood 1980, 504) Zum Doppelstatus des Zeichens als Ansatzpunkt und Treibmittel der Metaphysikdekonstruktion vgl. Kap. 4.

ordnen ließen. Dennoch geht ein einheitlich bestimmter Zug durch alle hindurch. Er weist das Verstehen von „sein“ auf einen bestimmten Horizont, aus dem her sich das Verständnis erfüllt. Die Begrenzung des Sinnes von „Sein“ hält sich im Umkreis von Gegenwärtigkeit und Anwesenheit, von Bestehen und Bestand, Aufenthalt und Vorkommen. (op. cit. 69)

An dieser Stelle wird deutlich, daß Derridas metaphysikkritische Arbeit durchaus an bestimmte Stränge der (philosophischen) Tradition anschließt. Der auch sonst oft deutlich spürbare Einfluß Heideggers hat manche Interpreten dazu verführt, Derrida auf einen französischen Heidegger-Epigonen zu reduzieren. Eine extreme Position beziehen dabei die bereits erwähnten Ferry/Renaut. Sie werten „[...] das Werk von Derrida als wichtigstes Belegstück für den französischen Heideggerianismus“ (Ferry/Renaut 1987, 133). Dabei scheint ihnen

[...] in Derridas Arbeit nichts Vernünftiges oder Nennenswertes gesagt zu werden, was über eine bloße (inhaltliche) Neuauflage der ontologischen Differenz hinausginge. (op. cit. 134)

Dies stimmt bis zu einem gewissen Grad mit Derridas Selbstverständnis überein, insofern dieser selbst anerkannt hat:

Keine meiner Untersuchungen wäre ohne den Ansatz der Heideggerischen Fragestellung möglich gewesen; vor allem nicht [...] ohne die Beachtung dessen, was Heidegger die Differenz zwischen dem Sein und dem Seienden, die ontisch-ontologische Differenz, nennt [...]. (Pos 43)

Allerdings beansprucht Derrida eine über Heidegger hinausgehende Eigenständigkeit, die ihm Ferry/Renaut, wie gesehen, keinesfalls zugestehen wollen. Dies geht unter anderem aus seiner grundsätzlichen Abgrenzung seines eigenen *différance*-Begriffs von Heideggers *ontologischer Differenz* in „Die *différance*“ hervor (vgl. dif 47ff.). Es zeigt sich aber auch durchgehend in Derridas Distanz zu den von ihm als solche identifizierten metaphysischen Anteilen im Denken Heideggers.

Ferry/Renaut untersuchen mit durchgehend sarkastischem Tenor einige der von Derrida ins Feld geführten Vorbehalte (vgl. Ferry/Renaut 1987, 137-143) und kommen zu dem im oben zitierten Fazit manifestierten negativen Urteil, Derrida habe, „um sich billig etwas Originalität zu erkaufen“ (op. cit. 143), Heideggers ontologische Differenz stark verkürzend interpretiert, um sein *différance*-Konzept dagegen profilieren zu können. Das Ausmaß von Derridas theoretischer Abhängigkeit von bzw. Eigenständigkeit ge-

genüber Heidegger kann hier nicht verfolgt werden. Eine solche Untersuchung müßte auf jeden Fall gründlicher verfahren, als dies bei Ferry/Renaut geschieht, deren Tendenz zur Vereinfachung gelegentlich erstaunliche Ausmaße annimmt, wie die folgende Passage zeigt:

Wenn, wie wir bereits erklärt haben, die Formel *Foucault = Heidegger + Nietzsche* gilt, und wenn man [...] tatsächlich schreiben kann: *Lacan = Heidegger + Freud*, dann läßt sich der französische Heideggerianismus in die Formel *Derrida = Heidegger + der Stil Derridas* bringen. (op. cit. 133)

Ich thematisiere Derridas „Stil“ in Kap. 8 – anders als Ferry/Renaut, die hier von „Blendwerk“ (op. cit. 134) sprechen und so dem bekannten Obskurantismus-Topos hulldigen – im Hinblick auf seine theoretischen Implikationen.⁴⁷

Ähnlich wie im Fall Heideggers sieht Derrida auch bei Nietzsche und Freud, die er als weitere Ahnen seiner eigenen metaphysikkritischen Arbeit beruft (vgl. zum Beispiel SD 424f.), eine Doppelgesichtigkeit am Werk, die deren Werk trotz darüber hinausweisen-der Elemente im Bereich der Metaphysik hält:

So haben beispielsweise Nietzsche, Freud und Heidegger mit den überlieferten Begriffen der Metaphysik gearbeitet. Da diese Begriffe aber keine Elemente, keine Atome sind, denn sie sind in einer Syntax und in einem System eingebunden, beschwört jede Anleihe die gesamte Metaphysik herauf.⁴⁸ Infolgedessen können sich die genannten Destrukture gegenseitig destruieren. (SD 426/F 413)⁴⁹

⁴⁷ Einen ähnlichen Ansatz verfolgt Wood, der Derridas partielle Überlegenheit gegenüber Heidegger gerade im Vorhandensein einer „Schreibstrategie“ und diverser „textual tactics“ (505f.) lokalisiert, die auf die (nach Wood allerdings letztlich mißlingende) Vermeidung performativer Widersprüche zielen. Der Unterschied zwischen beiden liege „[...] in the fact that Derrida’s highly self-conscious styles are governed by considerations of strategy, whereas Heidegger simply does not have such a *field of options* ‘ready to hand’.“ (Wood 1980, 504).

⁴⁸ Vgl. zu dieser beiläufigen Behauptung meine Ausführungen über Derridas Theorem der kontextverbindenden Funktion des Signifikanten ebenfalls in Kap. 8.

⁴⁹ Die gleiche Zwiespältigkeit hinsichtlich ihres Verhältnisses zur Metaphysik attestiert Derrida auch Husserl, Lévi-Strauss und besonders Saussure, wie die folgenden Kapitel zeigen werden. Wenn es auch in diesen und weiteren Fällen gelegentlich sinnvoll erscheint, von einer filiatischen Beziehung zu sprechen, bleibt also immer der zwiespältige Charakter dieser Verhältnisse zu beachten. Derrida enthält sich in aller Regel einfacher Zustimmungsgest- oder Ablehnungsgest- zungen einer differenzierten Betrachtung. Die häufig vorkommenden respektvollen Äußerungen scheinen dabei genauso ernst gemeint, wie sie andererseits einer punktuell sehr weitgehenden Kritik nicht im Weg stehen.

Angesichts dieser Kritik stellt sich die Frage nach Derridas eigener Haltung zum Komplex der Metaphysik. Eine der wesentlichen Quellen zu dieser Frage bildet Derridas enorm folgenreicher Aufsatz „Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen“ (SD 422-442). Wie gesehen, kreist Derridas Arbeit um das thematische Gravitationszentrum „Metaphysik“. Weniger klar ist jedoch die Zielrichtung seiner diesbezüglichen Arbeiten. Trotz des gegenteiligen Eindrucks, den die akkusative Geste erwecken könnte, mit der er immer wieder auf die metaphysische Bedingtheit von Begriffen, Denkfiguren und Theorien hinweist, nimmt Derrida für sich keineswegs in Anspruch, seinerseits dieser Bedingtheit entkommen zu können. Dies hält er im Gegenteil für grundsätzlich unmöglich. Entsprechend macht er immer wieder auf die metaphysischen Implikationen gerade derjenigen Ansätze aufmerksam, deren metaphysikkritisches Anliegen mit der Gewißheit der eigenen Überwindung der metaphysischen Tradition vorgetragen wird. Grundsätzlich gelte:

Der Schritt „aus der Philosophie heraus“ ist viel schwieriger zu denken, als es sich gewöhnlich jene einbilden, die in weltmännischer Leichtigkeit ihn schon längst geleistet zu haben glauben und die im allgemeinen mit dem Ganzen des Diskurses, den sie von der Metaphysik befreit zu haben vorgeben, ihr ausgeliefert sind. (SD 430/F 416)

Man müsse vielmehr den „einzigartigen Zirkel“ anerkennen, den das Verhältnis zwischen der Geschichte der Metaphysik und ihrer Destruktion bilde:

[E]s ist *sinntlos*, auf die Begriffe der Metaphysik zu verzichten, wenn man die Metaphysik erschüttern will. Wir verfügen über keine *Sprache* – über keine Syntax und keine Lexik –, die nicht an dieser Geschichte beteiligt wäre. Wir können keinen einzigen destruktiven Satz bilden, der nicht schon der Form, der Logik, den impliziten Erfordernissen dessen sich gefügt hätte, was er gerade in Frage stellen wollte. (SD 425/F 412)⁵⁰

Es handelt sich hier um eine der zentralen Aussagen von „Die Schrift und die Differenz“, die Derridas Haltung gegenüber der Metaphysik zumindest hinsichtlich der Frage nach der Möglichkeit, sie zu transzendieren, für alle seine Werke beschreibt.⁵¹ Eine Fol-

⁵⁰ Unter der insgesamt wenig ergiebigen etymologischen Perspektive, in der gelegentlich versucht wird, den Dekonstruktionsbegriff zu erhellen, ließe sich hier ein Motiv dafür feststellen, daß Derrida den Heideggerschen Terminus ‘Destruktion’ zur ‘Dekonstruktion’ transformiert. Vgl. Derridas entsprechende Aussage und seinen Bericht über die semantischen und etymologischen Valenzen des von ihm im französischen Lexikon vorgefundenen Dekonstruktionsbegriffs in L 1f.

⁵¹ Dies übrigens schon sehr früh (1963) und mit deutlich auf die Dekonstruktion vorausweisender Akzentuierung in „Kraft und Bedeutung“: „Unser Diskurs gehört dem System der metaphysischen Operationen in irreduzibler Weise an. Man kann den Bruch mit dieser Zugehörigkeit nur mit Hilfe einer gewissen Organisation, einer gewissen *strategischen* Einrichtung ankündigen, [...], indem man ihre ei-

gefrage drängt sich dabei auf: Wie steht es mit der logischen und semantischen Konsistenz einer Metaphysikkritik, die ihre Mittel derart weitgehend dem kritisierten Bereich entlehnt?

Diese Schwierigkeit soll hier kurz grundsätzlich erörtert werden, zumal sie auch von Derrida *expressis verbis* formuliert wird:

Das Problem des Status eines Diskurses, der einer Überlieferung die erforderlichen Hilfsmittel entlehnt, die er zur De-konstruktion eben dieser Überlieferung benötigt, muß ausdrücklich und systematisch gestellt werden. (SD 427)

Dies geschieht, direkt im Anschluß an diese Forderung, in Form einer Analyse des Vorgehens Claude Lévi-Strauss', in dem Derrida offenbar eine Legitimation und ein Modell für seine eigene Arbeit findet. Es handelt sich um die in „Das wilde Denken“ (Lévi-Strauss 1968) vorgeführte Methode der *bricolage* (Basterei). Sie wird als behelfsmäßiges Vorgehen geschildert, bei der der Bastler (im Gegensatz zum Ingenieur) für seine „Werkelei“ alles benutzt, was gerade zur Hand ist, unabhängig von der diesen improvisierten Werkzeugen eigentlich zugeordneten Funktion.⁵² Dieses Verfahren bezieht Derrida auf die genannte Problematik:

Nennt man Basterei die Notwendigkeit, seine Begriffe dem Text einer mehr oder weniger kohärenten oder zerfallenen Überlieferung entleihen zu müssen, dann muß man zugeben, daß jeder Diskurs Basterei ist. (SD 431/F 418)

Der legitimatorische Nutzen des Konzepts hinsichtlich des oben skizzierten Dilemmas der Metaphysikkritik wird in der folgenden Schilderung des Lévi-Strauss'schen Vorgehens klar ersichtlich. Dieses besteht laut Derrida darin,

genen Strategeme gegen sie selbst wendet; [...]“ (SD 36/F 34) Diese grundsätzliche Akzeptanz der Unentrinnbarkeit des metaphysischen Sprach- und Denkkomplexes gibt Welschs These von der post-modernen Verabschiedung moderner „Innovationsobsessionen“ und „novistischer Überwindungsfixierung“ (vgl. Welsch 1988, 204f.; 137f.) recht: „[Die Postmoderne] führt die Moderne fort, aber sie verabschiedet den Modernismus. Sie läßt die Ideologie der Potenzierung, der Innovation, der Überholung und Überwindung [auch der 'Überbietung', J.L.], sie läßt die Dynamik der Ismen und ihrer Akzeleration hinter sich.“ (Welsch 1988, 6).

⁵² Dies scheint mir letztlich auch die Grundlage des von Rorty gegen Eco Unterscheidung zwischen Interpretation und Gebrauch eines Texts ins Feld geführten Schraubenzieherbeispiels (und natürlich seiner pragmatischen Grundhaltung überhaupt) zu sein. So antwortet Rorty auf die von Eco akklamierete Setzung Millers: „Die Lesarten der dekonstruktiven Kritik bedeuten nicht, den Texten eine subjektivistische Theorie mutwillig aufzuzwingen, sondern werden von den Texten selbst erzwungen“ mit der bezeichnenden Paraphrase: „Für mich heißt das: Benutze ich einen Schraubenzieher zum Schrauben, so ist das 'durch den Schraubenzieher selbst erzwungen'; öffne ich jedoch Kartons damit, 'zwingt ich ihm mutwillig meine Subjektivität auf'.“ (Rorty 1994, 114)

[...] alle diese alten Begriffe [...] wie Werkzeuge, die noch zu etwas dienlich sein können, aufzubewahren und nur hier und da die Grenzen ihrer Brauchbarkeit anzuzeigen. Man gesteht ihnen keinen Wahrheitswert und keine strenge Bedeutung mehr zu, man wäre sogar bereit, sie bei Gelegenheit aufzugeben, für den Fall, daß passendere Werkzeuge zur Hand sind. Bis dahin wird ihre relative Wirksamkeit ausgebeutet und benutzt, um die alte Maschine, der sie angehören und deren Versatzstücke sie sind, zu zerstören. (SD 430/F 417, Hvb. J.L.)

Ungeachtet einiger kleinerer Einwände, die Derrida gegen die *bricolage* erhebt, bildet die darin enthaltene paradoxe Inanspruchnahme metaphysischer Begriffe und Theorien, die ja doch gleichzeitig das Ziel der gegen sie gerichteten kritischen Arbeit darstellen, einen wichtigen Bestandteil von Derridas eigener Verfahrensweise, der Dekonstruktion (vgl. Kap. 3). In welchem Maß Lévi-Strauss hier anregend gewirkt hat, zeigt die folgende, anlässlich der „metaphysisch-theologisch verwurzelten“ Dichotomie *sinnlich/intelligibel* getätigte Aussage der „Grammatologie“ über metaphysische Begrifflichkeit:

Wir können auf diese Begriffe um so weniger verzichten, als wir ihrer bedürfen um die Erbschaft aufzulassen, zu der auch sie gehören. Mit versteckten, beständig gefährlichen Bewegungen, die immer wieder dem zu verfallen drohen, was sie dekonstruieren möchten, [...] muß mit äußerster Sorgfalt ihre Zugehörigkeit zu jener Maschine bezeichnet werden, die mit diesen Begriffen zerlegt werden kann. (G 28f./F 25, Hvb. J.L.)

Diese Stelle enthält die allgemeine theoretische Begründung für eine Reihe von Widersprüchen, die Derrida des öfteren vorgeworfen werden, meist jedoch ohne eine Diskussion des hier geschilderten Rahmens. Aus dem Gesagten ist allerdings nicht einfach die Folgerung zu ziehen, die inkriminierte Widersprüchlichkeit Derridas sei deshalb unproblematisch. Sie kann aber nicht befriedigend in Form eines einfachen Vorwurfs thematisiert werden, der zum einen den übergeordneten Begründungszusammenhang unerwähnt läßt und sich zum anderen naiv auf das Konzept des Widerspruchs stützt, das ja, wie Derrida nicht müde wird zu bemerken, zum Kernbestand der von ihm gerade problematisierten metaphysischen Tradition gehört.

Andererseits ist das Immunisierungspotential dieser Strategie durchaus bedenklich, denn sie ermöglicht Derrida einerseits, den Hinweis auf die innere Widersprüchlichkeit prominenter Texte der abendländischen Philosophie zu deren Devalidierung einzusetzen, andererseits jede eventuelle eigene Inkohärenz als so unvermeidlich wie bedeutungslos abzutun. Ohne der im folgenden Kapitel vorgenommenen Erörterung der Frage nach

dem *performativen Widerspruch* im Werk Derridas hier weiter vorzugreifen, weise ich auf die symmetrische Struktur der gegenseitigen Infragestellung hin, die in beiden Fällen in der strategischen Adaption der jeweiligen Gegenposition besteht. Versucht Derrida der Philosophie durch den Nachweis zu Leibe zu rücken, ihr Diskurs halte ihren eigenen (zwar illusionären, aber doch von ihr als verbindlich propagierten, zum Beispiel logischen) Regeln nicht stand, so besteht die Pointe eines Teils der Derrida-Kritik in der Frage, wie sich, angenommen er habe mit seiner Kritik an Logik, Argumentation und Bedeutung Recht, die Inanspruchnahme dieser Konzepte in seinen eigenen Texten rechtfertige. Man muß allerdings Derrida zugutehalten, daß er, im Unterschied zu den meisten seiner Kritiker, diese Struktur, wie gesehen, im Blick hat und – wie überzeugend auch immer – mitreflektiert.

Ich habe diesen vorläufigen, knappen Abriß über einige grundlegende Aspekte des zumindest für Derridas Frühwerk bestimmenden Fluchtpunkts seiner Arbeit vorausgeschickt, um den theoretischen Rahmen für das Folgende anzugeben und die Orientierung über den systematischen Ort der großen und kleinen Denkbewegungen zu erleichtern, die in den weiteren Kapiteln erörtert werden. Sie alle – und besonders die hier so dominante Arbeit am klassischen Zeichenbegriff und seiner Gegenüberstellung von Signifikant und Signifikat – gewinnen letzten Endes nur im Zusammenhang mit Derridas metaphysikkritischem Hauptanliegen ihren Sinn.

3 Dekonstruktion

Nach der Skizze des theoretischen Rahmens im vorigen Kapitel ist die Betrachtung der Derridaschen Vorgehensweise von großer Bedeutung. Derridas Arbeit am Zeichen und seine metaphysikkritische Akzentverschiebung vom Signifikat auf den Signifikanten vollzieht sich ausschließlich dekonstruktiv. Angesichts der Vielschichtigkeit des Dekonstruktionsbegriffs und seiner divergierenden Behandlung in der Literatur habe ich mich zu einer Darstellung der meines Erachtens wesentlichen Züge der Dekonstruktion entschlossen.⁵³ Derridas komplexe Denkbewegungen werden im Zuge ihrer Erörterung in den nachfolgenden Kapiteln auf die hier aufgestellten Parameter rückbezogen. Dort kommen über die jeweils nachweisbaren musterhaften Elemente hinaus, die Thema dieses Kapitels sind, auch die singulären, 'idiomatischen' Züge der betrachteten Dekonstruktionen in den Blick.

Zusätzlich zu ihrer darstellungsökonomischen Funktion zeitigt die vorgezogene, abstraktive Betrachtung der Dekonstruktion theoretische Konsequenzen, die nicht nur für die später betrachteten Themen folgenreich sind, sondern auch ein neues Licht auf die umstrittene Frage des *performativen Widerspruchs* bei Derrida werfen sowie ein gängiges Einwandmuster als „kohärentistischen Fehlschluß“ ausweisen.

3.1 Einführung

Ohne Zweifel stellt die Dekonstruktion Derridas bekannteste und folgenreichste theoretische Errungenschaft dar.⁵⁴ Der Begriff hat schon seit längerem als Modewort Eingang

⁵³ Die kaum noch zu überblickenden Aussagen der einschlägigen Literatur zum Thema Dekonstruktion wurden dabei nur in besonders geeigneten Fällen berücksichtigt.

⁵⁴ Ein schlagendes Beispiel für diese Sonderstellung bietet die Bemerkung, die Christopher Norris in seinem ausgezeichneten Buch über Derrida seinem „Index of Names and Topics“ voranstellt. Dekonstruktion erscheint dort sozusagen als theoriesprachliches Synonym für Derrida: „(Since the authors and topics are all treated in relation to some aspect of his work, I have not thought it worthwhile to duplicate details by providing a comprehensive entry under 'Jacques Derrida'. For the same reason 'deconstruction' is not here but can be tracked easily enough through various related terms and ideas.)“ (Norris 1987, 265) Offenkundig aus demselben Grund erscheint „Dekonstruktion“ nicht als Stichwort in Benningtons „Derridabase“, obwohl er mit seinem „Portrait“ Derridas nach eigener Aussage „der Dekonstruktion Ausdruck verleihen“ möchte (vgl. Bennington/Derrida 1994, 5f.; 19). Vgl. dazu auch Benningtons Einleitung zu seinem Interview mit Derrida: „Jacques Derrida has been called the leading French philosopher of the day. Clearly his work is most easily associated in this country, and I think in the Anglophone world in general, with a movement, or a pseudo-movement called deconstruction or sometimes 'deconstructionism'; [...]“ (Derrida 1986, 209) Rückblickend konstatieren daher Gondek/Waldenfels die in der hier thematisierten Arbeitsphase virulente „[...] Gefahr, Dekonstruktion könne zu einem monothematischen Schematismus [...]“ im Werk Derridas werden. Diese Befürchtung habe sich allerdings nicht bewahrheitet. (Gondek/Waldenfels 1997, 8)

in die (hoch-) kulturelle Alltagssprache gefunden⁵⁵, taucht aber auch in philosophischen und wissenschaftlichen Zusammenhängen mit großer Regelmäßigkeit auf. Insbesondere in der Literaturwissenschaft hat die Dekonstruktion eine geradezu sensationelle Karriere gemacht, was sich unter anderem an der Tatsache zeigt, daß gemeinhin Dekonstruktivismus als gleichbedeutend mit poststrukturalistischer Literaturtheorie schlechthin gehandelt wird.⁵⁶ Ausgangspunkt sowohl für die umfassende Verbreitung als auch für eine merkliche inhaltliche Verschiebung gegenüber Derridas eigenem Vorgehen war die enorme Resonanz auf Derridas 1966 in Baltimore gehaltenen Vortrag „Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen“ (SD 422-442) in den Vereinigten Staaten.⁵⁷ Als besonders einflußreich erwiesen sich dabei die Arbeiten der von dritter Seite oft als ‘Yale School’ apostrophierten Paul de Man, Harold Bloom, Geoffrey Hartman und Hillis Miller.⁵⁸

Die so entstandene Bewegung ist am zutreffendsten als „amerikanischer literarischer Dekonstruktivismus“ zu kennzeichnen, ein Etikett, das zwei wesentlichen Kennzeichen Rechnung trägt. Einerseits handelt es sich um ein Phänomen, das seine mit Abstand größte Wirkung in den USA entwickelte und Kontinentaleuropa – in Großbritannien liegen die Dinge aufgrund der sprachlichen Nähe zu Nordamerika etwas anders – nur in

⁵⁵ Ein beliebig herausgegriffenes Beispiel: In der „taz“ vom 22.11.1993 wollte man weder in einem Artikel über Erich Fried anlässlich des Erscheinens der Werkausgabe bei Wagenbach (S.15) noch in einer Glosse zum 25-jährigen Jubiläum des „Weißen Albums“ der Beatles (S.16) darauf verzichten.

⁵⁶ Vgl. u.a. Culler (1988) passim; Eagleton (1992) 132ff.; Menke (1990) 235-264; Gumbrecht (1988) 95-113.

⁵⁷ Vgl. etwa die Einschätzung von Norris: „It was a paper he gave in 1966 at a conference organized by Johns Hopkins University that marked the emergence of ‘literary’ deconstruction as a force in American criticism.“ (Norris 1987, 13)

⁵⁸ Dies trotz Hartmans explizitem Hinweis, er und Bloom seien keineswegs Dekonstruktivisten in dem – wieder gegen (oder vielleicht doch gerade durch?) Hartmans ausdrückliche Ablehnung eines solchen Charakters – als *Manifest* des amerikanischen Dekonstruktivismus rezipierten „Deconstruction and Criticism“ (vgl. Bloom et al. 1979, VII-IX), einer Sammlung von Aufsätzen der genannten vier Wissenschaftler und Derridas. Entgegen der durch das gemeinsame Etikett suggerierten Einheitlichkeit weisen die Ansätze der „Exponenten der Yale School“ zum Teil gravierende Unterschiede auf. Vgl. den Versuch „[...] to disentangle the themes and theories of four critics [die genannten, J.L.] who are often treated as a group because of their association at Yale. [...]“, in „The Yale Critics: Deconstruction in America.“ (Arac et al. 1983, XV) Auch Vincent B. Leitch, der eine sehr nützliche Darstellung der Geschichte des amerikanischen Dekonstruktivismus sowie eine Diskussion des Verhältnisses seiner wesentlichen Exponenten zu Derrida gibt, weist auf Blooms Anstrengungen hin, *gegen* den von Derrida und de Man bestimmten „scheinbar monolithischen“ dekonstruktiven Hintergrund eine eigene Position zu entwickeln (vgl. Leitch 1983). Demgegenüber meldet Fredric Jameson starke Zweifel an der theoretischen Nähe auch von de Man und Derrida an: „Indeed, it seems to me a useful working hypothesis, at least for the moment and in a situation in which their names are so often evoked together and subsumed under the rubric of ‘deconstruction’, to assume from the outset that these two bodies of ‘signed’ theory have nothing whatsoever to do with each other. This therapeutic working hypothesis will indeed be more deeply justified by the picture of de Man’s metaphysics I want to develop here, which will look very different from the positions generally associated with Derrida.“ (Jameson 1991, 225)

relativ schwachen Ausläufern erreichte. Dieses Bild spiegelt sich in der einschlägigen Literatur, die, wie ein Blick in die Bibliographien zeigt, ganz überwiegend aus den Vereinigten Staaten kommt.⁵⁹ Zum anderen liegt hier ein Aneignungsprozeß vor, der Derridas primär philosophische Überlegungen in einen literaturtheoretischen Kontext verpflanzt. Das wäre an sich nicht problematisch, zumal Derrida selbst nicht nur sein theoretisches Interesse an Literatur des öfteren bekundet,⁶⁰ sondern die aktive Verunklärung der Grenze zwischen Literatur und Philosophie ausdrücklich zum Ziel seines Schreibens erklärt und in einigen seiner Werke auch eindrucksvoll vorgeführt hat.⁶¹ Heikel wird die literaturtheoretische Nutzung der Dekonstruktion dadurch, daß sie diese aufgrund praktischer Bedürfnisse literaturkritischer, textanalytischer oder systematisch-literaturwissenschaftlicher Art⁶² als Verfahren festzuschreiben und zu einer Methode zu entwickeln sucht. Diese Tendenz hat zwar, wie erwähnt, eine immense Fruchtbarkeit gezeitigt, sie steht aber in deutlichem Widerspruch zu Derridas Aussagen über die Dekonstruktion und in Kontrast zu seinem eigenen dekonstruktiven Vorgehen. Sehr deutlich wird Derridas Abgrenzung von der amerikanischen Dekonstruktionspraxis in seinem „Letter to a Japanese Friend“:

It is true that in certain circles (university or cultural, especially in the United States)⁶³ the technical and methodological „metaphor“ that seems necessarily attached to the very word „deconstruction“ has been able to seduce or lead astray. Hence the debate which has developed in these circles: can deconstruction become a methodology for reading and for interpretation? (L 5)

⁵⁹ Vgl. z.B. Nordquist (1995); Bennington/Derrida (1994, 374-405) und Schultz/Fried (1992).

⁶⁰ Mit Betonung der entscheidenden Rolle dieses Interesses für die Entwicklung seiner philosophischen Ideen z.B. im Interview mit R. Kearney: „[...] it was my preoccupation with literary texts which enabled me to discern the problematics of writing as one of the key factors in the deconstruction of metaphysics.“ (Kearney 1984, 100 zit. nach Norris 1987, 17)

⁶¹ Hier sind unter anderem die fiktiven Liebesbriefe in *Die Postkarte* zu nennen, das parallele typographische Arrangement von Hegel- und Genet-Texten in *Glas* oder die Schluß„szene“ von *Platons Pharmazie*, in welcher der Philosoph inmitten einer Apotheke agierend vorgeführt wird. Für Derridas theoretische Problematisierung der strikten Trennung zwischen Literatur und Philosophie vgl. das Kapitel „Philosophy/Literature“ in Norris (1987).

⁶² Vgl. etwa Harold Blooms Versuch, eine dekonstruktive ‘map of misreading’ zu entwickeln: Bloom (1975).

⁶³ Derridas Unzufriedenheit mit der amerikanischen Rezeption seines Werks kommt indirekt auch in den Vorwürfen gegenüber einigen (nicht namentlich genannten) Kritikern zum Ausdruck, sie bezögen ihre „Kenntnisse“ von dort und nicht auf dem Weg der Originallektüre: „Es sind diejenigen, die, wenn sie Franzosen sind, glauben, sie könnten einen anderen französischen Autor kritisieren, indem sie Rorty oder einen schlechten Artikel der New York Review of books zitieren, ohne jemals gegen Argumente zu argumentieren, [...]. Es sind diejenigen, die, wenn sie Deutsche sind, (Sie wissen sehr wohl, daß ich nicht von Ihnen spreche), dieselben französischen Texte nur vermittelt durch amerikanischer Sekundärliteratur lesen, [...].“ (Derrida 1987, 84)

Demgegenüber erklärt Derrida unmißverständlich: „Deconstruction is not a method and cannot be transformed into one.“ (L 5)⁶⁴ Es ist daher grundsätzlich genauestens zu unterscheiden zwischen Derridas eigener dekonstruktiver Praxis, die für diese Arbeit von entscheidender Bedeutung ist, und der genannten (insbesondere amerikanischen) literaturtheoretischen Variante der Dekonstruktion.⁶⁵

Derridas kategorische Weigerung, die Dekonstruktion als Methode zu betrachten, hat bei einigen der besser informierten Autoren zu einfallsreichen Lösungen bei der Bestimmung ihres Status geführt. David Wood zum Beispiel hilft sich mit der Feststellung, daß

[...] if we were to pretend for a moment that Derrida had a method [...] this method would be deconstruction. (Wood 1980, 506)

Noch gewundener, aber mit der gleichen Tendenz formuliert Norris:

In fact it is not too difficult to come up with a concise formula that would make it sound very much like a ‘method’ and yet describe quite accurately some of Derridas most typical deconstructive moves. (Norris 1987, 18f.)

Das Dilemma, einerseits Derridas Ansprüche respektieren zu wollen, andererseits aber das eigene Interesse an einer prägnanten inhaltlichen Füllung des Dekonstruktionsbegriffs zu wahren, prägt auch die folgende Passage:

So there is at least a certain *prima facie* case for the claim that deconstruction is a ‘method’ of reading with its own specific rules and protocols. [...] Nevertheless Derrida has good reason for resisting any attempt, on the part of his disciples and commentators, to reduce deconstruction to a *concept* definable in terms of method or technique. (Norris 1987, 19)

Unklarheiten dieser Art sind jedoch nur zum Teil den diversen Autoren anzulasten, denn sie spiegeln bei genauerer Betrachtung nur eine entsprechende Widersprüchlichkeit bei Derrida selbst. So wird der oben zitierte, für Derrida ungewöhnlich eindeutige Satz:

⁶⁴ Der folgende Satz deutet die Gründe dieser Ablehnung an: „Especially if the technical und procedural significations of the word are stressed.“ (L 5) Gegen die Verführungskraft dieser „iterativen“ Komponenten klagt Derrida den singulären Charakter jeder Dekonstruktion ein (vgl. ebd.). Allerdings hat Derrida selbst in Pos (s.u.) Grundzüge eines Dekonstruktions*musters* aufgestellt.

⁶⁵ In diesem Sinn differenziert z.B. P.V. Zima nicht nur terminologisch zwischen „französischer“ und „amerikanischer“ Dekonstruktion (Zima 1994, IX), sondern erörtert ausführlich die unterschiedlichen philosophischen Standpunkte Hartmans, Blooms, Millers, de Mans und Derridas (vgl. Zima 1994, Kap. II-IV).

„Deconstruction is not a method [...]“ nur zwei Seiten später im selben Text durch die folgende Aussage konterkariert:

All sentences of the type „deconstruction is X“ or „deconstruction is not X“, *a priori*, miss the point, which is to say that they are at least false. As you know one of the principle things at stake in what is called in my texts „deconstruction“, is precisely the delimiting of ontology and above all of the third person present indicative = S is P. (L 7)

Eine strikte Auslegung dieses Passus würde natürlich jede Erläuterung des Dekonstruktionsbegriffs unmöglich machen. Allerdings folgt Derrida selbst dieser strengen Lesart (wie gesehen gelegentlich sogar in einem sehr wörtlichen Sinn) nicht. So enthält nicht nur der hier zitierte „Letter to a Japanese Friend“ eine ganze Reihe von Aussagen zur Dekonstruktion, sondern auch verschiedene andere Texte, die ich im folgenden ebenfalls heranziehe. Dabei läßt sich nach meinem Dafürhalten – und dies könnte Derridas uneinheitliche Aussagen erklären – ein allgemein beschreibbares dekonstruktives Grundmuster von dem laut Derrida immer auch vorhandenen ‘Idiom’ oder der ‘Signatur’ (vgl. L 5) jeder konkreten Einzeldekonstruktion isolieren. Nur dieses Muster ist Gegenstand der unter 3.2 folgenden Übersicht, während die letzteren für die dekonstruktive Arbeit an Husserl, Saussure und Platon in den entsprechenden Kapiteln in ihrer individuellen Ausprägung erkennbar werden.

Vorab sei darauf hingewiesen, daß die erwähnte überragende Rolle der Dekonstruktion in der Wahrnehmung der Arbeiten Derridas von diesem wiederholt als inadäquat abgelehnt und einer irregeleiteten Rezeption zugeschrieben worden ist:

Vorhin haben wir von der Dekonstruktion gesprochen, aber das Wort Dekonstruktion ist für mich kein Herrscher-Wort (*maître-mot*). Ich habe mich seiner vor 20 Jahren in der Annahme bedient, daß das Wort von anderen Wörtern abgelöst und nicht zum Oberbegriff für alle anderen werden würde. Die Rezeption meiner Texte hat das bewirkt, aber ich habe das nicht beabsichtigt. Es gibt in meinen Texten viele andere Wörter und Begriffe, die in meinen Augen dieselbe Notwendigkeit besitzen. (Rötzer 1987, 85)⁶⁶

⁶⁶ Ähnlich äußert sich Derrida in ‘The Time of a Thesis’. Dort bezeichnet er Dekonstruktion als Wort, [...] das ich niemals gemocht habe und dessen Schicksal mich unangenehm überrascht hat [...]. (Derrida 1998, 32) Hinsichtlich der gegenüber Rötzer erwähnten, gleich wichtigen ‘andere[n] Wörter und Begriffe’ wird Derrida andernorts konkreter: „Deconstruction is a word, that is essentially replaceable in a chain of substitutions. [...] For me, for what I have tried and still try to write, the word only has interest within a certain context where it replaces and lets itself be determined by such other words as ‘écriture’, ‘différance’, ‘supplement’, ‘hymen’, ‘pharmakon’, ‘marge’, ‘entame’, ‘parergon’ etc. By

Es wird weiter unten eine der anstehenden Aufgaben sein, den Kontext und einige der verwandten Begriffe zu rekonstruieren, in deren Zusammenhang das Konzept der Dekonstruktion bei Derrida seinen Sinn gewinnt.⁶⁷ Im Zusammenhang dieser Arbeit wird sich zeigen, daß die Auseinandersetzung mit Husserl, Saussure und Platon unleugbar dekonstruktiv erfolgt, so daß der Sonderstatus der Dekonstruktion für die dabei relevanten Texte Derridas außer Frage steht.

3.2 Allgemeine Züge der Dekonstruktion bei Derrida

Die im folgenden beschriebenen Kennzeichen bilden nach meiner Einschätzung das Grundgerüst des dekonstruktiven Vorgehens bei Derrida. Sie wurden in erster Linie aus der Betrachtung konkreter Dekonstruktionen gewonnen. Diese realisieren allerdings den Merkmalskomplex auf eine jeweils individuelle und mitunter sehr originelle Weise (vgl. z.B. Kap. 7). Dennoch ist eine gewisse Musterhaftigkeit nicht zu übersehen, so daß den sich hier abzeichnenden Konturen trotz Derridas Einspruch meines Erachtens unzweifelhaft eine bis zu einem gewissen Grad methodische Qualität innewohnt.⁶⁸

1.) Parasitärer Charakter

Ich erinnere an die in Kap. 2 vorgestellte Technik der „bricolage“, die sich der vorgefundenen begrifflichen Werkzeuge bedient, um deren epistemische Grundlage zu zerstören. Auf ähnliche Weise und mit derselben metaphysikkritischen Grundintention verfährt Derrida auch auf der Ebene größerer Einheiten, nämlich mit diversen Haupt- und Nebenstücken der okzidentalen Philosophie seit Platon. Anstatt diese durch konkurrie-

definition the list can never be closed [...].“ (L 7) Eine veränderte Einstellung scheint allerdings in einer späteren Diskussion zutage zu treten. Dort bestätigt Derrida einerseits seine gegenüber Rötzer geäußerte Haltung, räumt aber andererseits ein, daß das Wort „Dekonstruktion“ aufgrund der bis dato erfolgten Diskussion eine ungewöhnliche, wenngleich vergängliche ‘strategische Kraft’ erlangt und er inzwischen mehr Sympathie dafür entwickelt habe: „Finally, now, I love it. I didn’t at the beginning; now I think because of the aggressivity it sometimes provokes, it’s not a bad theoretical fetish. But I know – and I hope – it will be, and it has already been replaced. Too, perhaps, it will be totally erased.“ (Derrida 1990, 8)

⁶⁷ Die Prominenz, die der Dekonstruktion im Zuge ihrer Rezeption zugefallen ist, wird natürlich durch Derridas Bekenntnis diesbezüglich abweichender eigener Intentionen nur sehr bedingt berührt.

⁶⁸ Mit größerem zeitlichen Abstand zu den oft radikal formulierten Bemühungen, die Neuheit und Einzigartigkeit des Konzepts glaubhaft zu machen, äußert sich Derrida entspannter: „Was ich Dekonstruktion nenne, kann natürlich Regeln, Verfahren, Techniken hervorbringen, aber im Grunde genommen ist sie keine Methode [...]. Wenn die Dekonstruktion die Geschichte der Metaphysik und die des Methodenbegriffs untersucht, kann sie sich nicht einfach selbst als Methode darstellen. Ich würde nicht sagen, daß sich die Dekonstruktion lehren läßt, aber sie kann einen gewissen Unterricht erlauben und Regeln hervorbringen, die sich weitergeben lassen.“ (Rötzer 1987, 70)

rende theoretische Aussagen herauszufordern oder ihnen eine eigene Nicht-Philosophie entgegenzustellen, verfolgt er auch hier die Strategie, ihre innere Erosion zu befördern oder zur Kenntlichkeit zu bringen:

Ich will nur hervorheben, daß über die Philosophie hinauszugehen nicht heißen kann, ihr den Rücken zuzukehren, (was meistens schlechte Philosophie zur Folge hat)⁶⁹, sondern die Philosophen *auf eine bestimmte Art zu lesen*. (SD 435/F 421f.)

Wir begegnen hier einem der auffälligsten Merkmale der Derridaschen Produktion, das bis zu seinen neueren Arbeiten zu Marx oder Benjamin⁷⁰ virulent ist, für die hier betrachtete Arbeitsphase aber geradezu obligatorisch erscheint. Gemeint ist die Tatsache, daß Derridas Arbeiten fast ausschließlich als *Lektüren* angelegt sind, das heißt in Form kritischer Beschäftigung mit konkreten Texten oder Textfamilien.⁷¹ Ihre Einstufung als parasitär – etwa durch Llewelyn: „The writings of Jacques Derrida are parasitic“ (Llewelyn 1986, 13) – beinhaltet jedoch keinerlei pejorative Komponente.⁷² Bemerkenswerterweise hat diese konsequente Form produktiver Nicht-Eigenständigkeit weder Derridas enormen Einfluß verhindert, noch einer zunehmenden Reputation als ausnehmend origineller Denker im Weg gestanden.

2.) Subversive Immanenz

Dekonstruktion bedeutet also bei Derrida eine spezielle Art und Weise mit Texten umzugehen, sie „auf eine bestimmte Art zu lesen“. Dabei handelt es sich weder um eine Analyse oder Interpretation, eine Kritik oder einen Kommentar⁷³ – übrigens auch keine

⁶⁹ Diese Haltung ist für den frühen Derrida vollkommen typisch und widerlegt damit zumindest für diesen Zeitraum Rortys Derrida-Interpretation in Rorty (1992, 202ff.).

⁷⁰ Vgl. Derrida (1995) und Derrida (1991).

⁷¹ Zum Beispiel alle Aufsätze in SD und Rdg, desgleichen StPh und Dis. Auch G, im zweiten Teil (Lévi-Strauss/Rousseau) vollständig, in Teil I (Saussure und andere) weitestgehend. Zur Nähe dieser ‘negativen’ Ausrichtung zu Adorno vgl. Zima (1994, bes. 219ff.).

⁷² Derrida selbst hat des öfteren den sekundären Charakter von als parasitär apostrophierten Phänomenen problematisiert (vgl. z.B. G 94; Rdg 308ff.; PP Kap. VI, vgl. unten Kap. 7), am vehementesten in seiner Auseinandersetzung mit Searle um die (angeblich methodische und vorläufige) Ausgrenzung bestimmter Formen nicht-ernsthaften Sprechens bei Austin (vgl. LI passim).

⁷³ „All the same and in spite of appearances, deconstruction is neither an analysis nor a critique [...].“ (L 4) Beide Konzepte sind für Derrida nicht aus ihrer Verbundenheit mit der Philosophie zu lösen, die gerade den Gegenstand seiner dekonstruktiven Bemühungen bilde (vgl. L 4f.). Zur Ablehnung des Kommentars als Lektüremethode (unter anderem wegen seiner Implikation der Annahme eines transzendentalen Signifikats) vgl. G 273-276.

Hermeneutik⁷⁴ – im herkömmlichen Sinn, sondern um eine spezifische Lektürestategie, deren wichtigstes Kennzeichen ihre subversive Immanenz ist:

Die Bewegungen dieser Dekonstruktion rühren nicht von außen an die Strukturen. Sie sind nur möglich und wirksam, können nur etwas ausrichten, indem sie diese Strukturen bewohnen; [...] Die Dekonstruktion hat notwendigerweise von innen her zu operieren, sich aller subversiven, strategischen und ökonomischen Mittel der alten Struktur zu bedienen [...]. (G 45/F 39)⁷⁵

Ein erster Hinweis, welche Aspekte der solchermaßen „bewohnten“ Struktur gegen sich selbst gewendet werden können, findet sich bei Culler:

Der Praktiker der Dekonstruktion arbeitet innerhalb eines *Begriffssystems*⁷⁶, aber in der Absicht, es aufzubrechen. (Culler 1988, 95)

Die Dekonstruktion beruft sich nicht auf ein höheres Prinzip oder eine andere Vernunft⁷⁷, sondern verwendet genau die Prinzipien, die sie dekonstruiert. (Culler 1988, 97)

Exemplarisch wird dieses Vorgehen von Culler am Beispiel der Kausalität vorgeführt (vgl. Culler 1988, 96ff.). Ausführliche Darstellungen dieser Praxis bei Derrida finden sich in den folgenden Kapiteln dieser Arbeit. Auf die in diesem Ansatz enthaltene logi-

⁷⁴ Das Verhältnis zwischen Dekonstruktion und Hermeneutik hätte 1981 durch die Begegnung mit Hans-Georg Gadamer eine hochinteressante Diskussion erfahren können. Warum und in welcher Weise dieses Unternehmen mißglückte, ist nachzulesen bei Behler (1988, 147-168); einen Abdruck u.a. der Beiträge Derridas und Gadamers bieten Forget (1984) sowie, in englischer Sprache und um einen umfangreichen Apparat kommentierender Essays vermehrt, Michelfelder/Palmer (1989). Eine ungewöhnlich klare Aussage zur Hermeneutik erhielt Florian Rötzer von Derrida: „Die Hermeneutik ist eine allgemeine Praxis der Lektüre oder der Entzifferung eines religiösen, literarischen oder philosophischen Textes, die voraussetzt, daß sich der Text in einem bestimmten Sinn lesen läßt, und daß man, wenn man die Tiefgründigkeit des Textes berücksichtigt, zwangsläufig zum Sinn*, zum Inhalt* und zur Bedeutung* des Textes gelangt. Ich habe sehr viel Achtung vor der Hermeneutik und halte eine hermeneutische Wissenschaft auf allen Gebieten immer für notwendig. Aber die Dekonstruktion ist keine Hermeneutik, weil der Sinn als letzte Schicht des Textes immer geteilt oder vielfältig ist und sich nicht zusammenfügen läßt.“ (Rötzer 1987, 71)

⁷⁵ Angesichts der Derridaschen Annahme einer Korrespondenz unterschiedlicher Sinnzusammenhänge über in ihnen gemeinsam vorkommende Signifikanten (vgl. Kap. 8) scheint es mir nicht abwegig, der hier skizzierten epistemologischen Guerilla-Strategie auch einen politischen Aspekt abzugewinnen. Ähnlich argumentiert Lothar Baier, der in seiner aufschlußreichen Darstellung des Verlaufs der von ihm so genannten „semiologischen Revolution“ in Frankreich Zusammenhänge zwischen der theoretischen Entwicklung und dem jeweiligen politischen Gravitationszentrum ihrer Protagonisten herstellt (Mitgliedschaft in der KPF; Hinwendung zum Maoismus; Absage an den historischen Materialismus nach dem Fernsehauftritt Solschenizyns 1974 etc.). So führt Baier u.a. Derridas theoretische Angriffe gegen die „okzidentale Episteme“ auf die zeitweilige Mao-Begeisterung Derridas und anderer Mitglieder des „Tel Quel“-Kreises zurück (vgl. Baier 1986, 25-28).

⁷⁶ In konsequenter Weiterentwicklung seiner pragmatischen Festlegungen distanziert sich inzwischen Rorty in diesem Punkt von Derrida und propagiert die diskussionslose Ersetzung alter Theorien und ihres „Vokabulars“ durch neue, anscheinend produktivere Vorschläge (vgl. Rorty 1992, 30f.).

⁷⁷ Diese Einschätzung steht in Widerspruch zu Welschs Versuch, Derridas Überlegungen im Rahmen seines Konzepts der „transversalen Vernunft“ einzubinden (vgl. zum Konzept das entsprechende Kapitel in Welsch 1988, 295-318, zu Derridas diesbezüglicher Inanspruchnahme Welsch 1996, 245-302).

sche Provokation und ihre große Anziehungskraft für den Vorwurf der (nicht nur performativen) Widersprüchlichkeit habe ich bereits in Kap. 1 hingewiesen.

3.) Inkonsistenz-Unterstellung

Die Haltung der „subversiven Immanenz“ basiert auf einer von Derrida meist nur beiläufig thematisierten Voraussetzung. Aufgrund der von ihm angenommenen inneren Widersprüchlichkeit des metaphysischen Gesamtsystems muß jeder einzelne dieser Tradition zugehörige Text ebenfalls eine logische Inkonsistenz aufweisen. Diese realisiert sich notwendigerweise in bestimmten Textmerkmalen, welche dann als Ansatzpunkte der Dekonstruktion fungieren können. Angesichts des in der Logik propagierten Ideals der Widerspruchsfreiheit und der daran orientierten Wissenschaftsnormen⁷⁸ müssen die besagten Texte sich jedoch einer Verbergungsstrategie bedienen, die dazu dient, die inneren Widersprüche zu unterdrücken und den Anschein logischer Stimmigkeit zu erwecken. Ein wesentliches Element des dekonstruktiven Vorgehens besteht im Auffinden der verborgenen textuellen Widerstände gegen diese an der Oberfläche zur Schau gestellte Homogenität. Dabei spielen die hauptsächlich begrifflichen Oppositionsbildungen eines Texts sehr häufig die Rolle der primären Leitlinie (vgl. unten Punkt sechs).

Dekonstruktion enthält somit einen rekonstruktiven Anteil, der in der *Erschließung* bestimmter – von Derrida a priori als vorhanden unterstellter – antagonistischer *Texteigenschaften* besteht. Die Aktivität des Dekonstruktors erschöpft sich diesbezüglich darin, die Verbergungsmechanismen des Texts außer Kraft zu setzen und dessen Widersprüchlichkeit zu exponieren. Seine Tätigkeit erscheint mithin bis zu einem gewissen Grad durch den Gegenstand vorgegeben, eine Sichtweise, die ihren Niederschlag in der (auch von Derrida gelegentlich gebrauchten) Formulierung findet, ein Text „dekonstruiere sich selbst“⁷⁹. Diese Redeweise ist allerdings wenig glücklich. Nicht nur birgt sie die Gefahr, als jargonhafte Floskel modischen postmodernen Textualismus’ (miß)verstanden zu werden, sie suggeriert auch eine Engführung des im Gegensatz zu gelegentlichen Vermutungen (vgl. zum Beispiel Eco 1995, 430f.) bei Derrida durchaus vorhandenen regulativen Moments bei der Lektüre mit überholten deterministischen Auffassungen

⁷⁸ Der Satz vom Widerspruch $a \neq \neg a$ hat nach Derrida nicht nur in der abendländischen Philosophie, sondern auch in der auf dieser basierenden Wissenschaft Gültigkeit.

⁷⁹ So z.B. L 5 oder Norris (1987, 56f.). Rorty (1992, 30) hält dies hingegen für ausgeschlossen. Seine Option für neue Vokabulare und die Leugnung der Möglichkeit, ernsthafte Weiterentwicklung innerhalb eines bestehenden Paradigmas zu erzielen, stellen jedoch m.E. gegen seine expliziten Bekundungen sogar eine indirekte Absage an die Dekonstruktion überhaupt dar.

der Textinterpretation. Demgegenüber wird andernorts sehr deutlich, daß Derrida eine grundsätzliche, allerdings bei ihm theoretisch zu wenig ausdifferenzierte ambivalente Haltung bezüglich der Kräfte des Texts einerseits und der Aktivität des Interpreten andererseits einnimmt.⁸⁰

4.) Zweischichtiges Textmodell

In vorläufiger, vergrößernder Abstraktion läßt sich feststellen, daß Derrida mit einem zweischichtigen Textmodell operiert. Eine argumentativ und begrifflich geschlossene semantische Oberfläche wird in dieser Sicht von einer dazu heterogenen Tiefenschicht unterfangen.⁸¹ Diese muß durch eine „Tiefenlektüre“ (vgl. G 343) erschlossen werden. Derrida konzeptualisiert diesen mehrschichtigen Text in Begriffen von *Absicht* und gegenläufiger *Geste*, die Anklänge an die unter Punkt 5.) dargestellten psychoanalytischen Vorstellungen bergen.

Die Gegenüberstellung von Textabsicht und widerstreitenden textuellen Kräften wird von Derrida zum Beispiel in der „Grammatologie“, besonders in der großen Rousseau-Dekonstruktion des zweiten Teils, wiederholt formuliert. Ich nenne nur einige Beispiele. So heißt es anlässlich Rousseaus Theorie des Sprachursprungs: „Auch hier muß wieder zwischen der Beschreibung und der erklärten Absicht unterschieden werden.“ „Trotz der [...] *Beschreibung* eines doppelten Ursprungs, *will* Rousseau *nicht* von zwei Polen der Sprachbildung sprechen, [...].“ (G 431) Ähnlich vorher in dichter Folge: „Rousseau *möchte sagen*, daß [...]; *in Wirklichkeit beschreibt* er aber, [...].“ „Rousseau *deklariert*, was er *sagen will*, [...]; er sagt oder *beschreibt*, was er *nicht sagen will*: [...].“ „Aber Rousseau *beschreibt*, was er *nicht sagen möchte*:⁸² [...].“ (G 393f./F 326, alle Hervorhebungen original)⁸³

⁸⁰ Vgl. dazu etwa seine Bemerkung zur Insuffizienz des „verdoppelnden Kommentars“ (G 273f.) und der heiklen Notwendigkeit „eingreifender“ Interpretation (PP 72), sowie die Ausführungen zur aktiv/passiv Dichotomie im Zusammenhang mit der *différance* (s. Kap. 6.3). Aufschlußreich sind ebenfalls Derridas Ausführungen zum *double-bind* Charakter der Dekonstruktion, die einerseits „immer schon am Werk“ sei, andererseits dem Dekonstruktoreur schöpferische Eigenaktivität abverlange (vgl. Weber 1994, 77f.).

⁸¹ Eine detaillierte Analyse solcher disparater Textgefüge bietet Kap. 7, das auch eine Diskussion von Derridas bekanntestem und meistzitiertem Beispiel enthält, Platons Rückgriff auf die skripturale Metapher der „Inschrift“ in die Seele im *Phaidros*. Diese erscheint bezeichnenderweise gerade an der entscheidenden Stelle von Sokrates' Argumentation zugunsten der „lebendigen Rede“ gegen die „verderbliche Schrift“. Vgl. Platon: *Phaidros* 276a und Derrida: PP 166ff.

⁸² Die Gleichsetzung von Autor- und Textintention ist offenbar für Derrida kein Problem, möglicherweise deshalb, weil im damaligen Diskussionskontext in Frankreich der empirische Autor ohnehin so wenig beachtenswert erscheint, daß die Namensnennung automatisch als metonymische Etikettierung des Texts funktioniert.

⁸³ Ich habe hier Beispiele aus der Rousseau-Dekonstruktion herangezogen. Das skizzierte Modell ist jedoch zumindest für die hier behandelten Arbeiten zu Platon und Saussure gleichermaßen einschlägig

Für den Augenblick soll diese schematische Skizze zweier Textstrata genügen. Die (für Derrida, wie erwähnt, aufgrund ihrer metaphysischen Gebundenheit unvermeidliche) Heterogenität der hier in Rede stehenden Texte kann auch die Form eines Widerspruchs zwischen einfachen Aussagen und verschiedenen Formen von diese deutenden Interpretanten annehmen. Darunter fallen zum Beispiel Überschriften, Vorworte, Thesenformulierungen, Definitionen, Zusammenfassungen, klassifikatorische Akte, rhematische Paraphrasen etc.⁸⁴ Allgemeiner läßt sich dieses Verhältnis in der Sprache des oben erwähnten poststrukturalistischen Textualismus als Versuch einiger Textelemente beschreiben, die Bedeutungsproduktion des Gesamttexts zu beherrschen und die widerstreitenden semantischen Energien der übrigen Elemente zu unterdrücken. Damit ist ein Textmodell skizziert, das die Voraussetzung jeder dekonstruktiven Arbeit bildet. Es wird in den folgenden Kapiteln eingehend illustriert und analysiert.

Dieses von Derrida implizierte heterogene Textmodell hat eine gravierende, bislang jedoch offenbar wenig beachtete Konsequenz: Es erschwert traditionelle Einwände gegen seine Deutungen der dekonstruierten Texte. Das fehlende Bewußtsein für die Derridasche Voraussetzung einer notwendigen Inkohärenz jedes Texts hat dazu geführt, daß seine Deutungen des öfteren unter Berufung auf gegenteilige Aussagen desselben Autors, oft sogar im selben Werk, in Zweifel gezogen oder als unhaltbar zurückgewiesen worden sind. In diesem Sinn wird zum Beispiel die von Derrida herausgestellte Betonung eines „natürlichen Bands“ zwischen Laut und Bedeutung bei Saussure mit dem so zutreffenden wie an dieser Stelle verfehlten Hinweis auf Saussures bekannte Theoreme

und wird im letzteren Fall auch mehrfach explizit berufen, so z.B.: „Eine andere Geste jedoch (nicht eine andere Absicht [...]) ist Wegbereiter für eine künftige Allgemeine Grammatologie. [...] Verfolgen wir nun bei Saussure diese Spannung zwischen Geste und Absicht.“ (G 53)

David Wood stellt in Derridas Texten denselben Mechanismus fest und macht diese Feststellung zum Ansatzpunkt seiner Kritik. Alle Bemerkungen, die Derrida in seinen Texten über seine eigenen Schriften mache, beanspruchten dort einen privilegierten Status, der sie von Derridas sonstigen Relativierungen ausnehmen solle. Im Unterschied zu diesen würden sie als „being ment LITERALLY, SERIOUSLY, even URGENT“ ausgezeichnet (vgl. Wood 1980, 506). Gerade die von Wood als Element der Derridaschen ‘textual tactics’ (ebd. 505) gedeutete Selbstreflexivität seiner Texte mit ihrer permanenten Meditation ihres eigenen schreibstrategischen Charakters führe zu einem Selbstwiderspruch, der diese strategischen Bemühungen, den metaphysischen Bedingtheiten der traditionellen Philosophie zu entkommen, zunichte mache: „Derrida is not producing a *separate* metalanguage but he is producing a bifurcated text with an internal controlling order established only by the appeal to authorial intentions. And in this appeal there is a fundamental obstacle to the Derridean project.“ (ebd. 507)

Aus Gründen, die möglicherweise nach der Lektüre dieser Arbeit einsichtig werden, halte ich Woods Kritik letztlich für unzutreffend. Unabhängig von dieser Frage scheint mir Derridas Hinweis auf die textinternen Hierarchieverhältnisse, wie sie im Zusammenhang mit den unten genannten Signifikantensubstitutionen insbesondere in wissenschaftlichen Texten etabliert werden, sehr bedenkenswert.

⁸⁴ Diese Liste stammt von mir. Ein entsprechender Systematisierungsversuch Derridas ist mir nicht bekannt.

der Arbitrarität und Differentialität angefochten.⁸⁵ Von der apokryphen Gestalt des „Cours“ ganz abgesehen, so wird argumentiert, widerspreche die von Derrida vorgetragene Deutung den offenkundigen Intentionen Saussures.

Diese Form der Kritik bezieht ihre Validität aus einer – meist wohl heuristisch verstandenen – logisch-semanticen Homogenitätsannahme. Sie unterstellt genau jene Textkohärenz, die nach Derrida zwar den Wunschtraum der logozentrischen Episteme, nicht aber ihre textuelle Realität darstellt. Damit liegt im Fall derartiger Einwände zumindest insofern eine Fehlannahme, die man als „fallacy of coherence“ bezeichnen könnte, vor, als sie diese Voraussetzung unthematisiert ihrer Argumentation gegen ein Verfahren Derridas zugrunde legen, dessen zentrale Intention gerade auf den Nachweis der Nichtgegebenheit einer solchen Kohärenz zielt.⁸⁶

5.) Psychoanalytische Ausrichtung

Ein auffälliges Merkmal der Derridaschen Umgangsweise mit Texten stellt ihr psychoanalytischer Gestus dar. Derrida konzeptualisiert die genannte innere Widersprüchlichkeit metaphysischer Texterzeugnisse in Anlehnung an psychoanalytische Modelle. So bezeichnet er beispielsweise die angesprochene logisch homogenisierte Textoberfläche als „Selbstbewußtsein des Textes“ (G 179/F 150) und stellt diesem ein textuelles oder „strukturelles Unbewußtes“ (LI 213) gegenüber.⁸⁷ Entsprechend begreift Derrida die genannte Unterdrückung widerständiger Elemente als Verdrängungsprozeß durchaus auch im psychoanalytischen Sinn. Diese machen sich durch Textbrüche und andere

⁸⁵ Vgl. Kap. 4.2. Ich werde in den folgenden Kapiteln diverse Beispiele für diese Art der Kritik behandeln.

⁸⁶ Widersprechende sonstige Aussagen können daher nicht als Einwand gegen Derridas Deutung einer bestimmten Stelle fungieren. Daraus folgt jedoch nicht, daß Derrida nicht seinerseits weitere Passagen zur Stützung seiner Deutung heranziehen darf, die dann als Formanten des analysierten oppositiven Textstratums erscheinen. Die Unterstellung eines prinzipiell heterogenen Texts resultiert also in einer für Derrida sehr vorteilhaften Asymmetrie hinsichtlich der üblichen Bedingungen der Lesartenplausibilisierung und der Argumentation überhaupt. Auf dieser allgemeinen Diskussionsebene fällt erneut der, beabsichtigte oder zufällige, immunisierende Charakter von Derridas Vorgehen auf. Wie im Fall der in Kap. 2 angesprochenen Wendung metaphysischer Konzepte gegen ihre eigene epistemische Grundlage, bleibt auch hier die Beurteilung dieses Verfahrens an die Überzeugungskraft der konkreten Textarbeit gebunden und wird folglich an den entsprechenden Stellen dieser Arbeit

⁸⁷ Diese Perspektive steht in engem Zusammenhang mit der Verschiebung von Erkenntnis- und Sprachfunktionen vom Subjekt auf die Sprache im Zuge des (Heideggers Humanismusbrief folgenden) ‘Anti-humanismus’ und ‘Textualismus’ des Poststrukturalismus, vgl. auch: Kapferer (1984): ‘Denn eigentlich spricht die Sprache’ sowie Gloy (1997): ‘Anti-Antihumanismus’. Sie bleibt aber bei Derrida theoretisch weitgehend unausgeführt (vgl. meine Diskussion der einschlägigen Passagen aus PP in Kap. 7).

Effekte bemerkbar und spielen so die Rolle der „Wiederkehr des Verdrängten“ (SD 302), allen voran die Schrift als primäres Opfer der europäischen Präsenzmetaphysik.⁸⁸

Die fast durchgehend spürbare Virulenz psychoanalytischen Gedankenguts bei Derrida⁸⁹ hat gelegentlich zu einer einseitigen Betonung dieses Aspekts der Dekonstruktion geführt. So beschreibt zum Beispiel Peter Völkner, in offensichtlicher Abhängigkeit von Kofman (1988), Derridas Arbeit fast ausschließlich als Aufhebung bzw. Kenntlichmachung von Ausschließungs- oder Unterdrückungsprozessen in diesem Sinn (vgl. Völkner 1993, 9, 20, 34, 62, 90, 99, 106, 118ff.).⁹⁰

Eine ausführliche und thematisch weitgespannte Erörterung der Beziehung zwischen Derridas Arbeit und der Psychoanalyse liefert Sarah Kofman (DI 49-121) in ihrem Kapitel „Graphematik und Psychoanalyse“. Die starke Betonung dieses Aspekts im Rahmen einer Einführungsschrift zu Derrida gewichtet diesen möglicherweise (schon rein quan-

⁸⁸ „Die *symptomatische* Form der Wiederkehr des Verdrängten: die Metapher der Schrift, die den europäischen Diskurs heimsucht, und die systematischen Widersinnigkeiten in der onto-theologischen Ausschließung der Spur. Der Verdrängung der Schrift als die Verdrängung dessen, was die Präsenz und die Bändigung der Abwesenheit bedroht.“ (SD 302/F 293)

⁸⁹ Beinahe poetische Formulierungen für diese Durchdrungenheit findet John Forrester, der von „[...] the relation between Derridas thought and psychoanalysis so intimate, so intertwined [...]“ spricht und dem Gefühl Ausdruck gibt, „[...] that Derridas thought is so profoundly at one with analysis [...]“. (Forrester 1990, 354)

⁹⁰ Ganz allgemein wirkt Völkners (1993) Versuch über „Derrida und Husserl“ wie eine in mehrerer Hinsicht schwächere Kopie von Kofmans ebenfalls durchaus kritikablem Buch „Derrida lesen“ (s.u.). Dabei treibt Völkner Kofmans affirmativen Grundgestus ins Extrem und gestattet sich nicht mehr als eine Handvoll zaghafter Distanznahmen zu Derrida. Aus Kofmans Prinzip, Derrida in langen Zitatpassagen selbst zu Wort kommen zu lassen, wird bei Völkner die Praxis, Derridasche Kurzphrasen in den eigenen Text zu integrieren, und Husserl nicht nur durch die Brille, sondern auch in Formulierungen Derridas zu referieren (vgl. z.B. 26ff.). Eine weitere Gemeinsamkeit besteht in der bei Kofman etwas schwächer ausgeprägten Gewohnheit, explikative Anstrengungen zugunsten einer apodiktischen Verkündigung Derridascher Wahrheiten zurückzustellen, die sich überdies ärgerlicherweise jener In-Group-Rhetorik bedient, die trotz ihrer thematischen und verbalen Distinktionsorientierung im Grunde bloß ein (im Sinne Bernsteins) restringiertes, zirkuläres Jonglieren mit Versatzstücken Derridascher Äußerungen darstellt, dessen Zugänglichkeit und damit Erläuterungswert für Uneingeweihte – man mache die Probe – nachgerade verschwindend gering ist. Dazu kommt bei Völkner neben einigen erhellenden Einsichten und prägnanten Formulierungen eine ganze Reihe von Verkürzungen (angefangen bei der fast ausschließlichen Konzentration auf StPh, wodurch der Titel „Derrida und Husserl“ im Unterschied etwa zu Jean-Claude Höfligers gründlichem und anregendem Band über „Jacques Derridas Husserl-Lektüren“ keineswegs eingelöst wird), perspektivischen Schieflagen (etwa die Bestimmung „einer Philosophie der Präsenz“ als husserlschen Sonderfall gegenüber einer gängigen, differenzorientierten „Philosophie des Zeichens“, vgl. z.B. 57), fehlenden Einsichten bzw. unklaren Herausarbeitungen (z.B. die Unschärfe bzgl. der Rolle der Präsenz als Proprium der Metaphysik schlechthin, vgl. z.B. 61; die Vernachlässigung des immanent-subversiven Charakters der dekonstruktiven Arbeit Derridas an Husserl, vgl. 35, 47ff., 77ff., 89ff.; fehlende Pointierung bei der Skizze der Derridaschen Argumentation bzgl. des *unteilbaren Augenblicks* und des *Sich-beim-Sprechen-Vernehmens*, 69-103) und fragwürdigen Thesen (z.B.: Die Dekonstruktion des Logos richte sich nicht gegen den Logos selbst, sondern nur auf die Verabsolutierung einer seiner Erscheinungsformen, vgl. 20f.; die Dekonstruktion gehöre a fortiori zum Bereich der Metaphysik, weil sie den Logozentrismus besonders ernst nehme, vgl. 11) sowie ein als solches sehr zustimmungswürdiges, als Summe des Erörterten jedoch hochgradig trivialisierendes Fazit (vgl. 127).

titativ, gemessen am Gesamtumfang von 222 Seiten) überproportional.⁹¹ Andererseits scheint in der Tat bei Derrida durchgehend eine psychoanalytisch grundierte Denkhaltung vorzuherrschen, die eine solche Betonung rechtfertigt. Die von Forrester beschworene intime Verbindung zwischen Derridas Denken und der Psychoanalyse (vgl. Anm. 89) wird jedenfalls bei Kofman materialreich untermauert. Allerdings macht sich ihre Darstellung durch die deutlich spürbare Intention verdächtig, die Eigenständigkeit und letztlich übergeordnete Reichweite der Dekonstruktion zu propagieren. So wird zwar zu Beginn des Kapitels auf die besondere, mit dem Status Heideggers, Nietzsches und Hegels mindestens gleichrangige „Unumgänglichkeit“ Freuds und der Psychoanalyse in Derridas Werk verwiesen (vgl. DI 49) und hinsichtlich des „psychoanalytischen Textes“ behauptet: „Stärker vielleicht als in bezug auf jeden anderen Text scheint Derrida daran gelegen zu sein, auf Ähnlichkeiten und Unterschiede hinzuweisen“ (DI 50). Gleichzeitig bestreitet Kofman ein eventuelles Privileg dieser Beziehung (vgl. DI 50 und 120). Dennoch seien Dekonstruktion und Psychoanalyse füreinander von großem Nutzen und Interesse (DI 119f.). Die Leistungsbilanz der beiden Theorien füreinander fällt jedoch in Kofmans Darstellung deutlich zuungunsten (oder auch, wenn man will, als der Teil, der mehr profitiert, zugunsten) der Psychoanalyse aus, wie die folgende Gegenüberstellung zeigt.

Die Dekonstruktion partizipiert nach Kofman an der „fundamentale[n] Entdeckung der Psychoanalyse“ (DI 57), dem Konzept einer grundsätzlichen *Nachträglichkeit* oder *Ver-spätung* mit seinen Konsequenzen für die „vulgäre“ Zeitauffassung, die Infragestellung der Präsenz etc., welche sich in Derridas Theoremen und Begriffen (zum Beispiel der ursprünglichen Sekundarität, der unhintergehbaren Zeichenhaftigkeit, dem Aufschub oder der *différance* allgemein) finden. Des weiteren liege Freuds Entdeckung und Theoretisierung der *Verdrängung* Derridas Lektüre der abendländischen Philosophie zugrunde, welche in toto als Resultat einer durchgängigen Verdrängung gedeutet würde. Die dabei notwendigerweise auftretenden Widersprüche gewinnen in dieser Perspektive Symptomcharakter, unter anderem als Ausdrucksform zensierter Wunscherfüllung (vgl. DI 103). Die aus dieser Sichtweise erwachsende Sensibilität Derridas für *marginalisierte* Größen und die Logik der zugrundeliegenden Ausschlußprozesse findet natürlich in Freuds ähnlich gelagertem Interesse an der Verdrängung einen Vorläufer (vgl. DI 96ff.).

⁹¹ Kofman selbst scheint diesen Verdacht zu hegen: „Vielleicht ist es letztlich unser eigenes Interesse, die Psychoanalyse vor einer metaphysischen Vereinnahmung zu ‘bewahren’, das uns veranlaßt hat, den Akzent im Text Derridas auf die Einverleibung der Psychoanalyse zu legen.“ (DI 121)

Schließlich bilde die Parallelisierung von *Schrift* und Unbewußtem, wie sie im Zuge der Wunderblock-Abhandlung Freuds als Schriftmodell des Psychischen Gestalt gewinne (vgl. DI 63f.), ein thematisches und konzeptionelles Scharnier zwischen Freud und Derrida. An dieser Stelle wird die oben bereits angesprochene Ausrichtung von Kofmans Interesse an der Verbindung der beiden Theoriebereiche deutlich. Es geht ihr um die „Einfügung“ Freuds „in den Text Derridas“ (vgl. DI 65f.). Diese setzt jedoch eine „Sollicitation des Freudschen Textes“ voraus bzw. geht mit ihr einher (vgl. DI 66). Im Klartext: Die Psychoanalyse wird erst durch Derrida zur Kenntlichkeit entstellt und aus ihrer logozentrischen Befangenheit befreit. Diese Auffassung Kofmans tritt in ihrer Darstellung des Verhältnisses zwischen „Graphematik und Psychoanalyse“ durchgehend zutage. Ich nenne einige Beispiele:

Da auch der Freudsche Text⁹² die logozentrismus-typische Heterogenität⁹³ aufweise (vgl. DI 58), sei er dekonstruktionsbedürftig (vgl. DI 109). Ist diese Voraussetzung erfüllt, können sich die beiden Theorien zu einer antimetaphysischen Kraft verbünden:

Alles das, was die Psychoanalyse an Revolutionärem in bezug auf das Feld des Logozentrismus in sich birgt, macht sie zu einem wertvollen Verbündeten. Freilich unter der Bedingung, daß die Psychoanalyse selbst es hinnimmt, der Dekonstruktion unterzogen zu werden, unter der Bedingung, daß sie die Heterogenität ihres Textes anerkennt. (DI 120)

Auch die angesprochene revolutionäre Qualität wird der Psychoanalyse in Kofmans Sicht eigentlich erst durch Derridas Lektüre erstattet, wie die folgende Passage bezüglich des oben als wichtigste psychoanalytische Errungenschaft apostrophierten Verspätungskonzepts zeigt:

Revolutionär ist die Freudsche „Nachträglichkeit“ also nur dank ihrer Wiederaufnahme (*re-marqué*) durch Derrida, dank ihrer Einschreibung in ein ganzes Geflecht von Begriffen, dank ihrer Entzifferung im Schein der „Logik“ der Supplementarität und der *différance*. (DI 58f.)

Im Licht der *différance* gewinne auch Freuds Spurbegriff erst seine wahre Bedeutung (vgl. DI 55) und werde von seinen metaphysischen Bindungen befreit:

Derridas Übernahme des Begriffs der Spur geht mit einer radikalisierenden Bearbeitung einher, die es erlaubt, ihn der Präsenzmetaphysik

⁹² Kofman bezieht sich bei ihrer Behandlung der Psychoanalyse ganz überwiegend auf Freud, führt aber punktuell Melanie Klein als geeigneteren Bezugspunkt für die Dekonstruktion an (vgl. DI 108ff.).

⁹³ Nebenbei eine unauffällige Bestätigung meiner obigen Darstellung in Punkt 3.) dieses Kapitels.

zu entziehen: Die Spur wird ursprüngliche Gramme oder Ur-Spur⁹⁴.
(DI 69)

Desgleichen trete auch die besondere Relevanz der Schrift im Freudschen Œuvre erst durch Derridas Arbeit deutlich hervor (vgl. DI 60), welche außerdem durch diese neuartige Schriftbehandlung Freuds Begrifflichkeit aus ihrer „logozentrischen Umschließung“ befreie (vgl. DI 76).

Des weiteren kann nach Kofman (und Derrida, vgl. SD 303) gegen die obige Darstellung, welche das Verdrängungskonzept dem Debet der Dekonstruktion zuschlägt, die von Freud primär behandelte individuelle Verdrängung nicht als Modell der historischen Schriftunterdrückung in der abendländischen Episteme fungieren, sondern wird umgekehrt durch deren Betrachtung erst verständlich (vgl. DI 116). Auch die gelegentliche, durch Freuds Traumforschung angeregte Deutung wunscherzeugter Widersprüchlichkeit im metaphysischen Text sei letztlich nicht nach dem Muster des Freudschen Traumtexts zu begreifen. Vielmehr ermögliche gerade die „Graphik der Supplementarität“ ein funktionales Verständnis dieser Widersprüchlichkeit (vgl. DI 119).

Insgesamt, so Kofmans Urteil, betreibe Derrida genau genommen eine bloße Nachahmung des psychoanalytischen Diskurses (vgl. DI 70; 103; 113), ohne dessen metaphysische Bedingtheiten zu perpetuieren.⁹⁵ Als besonderes Beispiel nennt Kofman hier die psychoanalytische Literaturanalyse, welche gelegentlich hinter den dekonstruktiven Gehalt der von ihr untersuchten Texte zurückfalle (vgl. DI 94) und zum Beispiel im Falle Lacans⁹⁶ einer logozentrischen Sichtweise verhaftet bleibe, welche auf die Abbildung einer Wahrheit (vgl. DI 93f.) oder ein letztes Signifikat orientiert sei (vgl. DI 113).

⁹⁴ Vgl. hierzu Kap. 6.

⁹⁵ Kofmans Interpretation weist hier eine gewisse Nähe zu Robert M. Stroziers Ansatz auf, der die Ähnlichkeit zwischen Derridas theoretischen Zentralbegriffen und den traditionellen philosophischen Ursprungskonzepten als Nachahmung deutet (vgl. Strozier 1988, 169ff.). Im Unterschied zu Stroziers (wenngleich m.E. wenig überzeugender) Parodie-These macht Kofman keine Aussagen über den Sinn dieser angeblichen mimetischen Aktivität.

⁹⁶ Die im Zusammenhang mit der Einschätzung von Derridas Verhältnis zur Psychoanalyse interessante Frage nach dem Einfluß Lacans kann hier nicht untersucht werden. Ich verweise dazu auf den viel zitierten Aufsatz von François Wahl (1973), der jedoch trotz seines verheißungsvollen Titels („Die Struktur, das Subjekt, die Spur – oder über zwei Philosophien jenseits des Strukturalismus: Jacques Lacan und Jacques Derrida“) die *Beziehung zwischen* den beiden Ansätzen nur am Rande behandelt, des weiteren auf Forrester (1990), der allerdings ebenfalls eine wenn auch wechselseitig aufschlußreiche, getrennte Darstellung bietet. Eine Reihe von Hinweisen (z.B. auf die bis zu einem gewissen Grad verwandten Subjekt- und Selbstbewußtseinstheorien Lacans und Derridas) gibt auch Frank (1984). Sachlich wenig ergiebig ist Derridas Vortrag „Aus Liebe zu Lacan“ (Derrida 1998, 15-58), der neben mittelmäßig interessanten privaten Details im wesentlichen den alten Phallogozentrismus-Vorwurf gegen Lacan bekräftigt und ansonsten erneut persönliche Verletzungen durch mündliche Äußerungen Lacans in seinem Seminar beklagt. Zu der theoretischen Kontroverse zwischen Derrida und Lacan um dessen Deutung der Poe-Erzählung vom entwendeten Brief als symbolischer Darstellung der Psycho-

Möglicherweise gegen Kofmans Absicht erscheint in dieser Aufbereitung der Beziehung zwischen Psychoanalyse und Dekonstruktion (die von ihr etwas unscharf, aber nicht wirklich unzutreffend als Nenner für Derridas Arbeit behandelt und im Prinzip mit seiner Schrifttheorie oder „Graphemik“ gleichgesetzt wird) Derrida gegenüber Freud als der bedeutendere Theoretiker. Meines Erachtens resultiert diese problematische Sicht aus Kofmans – trotz ihrer in der Derrida-Literatur keineswegs selbstverständlichen profunden Sach- und Textkenntnis – letztlich unkritischer Einstellung zu Derrida. Ihre Praxis, Derridasche Denkfiguren, Argumente und Formulierungen unkommentiert zu übernehmen, ist hier ebenso aufschlußreich wie das geringe Maß an expliziter inhaltlicher Distanzierung.

Sehr zustimmungswürdig erscheint mir dagegen Kofmans Feststellung der enormen Bedeutung der Psychoanalyse für Derrida, auch und vielleicht gerade in Texten anderer thematischer Fokussierung (vgl. DI 121). Der analytische Einfluß manifestiert sich dabei nicht primär in thetischem Material, sondern in einer spezifischen Einstellung und einem daraus resultierenden Vorgehen:⁹⁷

Vielleicht ist es die Art seiner Aufmerksamkeit gegenüber Texten, die Derrida der Psychoanalyse und ihrem Hinhören am nächsten bringt. [...] [Derridas Hinhören] ist begierig auf die kleinsten Einzelheiten, auf alles, was von der logozentrischen Tradition als Ausschluß eingestuft wird, als Rest, der zu vernachlässigen und der zweitrangig ist.⁹⁸ Nun lehrt aber Freud, daß eine scheinbar unbedeutende Einzelheit das Wesentliche beinhalten kann, denn das Zentrum des Interesses, auf das die Energie sich richtet, wird oft aus Gründen der Zensur *verschoben*. Ganz gleich, um was für ein Anwendungsgebiet es sich handelt, zeichnet sich die analytische Methode durch Aufmerksamkeit gegenüber dem aus, was jede andere Methode vernachlässigt. Derrida schenkt allem Aufmerksamkeit, was einen untergeordneten

analyse vgl. *Der Fakteur der Wahrheit* in „Die Postkarte“ II (1987, 185-281). Einen so unabhängigen wie bedenkenwerten Kommentar dieser Auseinandersetzung gibt Barbara Johnson (1980). Wenn ich richtig sehe, hängt Derridas generelle Zurückhaltung bezüglich der Arbeit Lacans auch wesentlich mit seinem Vorbehalt gegen Lacans „unkritischen Umgang“ mit Saussure zusammen, vgl. Pos 158-166.

⁹⁷ Wie ich meine zu Recht, verortet Kofman das antimetaphysische Potential der Psychoanalyse gerade in deren Prozedere, weniger in ihren Aussagen (vgl. DI 59). In diesem Sinn äußert Derrida in Weber (1994, 70) seine Hochschätzung der psychoanalytischen „Geste“, während er die Annahme eines metasprachlichen besseren Wissens der Psychoanalyse zurückweist.

⁹⁸ Nach meinem Dafürhalten exponiert Kofman in diesen Zeilen einen für das Verständnis von Derridas Werk und insbesondere seiner oft scheinbar abwegig detailorientierten Analysepraxis zentralen Aspekt. Eine Aussage jüngeren Datums bestätigt die fortdauernde Virulenz dieser Haltung bei Derrida: „Das Übel von Kolloquien, das Übel, unter dem ich jedenfalls leide, besteht darin, daß man nicht ins Detail gehen kann und daß wir [...] auf die bis auf den Buchstaben gehende Genauigkeit verzichten müssen – das heißt auf jene mikroskopischen oder mikrologischen Verschiebungen, von denen ich immer noch unbelehrbar erhoffe, daß in ihnen sich die Dinge entscheiden – zu gegebener Zeit.“ (Derrida 1998, 16)

Platz einnahm⁹⁹, und verschiebt so die Hierarchien, untergräbt die gesicherte Anordnung des philosophischen Diskurses. (DI 95f.)

Auch Derrida selbst hat sowohl die besondere Nähe seiner Arbeit zur Psychoanalyse anerkannt, als sich andererseits gegen eine zu weitgehende Identifizierung verwahrt:

Wider allem Anschein ist die Dekonstruktion des Logozentrismus keine Psychoanalyse der Philosophie. (SD 302/F 293)

Die Begründung dieser Abgrenzung kann hier nicht in extenso ausgeführt werden. Sie hängt mit der laut Derrida nicht ganz gelösten Verbindung auch der Psychoanalyse mit den logozentrischen Zentralphänomenen Präsenz und Stimme zusammen.¹⁰⁰ Dennoch wird der große Einfluß der Psychoanalyse sich im folgenden immer wieder an entsprechend imprägnierten Denkbewegungen Derridas zeigen.¹⁰¹

6.) Dreischrittiges Schema der Gegensatzumkehr

Im Unterschied zur Ablehnung ihres Methodencharakters in L, die sich wie gesehen insbesondere gegen die Vorstellung einer schematisch wiederholbaren Vorgehensweise richtet, formuliert Derrida fünfzehn Jahre vorher im Interview mit Julia Kristeva durchaus so etwas wie eine Grundformel praktischer Dekonstruktion. In der unter 4.) skizzierten Perspektive erscheint jeder Text, ungeachtet seiner möglicherweise homogen erscheinenden Oberfläche, als Resultat eines Kampfs einiger Textbestandteile gegen andere. In diesen Kämpfen manifestiert sich laut Derrida die Orientierung der abendländischen Philosophie an grundsätzlichen kategorialen Gegensatzpaaren.¹⁰² Dabei werde das eine Glied eines solchen Paares abgewertet und mit der ganzen ihm zugehörigen Begriffs- und Gedankensphäre in den ausgeschlossenen Hintergrund verbannt, vor dem das favorisierte andere Glied entfaltet werde. Hier interveniert die Dekonstruktion, indem

⁹⁹ Kofman weist in diesem Zusammenhang auf Derridas Vorliebe für Fragmente, kurze Textauszüge, unveröffentlichte, undatierte und/oder nicht klassifizierbare Texte hin, sowie seine besondere Behandlung von Fußnoten. Sie nennt hier auch eine Reihe von Beispielen und deutet die Effekte dieser Derridaschen Strategie an (vgl. DI 96ff.).

¹⁰⁰ So äußert sich Derrida etwa über Freuds Termini: „[...] sie gehören alle ohne Ausnahme der Geschichte der Metaphysik an, das heißt dem System logozentrischer Unterdrückung, das organisiert wurde, um den Körper der geschriebenen Spur auszuschließen oder zu erniedrigen [...]“. (SD 303)

¹⁰¹ Wie Hans-Dieter Gondek feststellt, hat Derrida bis heute den grundsätzlichen Bezug seines Denkens zur Psychoanalyse nie aus den Augen verloren: „Von ‚Freud et la scène de l’écriture‘, seiner ersten ausführlichen Auseinandersetzung mit Freud aus dem Jahre 1966, bis hin zu *Mal d’Archive*, einem im Londoner Freud-Museum 1994 gehaltenen Vortrag, läßt sich auf nunmehr 30 Jahre Beschäftigung mit der Psychoanalyse zurückblicken.“ (Derrida 1998, 188f.)

¹⁰² Zentrale Beispiele sind etwa: Signifikant/Signifikat, Schrift/Phone, Präsenz/Absenz. Sie alle qualifiziert Derrida wegen ihrer Abhängigkeit vom Begriff der Präsenz als metaphysisch. Zum Prinzip der projektiven Gegensatzkonstitution als begründender Geste von Logik und Metaphysik vgl. Kap. 7.3.

sie unter Rückgriff auf die semantischen Reserven des dekonstruierten Texts dessen kategoriale Taxonomie auflöst. Hierfür benennt Derrida einen ‘methodischen’ Doppelschritt: Es gelte zuerst,

[...] an[zu]erkennen, daß man es bei einem klassischen philosophischen Gegensatz nicht mit der friedlichen Koexistenz eines Vis-à-Vis, sondern mit einer gewaltsamen Hierarchie zu tun hat. Einer der beiden Ausdrücke beherrscht¹⁰³ (axiologisch, logisch usw.) den anderen, steht über ihm. Eine Dekonstruktion des Gegensatzes besteht zunächst darin, im gegebenen Augenblick die Hierarchie umzustürzen. (Pos 87f./ F 56f.)

Es wird sich zeigen, daß und in welchem Sinn das Element der Hierarchieumkehr in den im folgenden betrachteten Dekonstruktionen Husserls, Saussures und Platons eine wesentliche Rolle spielt. Die dabei revertierten Gegensätze sind unter anderem: mnemotechnisch vermittelte Erinnerung/originäres Gedächtnis (Platon), Signifikant/Signifikat und Schrift/*phonè* (Saussure) sowie intuitive (präsen)te Wahrnehmung/signitive Repräsentation (Husserl). In allen diesen Fällen¹⁰⁴ besteht ein wesentlicher Teil der dekonstruktiven Analyse darin zu zeigen, daß der vermeintlich sekundäre Part eigentlich die Voraussetzung für das Funktionieren seines Gegenstücks darstellt.

Die schlichte revolutionäre Geste reicht jedoch nicht aus. Wie bereits angesprochen, bleibt jede einfache Umkehrung logischer oder sonstiger Überordnungsverhältnisse in dem zugrundeliegenden System gefangen. Der Blick aus der Geschlossenheit des metaphysischen Verblendungszusammenhangs ist so nicht möglich:

[...] wenn man sich auf diese Phase beschränkt, so bewegt man sich immer noch auf dem dekonstruierten Gebiet und im Innern des dekonstruierten Systems. Mit dieser doppelten [...], verschobenen und verschiebenden Schreibweise muß man außerdem den Abstand markieren zwischen der Inversion auf der einen Seite, die das Hohe herab-

¹⁰³ Meine Analyse des Derridaschen Korridortheorems (vgl. Kap. 8) zeigt, daß für Derrida mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit die hier inkriminierte theoretische „Herrschaft“ über die entsprechenden Kontextgrenzen hinweg einen starken politischen Aspekt enthält. (Vermutlich ist in Derridas Perspektive bereits der Ausdruck *Hierarchie* etymologisch – das heißt für Derrida begriffsgeschichtlich, vgl. Kap. 8 – als „heilige Herrschaft“ unlösbar mit seinen metaphysischen Ursprüngen verbunden.) Diese Kommunikation verschiedener thematischer Kontexte über gemeinsame Signifikanten und überhaupt Derridas komplexe diesbezügliche Konstruktion verkennt Fredric Jameson, der Derridas primär metaphysische Verortung der Binaritätsproblematik kritisiert: „Nicht Metaphysik, sondern Ethik ist die durchschlagende Ideologie der binären Opposition.“ (Jameson 1988, 113)

¹⁰⁴ Weitere Gegensatzpaare sind etwa: ‘normaler’/‘parasitärer’ Sprachgebrauch; die Unterscheidung zwischen to use/to mention bzw. Gebrauch/zitathafte Erwähnung (beides in Ltd. Inc.); Original/Double; figurativer/‘eigentlicher’ Sinn; etc. Die Liste ist fast beliebig verlängerbar, und jeder mir bekannte theoretische Text Derridas enthält die Problematisierung oder zumindest den Hinweis auf die impliziten Probleme einer oder mehrerer Oppositionsbildungen.

zieht und ihre [seine! J.L.¹⁰⁵] [...] Genealogie dekonstruiert und dem plötzlichen Auftauchen eines neuen „Begriffs“ auf der anderen Seite; eines Begriffs dessen, was sich in der vorangegangenen Ordnung nicht mehr verstehen läßt, ja sich niemals hat verstehen lassen. (Pos 88f./F 57)¹⁰⁶

Das prominenteste Beispiel der hier angesprochenen Begriffsverschiebung in Derridas Werk bildet die in Kap. 6 dargestellte neue Schrifttheorie. Dort gewinnt der Schriftbegriff im Zuge der Dekonstruktion von Signifikat und Signifikant eine völlig neue Reichweite als Grundprinzip der Bezeichnung sowie als Kraft, die die im Signifikatbegriff implizierte Präsenzmetaphysik erschüttert.

Ich habe, Derridas eigener Darstellung folgend, das Muster der Hierarchieumkehr hier als zweischrittig geschildert.¹⁰⁷ De facto ist jedoch den beiden genannten Phasen in der Regel ein entscheidender Arbeitsgang vorgelagert, der darin besteht, den zu dekonstruierenden Gegensatz erst einmal aufzufinden. Die Dekonstruktion eines Texts oder eines Denksystems auf dem Weg über seine tragenden oppositiven Kategorien setzt voraus, daß letztere tatsächlich korrekt identifiziert werden. Dies ist angesichts der erwähnten textuellen Verbergungsstrategien unter Umständen mit großem interpretatorischem Aufwand verbunden und führt häufig über scheinbar marginale Gegensatzbildungen¹⁰⁸, wie etwa die Unterscheidung zwischen Retention und Repräsentation bei Husserl (vgl. Kap. 4.1). Eine praxisnähere Schematisierung der Dekonstruktion würde demnach die folgenden *drei* Schritte umfassen:¹⁰⁹ 1.) Identifizierung des dekonstruktiv fruchtbarsten Gegensatzes; 2.) Umsturz der ihm inhärenten Hierarchie; 3.) Markierung des bislang durch das alte metaphysische Paar verdeckten Erkenntnisraums.

¹⁰⁵ Vgl. Pos/F 57.

¹⁰⁶ Trotz des von Derrida immer wieder betonten unzureichenden Charakters einfacher Umkehrungen insistiert er nachdrücklich auf der Unverzichtbarkeit des 'revolutionären' Moments: „Weshalb die Dekonstruktion die unerläßliche Phase einer *Verkehrung* [renversement, Dis/F 11] mit sich bringt. Es bei der Verkehrung zu belassen, heißt in der Immanenz des Systems, das es zu destruieren gilt, operieren, gewiß. Sich freilich, um *weiter* zu gehen, radikaler oder kühner zu sein, mit einer Einstellung neutralisierender Indifferenz gegenüber den klassischen Oppositionen zufriedenzugeben, hieße, den Kräften freien Lauf zu lassen, die tatsächlich und historisch das Feld dominieren.“ (Dis 14)

¹⁰⁷ Dieser gängigen Sicht folgen z.B. Wood (1980, 506), Kofman (1988, 31) und Strozier (1988, 220).

¹⁰⁸ Ein äußerst interessantes und in seinem systematischen Stellenwert meines Wissens bislang nicht gewürdigtes Phänomen stellt dabei das Moment der *Gegensatzverschiebung* dar, eine häufig im Zuge der oben angesprochenen Begriffsverschiebung zu beobachtende Bewegung, mit der Derrida einen scheinbaren Gegensatz in eine Dyade von zwei Varianten des einen (vermeintlichen) Oppositionsglieds umdeutet (vgl. dazu Kap. 8).

¹⁰⁹ Soweit ich sehe, ist Klaus Englert (1987) der einzige, der bei diesem – wie gesagt schematisch stark verkürzten – Basismuster der Dekonstruktion das Aufspüren des umzukehrenden Gegensatzes berücksichtigt und mit einem dreischrittigen Modell arbeitet. Seine Darstellung leidet jedoch an einer Reihe von Mißverständnissen, Unschärfen und Irrtümern, wie eine Lektüre der Seiten 95-97 zeigt, auf die sich Englerts „Charakterisierung der Dekonstruktion en detail“ beschränkt.

3.3 Der Vorwurf des performativen Selbstwiderspruchs

Aus den aufgeführten Charakteristika des Derridaschen Dekonstruktionsbegriffs ergibt sich eine schwerwiegende Konsequenz für einen häufig geäußerten Einwand gegen Derridas Arbeit, der im folgenden kurz nachgegangen werden soll.

In seiner unter dem provozierenden Titel „Von realer Gegenwart“ (im Original: „Real Presences“) vorgelegten Reaktion auf postmoderne antimetaphysische Gemeinplätze, die im Gefolge Nietzsches nicht nur Gott, sondern auch der Grammatik eine Absage erteilen (vgl. Steiner 1990, 13f.), weist George Steiner auf die mit solchen Verabschiedungsgesten häufig verbundene problematische Rekursivität hin. Mit besonderer Bezugnahme auf Derrida und de Man kritisiert er die Abwesenheit einer Metasprache:

Eine solche Extraterritorialität steht den Adepten poststrukturalistischer und dekonstruktiver Praktiken nicht zur Verfügung. Sie haben keine neue Sprache erfunden, keine unbefleckten Begriffe gezeugt.¹¹⁰ Das zentrale Dogma, demzufolge alle Deutungen Fehldeutungen sind und das Zeichen keine verbindliche Nachvollziehbarkeit besitzt, hat genau denselben paradoxen und sich selbst aufhebenden Status wie die berühmte *Aporie*, derzufolge ein Kreter erklärt, daß alle Kreter Lügner seien. Verhaftet in natürlicher Sprache, falsifizieren sich die dekonstruktiven Propositionen selbst.¹¹¹ (Steiner 1990, 173)

Auch wenn man Steiners Vertrauen auf metasprachliche Instanzen teilt, müßte aus den obigen Ausführungen zum Zwei-Schichten-Modell deutlich geworden sein, daß Derrida mitnichten eine einfache semantische Unverbindlichkeit aller Zeichen propagiert. Die von Steiner attackierte Position gehört eher ins Umfeld der literarischen Dekonstruktion, Harold Blooms „map of misreading“ wäre ein Beispiel. Dennoch hat Derrida durchaus Anlaß gegeben, ihn mit dieser Position zu identifizieren, wie der folgende Ausschnitt aus seinem Resümee am Ende von „Signatur Ereignis Kontext“ zeigt:

[D]er semantische Horizont, der gewöhnlich den Begriff von Kommunikation beherrscht, wird durch die Intervention einer Schrift, das heißt einer *Dissemination*, die sich nicht auf eine *Polysemie* reduziert, überschritten oder durchbrochen. Die Schrift liest sich, sie gibt ‘in letzter Instanz’ keinen Anlaß zu einem hermeneutischen Dechiffrieren, zur Entzifferung eines Sinns oder einer Wahrheit [...]. (Rdg 313/ F 392)

¹¹⁰ Zumindest Derrida würde diesen Versuch, wie gesehen, für grundsätzlich aussichtslos halten.

¹¹¹ Allerdings ist Steiner durchaus bekannt, daß dies mit dem Selbstverständnis der Dekonstruktion sehr wohl vereinbar ist (vgl. ebd. 173 unten). Weniger bekannt ist ihm offenbar die in Kap. 8 dargestellte systematische Position Derridas zum Problem der Metasprachlichkeit.

Weitaus häufiger als in der von Steiner hier vorgetragenen Form des sich selbst aufhebenden logischen oder semantischen Dilemmas wird die unterstellte Inkonsequenz als *performativer Widerspruch* gestaltet. Auch diese Art des Angriffs findet sich bei Steiner schon angedeutet:

Suspekter noch kommt es mir vor, daß die poststrukturalistischen und dekonstruktiven Vorschläge jedweder Psychologie oder „Grammatik des Motivs“ ermangeln [...]. Gilt das Postulat der Bedeutungslosigkeit und zunehmender Aufhebung oder Tilgung als gegeben, warum sollten sich da Schriftsteller noch die Mühe machen zu schreiben, [...]. (Steiner 1990, 175)

In der Tat scheint hier ein Widerspruch zwischen der Aussage „Verstehen ist unmöglich“ und einer doch offenbar auf Verstanden-Werden zielenden Kommunikationspraxis – der Veröffentlichung von Büchern, dem Halten von Vorträgen und Geben von Interviews – vorzuliegen¹¹², der der von Apel entwickelten Figur des performativen Widerspruchs entspricht. Dies ist nicht nur Steiner aufgefallen. Philippe Forget stellt in seiner Polemik „Wider das Gerede vom performativen Widerspruch“ fest:

Soweit ich es überschauen kann, läßt sich die gängige bisher veröffentlichte Kritik an Derridas Denkweise und Arbeiten in der deutschsprachigen Philosophie weitgehend unter dem Begriff des *performativen Widerspruchs* subsumieren. (Forget 1991, 47)

Forget erörtert eine Reihe von Beispielen, unter anderem von Gadamer, Nagl und besonders Habermas, dessen philologisch ungewöhnlich unseriöse Auseinandersetzung mit Derrida einer berechtigten Kritik unterzogen wird. Schon Derrida (1988) selbst hatte in seinem „Afterword: Toward An Ethic of Discussion“ auf Habermas’ äußerst dubioses Vorgehen hingewiesen, sich in seinem Derrida gewidmeten Kapitel VII von „Der philosophische Diskurs der Moderne“ im „Exkurs zur Einebnung des Gattungsunterschiedes zwischen Philosophie und Literatur“ auf fast 30 Seiten ausschließlich anhand sekundärer Quellen mit Derrida auseinanderzusetzen (vgl. Habermas 1985, 219-247) und Habermas den Vorwurf des performativen Widerspruchs zurückgegeben:

¹¹² David Wood unterstreicht diese Sichtweise durch die – meines Erachtens anfechtbare – Feststellung „wanting to be understood“ sei „a communicative a priori“ (Wood 1980, 501). Konsequenterweise lastet er Derrida die Zweisichtigkeit seiner Texte im Sinne eines performativen Widerspruchs an, ohne indes mit diesem Ausdruck zu operieren. Derridas präsenzkritische textuelle Strategie beinhalte trotz allem „the creation of a space of textual intentionality, which has to take itself to be privileged in order to assure us of a correct focus on the rest of the text. And yet by this very privilege the Derridean strategy undermines itself, the solvent begins to dissolve its bottle.“ (Wood 1980, 507)

They even dare to accuse the adversary, as Habermas does of me, of „performative contradiction“ (pp. 185-86). Is there a „performative contradiction“ more serious than that which consists in claiming to discuss rationally the theses of the other without having made the slightest effort to take cognizance of them, read them or listen to them? I invite interested readers [...] to read for themselves this chapter by Habermas which claims to criticize me, naming me for twenty-five pages without the slightest reference and without the slightest citation. (Derrida 1988, 158)¹¹³

Die gleiche Figur liegt Ecos Argument im Zuge seiner „Verteidigung des wörtlichen Sinns“ zugrunde, mit dem er plausibel zu machen versucht, daß Derrida selbst in seiner kommunikativen Praxis eine semantische (und pragmatische) Verbindlichkeit von eigenen und fremden Äußerungen unterstellt. Er bezieht sich dabei auf einen 1984 von Derrida erhaltenen Brief, in dem dieser Ecos Unterstützung für die Veranstaltung eines philosophischen Kolloquiums erbittet. Dazu bemerkt Eco, Derrida habe diesen Brief sicherlich in der Annahme geschrieben, Eco werde diesen Text als semantisch eindeutig und wahrhaftig, sowie die von ihm erwartete Unterschrift – eine Anspielung auf Derridas Aufsatz „Signatur Ereignis Kontext“ (Rdg 291-314) – als verbindlich betrachten:

Natürlich hätte Derridas Brief für mich auch andere Bedeutungen annehmen und mich zu argwöhnischen Mutmaßungen darüber veranlassen können, was er mir damit „zu verstehen geben“ wollte. Doch hätte jede andere (auch noch so paranoische) interpretative Schlußfolgerung immer auf dem Erkennen der ersten Bedeutungsebene der Botschaft, nämlich der wörtlichen, beruht. (Eco 1995, 41f.)

Ohne hier in eine Diskussion über das problematische Konzept eines „wörtlichen Sinns“ einzutreten, möchte ich mit Nachdruck die These vertreten, daß Derrida nicht nur im Bereich des kommunikativen Handelns, sondern auch in seinen theoretischen Schriften eine als semantisch unproblematisch unterstellte „erste Bedeutungsebene“ annimmt. Die oben im Zuge der Rekonstruktion seines zweischichtigen Textmodells zitierten Äußerungen Derridas geben zu erkennen, daß das Verständnis der Textintention für ihn nicht grundsätzlich problematisch (und zumindest theoretisch unthematisch) ist, sondern ganz selbstverständlich im Zuge seiner weitergehenden Interessen benutzt wird. Nach meiner Überzeugung liegt allen genannten Vorwürfen mit dem Tenor eines selbstreferentiellen Widerspruchs ein Mißverständnis zugrunde. Sie verkennen die oben analysierte Zwei-

¹¹³ Ähnlich in seiner „Antwort an Apel“: „Ist es nicht das, was Sie einen ‘performativen Selbstwiderspruch’ nennen, indem man voller Autorität an den Konsens und an die Ethik der wissenschaftlichen oder philosophischen Kommunikation appelliert, ohne deren elementarste Regeln zu respektieren?“ (Derrida 1987, 84)

schichtigkeit des Derridaschen Textmodells und schreiben Derridas Aussagen bezüglich der zweiten, „gestischen“ Textschicht (bzw. deren komplizierendem Verhältnis zur intentionalen Ebene) undifferenziert der ersten Schicht zu. In diesem Sinn scheint mir auch die oben zitierte Aussage zu verstehen zu sein, die Schrift gebe „[...] ‘in letzter Instanz’ keinen Anlaß [...] zur Entzifferung eines Sinns oder einer Wahrheit“ (Rdg 313, Hvhb. J.L.). Die Formulierung ‘in letzter Instanz’ zielt meines Erachtens genau auf jene textuelle Tiefenschicht und ihre letztliche Unentscheidbarkeit.

Ein performativer Widerspruch liegt demzufolge im Fall Derridas nicht vor.¹¹⁴ Ironischerweise arbeitet jedoch gerade die Dekonstruktion mit den Inkohärenzen der untersuchten Texte in einer Weise, die ihrerseits eine beträchtliche Affinität zur strategischen Funktion des performativen Selbstwiderspruchs aufweist.¹¹⁵ Dabei unterscheidet sich Derridas Haltung gegenüber den aufgefundenen Widersprüchen allerdings gravierend von der seiner Ankläger. Diese sehen darin einen schweren argumentativen Regelverstoß und möchten den Übeltäter einfach des Feldes verweisen, das heißt aus dem weiteren Argumentationsspiel ausschließen. Sie folgen mithin einem präskriptiven Muster von Norm und Sanktion.¹¹⁶ Derridas Interesse hingegen endet nicht bei der Feststellung von Widersprüchen, sondern nimmt dort erst seinen eigentlichen Anfang. Für ihn verweist jeder Widerspruch auf eine interessante und analytisch mehr oder weniger fruchtbare dahinter liegende Konstellation. Man mag vermuten, daß hier die erwähnte psychoanalytische Orientierung eine Rolle spielt, Derridas Haltung erscheint jedoch darüber hinaus grundsätzlich von jener Großzügigkeit und Akzeptanz getragen, die bereits 1963 im Zuge einer differenzierenden Stellungnahme zum Strukturalismus zum Ausdruck kommen:

Am bedenklichsten ist es aber, daß diese von uns „ultra-strukturalistisch“ genannte Methode durch gewisse Seiten dem, was die wertvollste und originellste Intention des Strukturalismus ist, zu widersprechen scheint. Der Strukturalismus ist vor allem in den biologischen und linguistischen Bereichen, in denen er sich zuerst offenbarte, darum bemüht, die Kohärenz und Vollständigkeit jeder Totalität auf ihrer jeweiligen Ebene zu wahren. Er untersagt es sich, in einer gegebenen Konfiguration zu allererst den Anteil an Nichtvollendetem oder Fehlerhaftem zu betrachten, [...]. Strukturalist sein heißt, als erstes

¹¹⁴ Im Gegenteil zielt Derridas Schreibpraxis gerade auf eine größtmögliche Übereinstimmung von theoretischer Aussage und textueller Performanz, vgl. dazu Kap. 8.

¹¹⁵ Vgl. etwa die in Kap. 7 vorgeführte Analyse „szenischer“ Gegenkräfte gegen die Aussageintention des *Phaidros* in PP. Übrigens besteht zwischen Dekonstruktion und Apels Letztbegründungsverzicht, als dessen Form die Figur des performativen Widerspruchs ja entwickelt wurde, eine deutliche strukturelle Gemeinsamkeit, insofern beide auf eine positive theoretische Fundamentierung verzichten.

¹¹⁶ Vgl. Habermas' Benutzung der Figur in seiner 'Diskursethik' (Habermas 1983, 90ff.).

der Organisierung des Sinns, der Autonomie und dem eigentlichen Gleichgewicht, der gelungenen Herausbildung jeden Moments und jeder Form Aufmerksamkeit zu schenken; und die Erniedrigung all dessen zum Rang eines abweichenden Zufalls zurückzuweisen, was durch eine ideale Grundform nicht verstanden werden kann. (SD 46/ F 43f.)

Diese Passage korrespondiert mit der regelmäßigen Verbeugung Derridas vor Bedeutung und Qualität der von ihm dekonstruierten Texte und unterstreicht, daß die Erarbeitung ihrer inneren Widersprüchlichkeit keineswegs per se eine Abwertung bedeutet. Ganz im Gegenteil hebt Derrida üblicherweise den Widerspruch gewisser Textelemente gegen die logozentrische Oberfläche positiv hervor, ohne die vorhandene Gebundenheit an den Traditionszusammenhang der Metaphysik als vermeidbaren Makel zu denunzieren. Wie erwähnt, erkennt und akzeptiert Derrida auch die Zugehörigkeit seiner eigenen „Ausdrucksformen“ zum metaphysischen Einflußbereich.

Angesichts dieser Unausweichlichkeit entfällt die Möglichkeit einer allgemeinen oder grundsätzlichen Legitimation. Die Lösung kann – für Derrida wie für eine Einschätzung seiner Arbeit – nur in einer Hinwendung zum Einzelfall bestehen. Dort muß die Frage beantwortet werden, welche Verschiebungen und internen Umstrukturierungen innerhalb der „Geschlossenheit“ der Metaphysik leistbar sind und wie überzeugend und mit welchem Effekt sie in Szene gesetzt werden. Daß dabei komplizierte und theoretisch nicht immer vollständig abzusichernde Manöver erforderlich sind, wird von Derrida als unvermeidlich akzeptiert:

Mit versteckten, beständig gefährlichen Bewegungen, die immer wieder dem zu verfallen drohen, was sie dekonstruieren möchten, müssen, im Rahmen der [Geschlossenheit]¹¹⁷, die kritischen Begriffe in einen vorsichtigen und minutiösen Diskurs eingebettet werden, müssen die Bedingungen, [das Milieu]¹¹⁷ und die Grenzen ihrer Wirksamkeit markiert, muß mit äußerster Sorgfalt ihre Zugehörigkeit zu jener Maschine bezeichnet werden, die mit diesen Begriffen zerlegt werden kann. Zugleich gilt es, die Spalte ausfindig zu machen, durch die, noch unnennbar, durchschimmert, was [außerhalb dieser Geschlossenheit liegt]¹¹⁷. (G 28f.)

Die schlichte Ja/Nein-Mechanik einer Beurteilung mit Hilfe des so erfindungsreichen wie groben Instruments ‘performativer Selbstwiderspruch’ wird diesem Vorhaben keinesfalls gerecht.

¹¹⁷ Geänderte Übersetzung: „clôture“ und „outr-clôture“ scheinen mir hier durch „Vollendung“ bzw. „nach der Vollendung“ ebensowenig glücklich wiedergegeben, wie „milieu“ durch „Mitte“ (vgl. G/ F 25).

4 Arbeit am Zeichen

Eine herausragende Rolle in Derridas theoretischer Arbeit bis 1972 kommt dem Konzept des Zeichens zu. Dies spiegelt sich in einer Reihe von Etikettierungen, mit denen man versucht hat, sein Werk zu klassifizieren. So spricht Jochen Hörisch in seiner Einleitung zu StPh von „Ontosemiologie“, Werner Hamacher hat den Begriff „Semantologie“ geprägt, und Frank apostrophiert Derridas Aktivität als „fundamental-semiologische Herausforderung“.¹¹⁸ Neben der Betonung der zentralen Bedeutung des Phänomens „Zeichen“ lassen diese Formeln außerdem die unlösbare Bindung der Zeichenbetrachtung an ontologische – und das heißt, wie gesehen, für Derrida in der Tradition Heideggers: metaphysische – Fragestellungen erkennen. In der Tat weist Derrida dem Zeichen die exorbitante Stellung eines Eröffnungsereignisses für die Philosophie überhaupt zu. Dies geschieht im Zuge einer – bei Derrida seltenen – expliziten Erörterung seiner Definitionsverweigerung.¹¹⁹

Was also ist das Zeichen überhaupt? Auf diese Frage möchten wir aus einer Reihe von Gründen nicht antworten. (StPh 75/F 24)

Einige dieser Gründe sind bereits zur Sprache gekommen, so die metaphysische Gebundenheit der auf Platon zurückgehenden Frage nach dem Wesen einer Sache. Dies Argument führt Derrida auch hier ins Feld:

Fragt man „Was ist das Zeichen überhaupt?“, so unterwirft man das Problem des Zeichens einem ontologischen Vorhaben und weist der Bedeutung einen [...] Platz in einer Ontologie an. (StPh 77/F 25)

Ein solches Vorgehen gewinnt im Fall des Definiendums „Zeichen“ jedoch eine besondere Brisanz:

Eine Wahrheit des Zeichens überhaupt zu hypostasieren – würde das nicht heißen, daß das Zeichen nicht die Möglichkeit der Wahrheit ist, daß es sie nicht konstituiert, sondern sich damit begnügt, sie zu bezeichnen, zu reproduzieren, zu verkörpern [...]? Denn wenn das Zeichen dem vorausginge, was man Wahrheit oder Wesen nennt, so hätte es keinen Sinn, von der Wahrheit oder dem Wesen des Zeichens selbst

¹¹⁸ Hamacher (1978, 62), Frank (1976, 1).

¹¹⁹ Den Ausgangspunkt dieser Erörterung bildet eine methodenkritische Überlegung zu Husserls Vorgehen, „Anzeichen“ und „Ausdruckszeichen“ (s.u.) nicht auf der Basis einer vorgängigen, allgemeinen Zeichendefinition zu bestimmen (vgl. StPh 75-78).

zu sprechen.¹²⁰ [...] Ist nicht das Zeichen vielmehr anderes als Seiendes, ist es nicht die einzige „Sache“, die, da sie keine Sache ist, sich nicht unter die Frage „Was ist das?“, stellen ließe¹²¹, sondern im Gegenteil diese Frage bei gegebenem Anlaß erst hervorbringt – und so die „Philosophie“ als das Reich der Frage „*ti esti*“ erst erzeugt? (StPh 77/F 25f.)¹²²

Es deutet sich hier bereits die Richtung an, in der Derrida versuchen wird, die Verweispotenz des Zeichens gegen die Annahme eines (wie und wo auch immer) präsenten Sinns auszuspielen und zu dem paradoxen Begriff einer ursprünglichen Sekundarität weiterzuentwickeln. Dieser Prozeß ist Thema dieses Kapitels.

Die besondere Bedeutung des Zeichenbegriffs für Derrida beruht auf seiner so engen wie ambivalenten Verbindung zur Präsenz, die es Derrida ermöglicht, das Zeichen als den zentralen Ansatzpunkt seiner Dekonstruktion der Metaphysik zu benutzen. Auch der Umgang mit dem Konzept des Zeichens ist dekonstruktiv, das heißt er ist unter anderem durch die Merkmale der subversiven Immanenz und der verschiebenden Hierarchieumkehr gekennzeichnet. Bei genauem Hinsehen wird deutlich, daß Derrida den Zeichenbegriff als eine Art theoretische Abbeviatur behandelt, das heißt als nominalen Stellvertreter eines Theoriegefüges. Dabei lassen sich verschiedene im Konzept des Zeichens enthaltene Bedeutungsmomente ausmachen und gegeneinander wenden. Die mit dem Stichwort „Zeichen“ evozierte Gesamtheit erscheint somit als (metaphysischer) *Text*, dessen interne Inkohärenz die Mittel für seine Dekonstruktion liefert.

Darüber hinaus weist das Zeichen in besonderem Maß die Eigenschaften der in Kap. 2 behandelten Werkzeuge der *bricolage* auf. Einerseits gehört es untrennbar zur Geschichte der Metaphysik, andererseits soll es das Hauptwerkzeug ihrer Zerstörung sein. Dieser problematische Doppelstatus wird von Derrida ausdrücklich thematisiert:

Mit Hilfe des Begriffs des *Zeichens* erschüttert man die Metaphysik der Präsenz. Von dem Augenblick an jedoch, wo man damit, wie ich es nahegelegt habe, beweisen will, daß es kein transzendentes oder privilegiertes Signifikat gibt und daß das Feld oder das Spiel des Be-

¹²⁰ Es handelt sich hier um eine typische Argumentationsfigur, die in Derridas Werk sehr häufig vorkommt. Dies hängt vermutlich damit zusammen, daß sie sich angesichts der dabei konstitutiven Funktion der Hierarchieumkehr (vgl. Kap. 3.2) bei allen dekonstruktiven Arbeiten einsetzen läßt.

¹²¹ Irritierenderweise läßt sich aus dieser Formulierung schließen, im Fall aller anderen „Sachen“ sei für Derrida die Frage nach dem Wesen doch möglich. Dies stünde jedoch im klaren Widerspruch zu seinen sonstigen Aussagen.

¹²² Josef Simon hat inzwischen diesen Grundgedanken zu einer sogenannten „Zeichenphilosophie“ ausgebaut. Vgl. u.a. Simon (1989) und Simon (1995).

zeichnens von nun an keine Grenzen mehr hat, müßte man sogar den Begriff und das Wort¹²³ des Zeichens zurückweisen. (SD 425/F 412)

Genau dies aber ist laut Derrida unmöglich. Vorläufig mag dazu der Hinweis genügen, daß es für Derrida die paradoxe *conditio sine qua non* darstellt, den Zeichenbegriff auf eine gewisse Art beizubehalten, um seiner Metaphysikgebundenheit zu Leibe zu rücken:

Wir können uns des Begriffs des Zeichens aber nicht entledigen, wir können auf seine metaphysische Komplizenschaft nicht verzichten, ohne gleichzeitig die kritische Arbeit, die wir gegen sie richten, aufzugeben [...]. (SD 426/F 413)

In G bestätigt Derrida diese Sichtweise und betont die Unverzichtbarkeit des Zeichenbegriffs nicht nur für die Metaphysikkritik, sondern auch für jegliches gewohnte Denken überhaupt. Eine vollständige Destruktion der Idee des Zeichens sei nicht vorstellbar:

Da ihr Zusammenbruch den unserer ganzen Welt und unserer ganzen Sprache bedeutete, da ihre Evidenz und ihr Wert bis zu einem bestimmten Derivationspunkt eine unzerstörbare Festigkeit bewahren, wäre es geradezu lächerlich, aus ihrer Zugehörigkeit zu einer Epoche zu schließen, man müsse „zu etwas anderem übergehen“ und sich des Zeichens, sowohl dieses Ausdrucks als auch dieses Begriffs entledigen. (G 29f./F 26)

Leider konkretisiert Derrida den Hinweis auf eine relative Stabilität des Konzepts nicht weiter. Mir scheint darin jedoch eine Parallele zu der Akzeptanz einer semantisch unproblematischen ersten Bedeutungsschicht (vgl. Kap. 3.2) zu liegen. Das genaue Verhältnis dieser Stabilität zu ihrer endlichen Auflösung durch die Dekonstruktion bleibt somit hier ebenso im Dunkeln wie der Grund der Brauchbarkeit der 'Werkzeuge' der *bricolage* angesichts der Zerstörung des sie legitimierenden übergeordneten Theoriezusammenhangs. Eindeutig ist jedoch Derridas Einschätzung der Rolle des Zeichenkonzepts für seinen Versuch, das Jenseits der metaphysischen '*clotûre*' in den Blick zu bekommen:

¹²³ Der von Derrida und einem Teil der Literatur benutzte Wortbegriff ist mir unklar. Die Hypothese, 'Wort' meine hier den Signifikanten, der aufgrund Derridas Überlegungen zur *Paläonymik* und *konventionalistischen Illusion* (vgl. dazu Kap. 8) nicht ohne weiteres von seinem (in diesem Fall metaphysischen) üblichen Signifikat zu trennen und daher wie dieses abzulehnen sei, wird durch die andernorts getätigte Aussage Derridas, bei der *différance* handle es sich weder um ein Wort noch um einen Begriff (vgl. dif 33), unwahrscheinlich. Vielmehr scheint Derrida grundsätzliche Vorbehalte gegen den Wortbegriff zu haben, die aber offenbar nicht mit den in der Sprachwissenschaft geäußerten Einwänden kongruieren (vgl. dazu G 56). Ähnlich unexpliziert findet sich dieser Vorbehalt etwa in Woods Rede von „a characteristically Derridean army of terms, some of which one hesitates to call words, let alone concepts.“ (Wood 1980, 505)

Zugleich gilt es, die Spalte ausfindig zu machen, durch die, noch unennbar, durchschimmert, was [außerhalb der Geschlossenheit liegt].¹²⁴ Dem Zeichenbegriff kommt hier exemplarische Bedeutung zu. (G 29)

Im rückblickenden Interview mit Julia Kristeva wird diese Ambivalenz des Zeichenkonzepts noch einmal ebenso bekräftigt wie seine zentrale Bedeutung. Wenn man annehme, heißt es dort,

[...] man könnte der Metaphysik eines Tages *einfach* entkommen, was ich nicht glaube, so wird der Begriff des Zeichens in diesem Sinn zugleich als hemmende und vorantreibende Kraft gewirkt haben. Denn obwohl er von seinem Ursprung und seinen Implikationen her durch und durch metaphysisch [...] ist, haben doch die Verarbeitung und die Verschiebungen, denen er unterworfen – und für die er merkwürdigerweise auch das Werkzeug – war, *ent-grenzende* Wirkungen gehabt: Sie haben die Kritik an der metaphysischen Zugehörigkeit des Zeichenbegriffs ermöglicht, haben es erlaubt, [...] ihn somit bis zu einem gewissen Grad seinem angestammten Boden zu entreißen. (Pos 52f./ F 27)

4.1 Derridas Kritik der Husserlschen Zeichenbehandlung

Die dem Zeichen zugeschriebene Rolle als zentraler Hebel zur Erschütterung der Metaphysik entwickelt Derrida zum ersten Mal ausführlich im Zuge seiner Auseinandersetzung mit Husserl in „Die Stimme und das Phänomen“. Hier wird sichtbar, daß einige der wichtigsten Themen und Argumente Derridas, die später – schon in der „Grammatologie“ – auf die abendländische Metaphysik insgesamt bezogen werden, in seiner Auseinandersetzung mit der Phänomenologie Husserls ihre Wurzel haben. Im Unterschied zu späteren Werken, in denen dieser Zusammenhang oft nur noch allusiv angedeutet wird und hinter einer verallgemeinernden Verwendung weitgehend verschwindet, werden hier *Präsenz, Bewußtsein, Stimme, Idealisierung, Iterabilität* und verwandte Konzepte in direkter Bindung an ihren argumentativen Kontext bei Husserl teilweise sehr detailliert erörtert.

Inbesondere bezüglich der in der „Grammatologie“ zentralen Schrifthematik zeigt sich, daß einige der dort mehr oder weniger apodiktisch anmutenden Voraussetzungen in StPh erarbeitet werden. Das Ziel dieses Kapitels besteht darin, die ursprünglich lokale Bezogenheit dieser Konzepte auf Husserls Phänomenologie herauszustellen und ihre

¹²⁴ Geänderte Übersetzung, vgl. Anm. 117.

inhaltliche Kontur in diesem Kontext zu erhellen, um so die Voraussetzungen dafür zu schaffen, ihre Relikte, den Grad ihrer Transformation sowie deren Sinn in späteren Werken zu identifizieren und einzuschätzen. Auf diese Weise läßt sich zeigen, daß die später so eminent bedeutsamen Theoreme der *Präsenz*, des *transzendentalen Signifikats* und des *Phonozentrismus* hier bereits in Form der *selbstpräsenten Intention*, des *vorausdrücklichen Sinns* bzw. der *sinntransparenten phonè* sowie des *Sich-beim-Sprechen-Vernehmens* als Resultate der Derridaschen Husserlanalyse vorliegen. Für ein Verständnis der Gewichtsverschiebung im Verhältnis zwischen Signifikant und Signifikat ist dieser Zusammenhang unverzichtbar.

Die folgende Darstellung rekonstruiert Derridas Argumentation und enthält sich dabei weitgehend der Bewertung. Ziel meiner Ausführungen ist nicht eine Prüfung der Validität von Derridas Husserlinterpretation.¹²⁵ Ihr Zweck besteht vielmehr in einer konkretisierenden Auslotung der Bedeutung von Derridas Auseinandersetzung mit Husserl für die Entwicklung zentraler Eigenheiten seiner Theorie.

4.1.1 Die beiden Husserlschen Zeichentypen

Wie bereits erwähnt, wird die Husserlsche Phänomenologie in StPh im Hinblick auf eine eventuelle grundsätzliche, wenngleich versteckte metaphysische Bedingtheit thematisiert.¹²⁶ Bereits in seiner Einleitung weist Derrida programmatisch auf den Sonderstatus des Zeichenbegriffs für dieses Projekt hin:

Es geht also darum, am ausgezeichneten Beispiel der Zeichenkonzeption die phänomenologische Kritik der Metaphysik als internes Moment der metaphysischen Selbstversicherung sich ankündigen zu se-

¹²⁵ Anders als Frank (1984, 288ff.), der seine Darstellung stark auf die Selbstbewußtseinsproblematik zuspitzt und von seiner eigenen Husserl-Deutung her konturiert (vgl. besonders die 16. Vorlesung) orientiere ich mich daher an Derridas Argumentationsaufbau. Auf eine genaue Explikation der verwendeten Husserlschen Termini mußte verzichtet werden, da dies im Grunde eine Darstellung der gesamten Phänomenologie erfordert hätte. Ihre Bekanntheit wird daher im folgenden vorausgesetzt, sie erschließen sich jedoch bis zu einem gewissen Grade auch aus dem unmittelbaren oder weiteren Verwendungszusammenhang. Bei meiner eigenen Einarbeitung in die Thematik haben sich als hilfreich erwiesen: Bernet/Kern/Marbach (1989); Ströker/Janssen (1989) und Waldenfels (1992). Eine gründliche Diskussion der Husserl gewidmeten Texte Derridas findet sich bei Höfliger (1995).

¹²⁶ Ich erinnere an folgende, bereits zitierte Einlassungen Derridas: „So ist die allgemeinste Form unserer Fragestellung folgendermaßen vorgegeben: verbergen die phänomenologische Verbindlichkeit, die Entschiedenheit und die Subtilität der husserlschen Analysen [...] nicht gleichwohl eine metaphysische Präsupposition? Verbergen sie nicht letztlich eine dogmatische oder metaphysische Verhaftung der phänomenologischen Kritik selbst, [...]“ (StPh 52/F 2f.) „Mit anderen Worten: wir werden nicht fragen, ob diese oder jene metaphysische Erbschaft an dieser oder jener Stelle die Aufmerksamkeit eines Phänomenologen zu beschränken vermochte, sondern vielmehr, ob die *phänomenologische* Form dieser Aufmerksamkeit nicht der Metaphysik selbst verpflichtet ist.“ (StPh 53)

hen. Besser noch: mit dem Nachweis zu beginnen, daß das Mittel der phänomenologischen Kritik selbst dem metaphysischen Entwurf [...] angehört. (StPh 53/F 3)

Die entscheidende Bedeutung des Zeichenkonzepts für dieses Unternehmen beruht für Derrida – dies ist zumindest sein Ausgangspunkt – auf der nach seiner Einschätzung für Husserls ganzes Werk bestimmenden, grundlegenden Unterscheidung zwischen zwei Arten von Zeichen: *Ausdruckszeichen* und *Anzeichen*. Diese von der philosophischen Husserlliteratur nicht als systematisch zentrales Problem behandelte Opposition rückt Derrida zu Beginn seines Einleitungskapitels auf einem etwas indirekten Weg in den besagten Status als Präjudiz: Nachdem er festgestellt hat, die *Logischen Untersuchungen* hätten „[...] eine Bresche geschlagen, in die sich bekanntlich die gesamte Phänomenologie vertiefend eingelassen hat“ (StPh 51) und deren begriffliche und konzeptuelle Prämissen bis zu Husserls Spätwerken, etwa dem *Ursprung der Geometrie* virulent geblieben seien, äußert er die These, eine genaue Lektüre der LU könne, besonders hinsichtlich des Problems der Sprache, „[...] in den *Untersuchungen* die Keimstruktur des gesamten Denkens Husserls deutlich werden lassen.“ (StPh 51) Die erste der LU werde wiederum mit einem Kapitel eingeleitet, dessen Überlegungen „[...] alle folgenden Analysen in nicht zu unterschätzender Weise prägen“ (StPh 51) und die vollständig auf der genannten Differenzierung von „Ausdruck“ und „Anzeichen“ basierten. (Vgl. StPh 52)

In verkürzter Form heißt das: Die „Ausdruck“/„Anzeichen“-Opposition bestimmt das Eingangskapitel der ersten LU, dieses die gesamten LU und diese wiederum Husserls gesamtes Werk.¹²⁷ Wie unschwer zu erkennen ist, entspricht diese (soweit ich sehe rein assertorische) Ableitung Derridas dem ersten Schritt des in Kap. 3.2 skizzierten Dreischritte-Schemas der Dekonstruktion, der Identifizierung einer bzw. der zentralen begrifflichen Opposition. Ich verfolge im weiteren Derridas Realisierung seiner Strategie, die Entgegensetzung von „Anzeichen“ und „Ausdruckszeichen“ *aus dem Husserlschen Text heraus* zu devalidieren und auf diesem Weg die Grundlagen der gesamten Phänomenologie zu erschüttern.

Zu diesem Zweck wendet sich Derrida dem Kern Husserls diesbezüglicher Beweisführung zu. Diese zentriert sich um die Frage der Bedeutungshaltigkeit von Anzeichen und

¹²⁷ Wir begegnen hier einem für Derrida typischen Zug, nämlich der gründlichen Untersuchung eines relativ kleinen Textausschnitts als Ausgangspunkt einer ausgedehnten Analyse von großer thematischer Reichweite (vgl. dazu Kofman 1988, 97ff.).

Ausdruck, wobei Husserl „Bedeutung“ für den Ausdruck reserviert: „Von den *anzeigenden* Zeichen unterscheiden wir die *bedeutsamen*, die Ausdrücke.“ (LU II 1, § 5, 30) Obwohl Husserl den Ausdruck einführend als „Rede“, „Redeteil“ oder „wesentlich gleichartige Zeichen“ bestimmt (LU 30), schließt er kurz darauf die reale Mitteilung aus dem Bereich der Ausdrücke im eigentlichen Sinne aus: „Wenn man diesen Zusammenhang überschaut, erkennt man sofort, daß alle Ausdrücke in der *kommunikativen* Rede als *Anzeichen* fungieren.“ (LU 33)

Der Anzeichencharakter der kommunikativen Rede beruht nach Husserl auf der Tatsache, daß der „sinngabende Akt“ des Sprechenden für den Hörenden nicht zugänglich wird. Die „Erlebnisse“ des Sprechers können vom Hörer nur in „äußerer Wahrnehmung“ erfaßt werden, er hat statt einer „adäquaten Anschauung“ bloß eine „inadäquate Vorstellung“, der keine „Wahrheit“ entspricht (vgl. LU 33-35).¹²⁸ Das reale Gespräch entfällt also als mögliche Instanz des Ausdruckszeichens.

Wie Derrida sehr klar herausarbeitet, bedarf aber Husserl, um die Trennung zwischen Anzeichen und Ausdruck aufrechterhalten zu können, zumindest *eines* Beispiels für reine, nicht mit der Anzeigefunktion vermischte Ausdrücklichkeit. Aus Gründen, die Derrida letztlich auf die zentrale Rolle der Präsenz bei Husserl (siehe unten) zurückführt, hängt seines Erachtens die gesamte Phänomenologie von der Möglichkeit einer trennscharfen Abgrenzung des Ausdrucks vom Anzeichen ab:

Jedes Vorhaben Husserls aber – auch diejenigen, die auf die *Logischen Untersuchungen* folgen – wäre bedroht, wenn die *Verflechtung** von Anzeichen und Ausdruck unwiderruflich irreduzibel und prinzipiell unentwirrbar wäre, [...]. (StPh 79/F 28)

Der Bereich kontingenter Weltlichkeit wäre unter diesen Umständen nicht von der durch die Reduktion erschlossenen Sphäre reiner Phänomenalität zu isolieren, denn:

Die Anzeige, [...] die in der Welt empirisch Seiendes miteinander verknüpft, umfaßt all das, was unter die Bewegung der „Reduktionen“ fällt: die Faktizität, die mundane Existenz, die wesentliche Nicht-Notwendigkeit, die Nicht-Evidenz etc. (StPh 82/F 31f.)

¹²⁸ Den Grund für diese Nicht-Transportabilität der sinnstiftenden intentionalen Akte eines Subjekts, die allein dem Ausdruck Bedeutung verleihen, verortet Derrida wohl zu Recht in der Interferenz des physischen Bereichs: „Alles, was in meinem Diskurs dazu bestimmt ist, einem anderen ein Erlebnis kundzutun, muß durch die physische Seite der Rede erst vermittelt werden. Diese irreduzible Vermittlung veranlaßt jeden Ausdruck zu einer anzeigenden Verfahrensweise. So ist die kundgebende Funktion eine anzeigende Funktion.“ (StPh 92/F 42)

Das hier erforderliche Beispiel muß also den reinen Ausdruck zeigen, das heißt jede Mitteilung ausschließen:

Denn nur wenn die kommunikative Funktion suspendiert ist, kann die reine Ausdrucksfunktion erscheinen. (StPh 91/F 41)

Um in der Sprache die Anzeige zu reduzieren und den reinen Ausdruck ins Recht zu setzen, muß also der Bezug zum anderen suspendiert werden. (StPh 94/F 44)

Diese Funktion erfüllt Husserls Konstruktion des „**einsamen Seelenlebens**“ (LU § 8).

Nach Husserl liegt im Fall der „einsamen Rede“ keine Mitteilung an sich selbst und das heißt, wenn man Derrida glauben will, auch: kein Zeichen im geläufigen Sinn des Worts vor.¹²⁹ Man könne sich zwar als zu sich selbst Sprechenden vorstellen, diese Vorstellung sei aber bloße Fiktion. In Wahrheit teile man sich nichts mit, denn in

[...] der monologischen Rede können uns die Worte doch nicht in der Funktion von Anzeichen für das Dasein psychischer Akte dienen, da solche Anzeige hier ganz zwecklos wäre. Die fraglichen Akte sind ja im selben Augenblick von uns selbst erlebt. (LU 36/37)¹³⁰

Die in der inneren Rede „phantasierten Worte“¹³¹ erscheinen dort also, im Unterschied zur realen Kommunikation, als von jeder anzeigenden Funktion befreite reine Ausdrücke. Genau gegen diese Husserlsche Konstruktion des „einsamen Seelenlebens“ und die in ihr enthaltene These von der Gleichzeitigkeit psychischer Akte und ihrer Erlebtheit im Bewußtsein richtet sich die Spitze von Derridas dekonstruktiver Arbeit. Seine diesbezügliche Argumentation wird weiter unten vorgeführt. Zuvor ist es jedoch angebracht, die von Derrida schon im Titel seiner Studie hervorgehobene Sonderrolle der *Stimme* in diesem Zusammenhang zu erörtern. Des weiteren schiebe ich eine kurze Darstellung der in diese Konstruktion eingewobenen These eines *vorexpressiven Sinns* ein, ehe die bei Derrida als gemeinsamer Nenner all dieser Elemente fungierende Betrachtung der *Präsenz* aufgenommen und ihre Ausbeutung gegen die „Anzeichen“/„Ausdruck“-Dichotomie dargestellt wird.

¹²⁹ Vgl. StPh 96: „Notwendigkeit von Anzeichen heißt schlicht Notwendigkeit von Zeichen. Denn es wird zusehends deutlicher, daß trotz der Eingangsunterscheidung von Anzeichen und Ausdruck für Husserl nur das Anzeichen tatsächlich als Zeichen gilt. Der erfüllte Ausdruck [...] geht nicht zusammen mit dem Begriff des Zeichens.“

¹³⁰ Diese Sichtweise resultiert aus Husserls Bewußtseinsmodell, welches das Bewußtsein als durch seine Akte konstituiert begreift. Eine Trennung des Bewußtseins von seinen Akten ist nach dieser Auffassung unmöglich. Daraus folgt auch die quasi-Identität der Präsenz einer Wahrnehmung und der Selbstpräsenz des Bewußtseins.

¹³¹ Vgl. LU 36.

4.1.2 *S'entendre-parler*: die entscheidende Rolle der Stimme

Im Zuge einer längeren Erörterung der Implikationen des oben referierten Ausdrucksbegriffs kommt Derrida auf den für ihn so folgenreichen Punkt der Funktion der Stimme in diesem Komplex zu sprechen:

Hier wollen wir nur festhalten, was Husserl unter „Ausdruck“ versteht: das Sich-Entäußern eines Aktes und sodann eines Sinns, der nur im Medium der Stimme, und zwar der „phänomenologischen“ Stimme, bei sich selbst zu bleiben vermag. (StPh 85/F 35)

Dieser Bindung der Bedeutung (denn *sie* ist, wie gesehen, das entscheidende Merkmal des Ausdrucks gegenüber dem Anzeichen) an die Stimme, die aber als nicht-empirische, innere oder „phänomenologische Stimme“ zu verstehen sei, kommt nach Derrida höchste Bedeutung zu.¹³² Im Gegensatz zum realen Diskurs, bei dem die Empirizität des Signifikanten diesen mit dem Makel der Mundanität affiziert, vollzieht sich die „einsame Rede“ bei Husserl im Inneren der monadischen Sphäre.¹³³ Hier ist also mit dem Ausdruck gleichzeitig der sinnstiftende psychische Akt gegeben, so daß dieser Husserls Bedingung für Bedeutungshaftigkeit erfüllt. Die Bedeutung wird nicht durch Anzeichen vermittelt, sondern ist dem Bewußtsein unmittelbar präsent. In dieser Präsenz liegt laut Derrida der entscheidende Unterschied zwischen Anzeige und Ausdruck:

[A]ll das im Diskurs, was nicht unmittelbar die direkte Präsenz des bezeichneten Inhalts herstellt, ist un-ausdrücklich. Der reine Ausdruck aber ist die reine aktive Intention [...] eines *Bedeuten**, das einen Diskurs mit präsenter Bedeutung *beseelt**. Präsent freilich nicht in der Natur – denn dort wie im Raum überhaupt kommt nur die Anzeige vor –, sondern im Bewußtsein¹³⁴, präsent also einer Intuition oder einer

¹³² Bernhard Waldenfels (1995) identifiziert in seinem Kapitel „Sich-sprechen-Hören“ das *s'entendre-parler* als das zentrale Moment von Derridas Husserl-Lektüre in StPh. Gegen Derrida macht er jedoch geltend, daß es sich bei der Annahme einer „phänomenologischen Stimme“ um eine Interpretation Derridas handle. Von einer „phänomenologischen Stimme“ in diesem Sinne sei bei Husserl nirgends die Rede (vgl. Waldenfels 1995, 90 und 94-104).

¹³³ Zum leitmotivischen Charakter der Opposition „drinnen/draußen“ für die Analysen des Derridaschen Frühwerks vgl. Kap. 8. Die Möglichkeit, die diskursiven Funktionen des Zeichens innerhalb der Monade außer Kraft zu setzen, ist nach Derrida essentiell für Husserls Unterscheidung zwischen Anzeichen und Ausdruckszeichen: „Die ganze im ersten Kapitel *Die wesentlichen Unterscheidungen* vorgetragene Theorie der Bedeutung bräche zusammen, wenn die Funktion der *Kundgabe/Kundnahme* sich nicht [in der] Sphäre meiner eigenen Erlebnisse reduzieren ließe und wenn die ideale oder absolute Einsamkeit der 'eigenen' Subjektivität noch der Anzeichen bedürfte, um ihren genuinen Selbstbezug zu konstituieren.“ (StPh 96) Hörichs Übersetzung bietet hier fälschlich „sich nicht auf die Sphäre [...] reduzieren ließe“, was weder der französischen Fassung entspricht (StPh/F 46: „reduire dans la sphère“) noch den Sinn der phänomenologischen Reduktion trifft.

¹³⁴ Ganz nebenbei liefert diese Stelle eine Bestimmung des bei Derrida so zentralen Präsenzbegriffs (vgl. Kap. 2), die mir von größter Reichweite zu sein scheint. Entsprechend der phänomenologischen Grundhaltung, jeden Gegenstand in seiner Seinsgeltung einzuklammern und als Korrelat eines ihn in-

„inneren“ Wahrnehmung, [...]; *présent* demnach nur *dem Sich-selbst* im Leben eines Präsenten, das sich noch nicht aus sich heraus in die Welt, den Raum und die Natur entlassen hat. (StPh 94/F 43f.)

Im solchermaßen bedeutungshaft erfüllten, imaginierten phonischen Signifikanten des inneren Diskurses realisiert sich also die Selbstpräsenz des Bewußtseins.

Der konstatierten Sonderrolle der Stimme im Hinblick auf die Bedeutungshaftigkeit des Ausdrucks¹³⁵ und die damit einhergehende Selbstpräsenz des Bewußtseins widmet Derrida eine gesonderte Analyse, die den Kern des sechsten Kapitels: „Die das Schweigen bewahrende Stimme“¹³⁶ bildet:

Versuchen wir also, den phänomenologischen Wert der Stimme, die Transzendenz ihrer Dignität im Vergleich mit jeder anderen signifikanten Substanz zu befragen. (StPh 133)

Derridas Antwort auf diese selbstgestellte Frage konzentriert sich auf die Feststellung, daß die phänomenologische Stimme den Anschein erwecke, mit dem Bedeutungsakt selbst zusammenzufallen. Da die innere Stimme nicht in die empirische Welt entlassen werde, bestehe nicht die Gefahr einer „Verunreinigung“ ihrer phänomenologischen Qualität durch die mundane Räumlichkeit. Die (ideale) Bedeutung werde also nicht durch die Verkörperung in einen weltlichen Signifikanten zerstört. Im Gegensatz zu jedem nicht-tönenden, etwa geschriebenen oder gestischen Signifikanten, zu dessen Wesen (auch in der phänomenologischen Erfahrungssphäre, vgl. StPh 132) untüchtig sein Raumbezug gehöre, werde die phänomenologische Stimme in der reinen, nicht mundanen Innerlichkeit vernommen. Der phonische Signifikant scheint dort mit seinem Sinn zusammenzufallen und quasi selbsttätig die phänomenologische Reduktion seiner innerweltlichen Anteile zu vollziehen:

tendierenden Bewußtseinsaktes zu fassen, wird Präsenz hier unmißverständlich der Sphäre des Bewußtseins zugeordnet. So erklärt sich auch die von Derrida in G eingeschlagene dekonstruktive Strategie: „Die Dekonstruktion der Präsenz verläuft über die Dekonstruktion des Bewußtseins, [...]“ (G 123) Die hier im phänomenologischen Zusammenhang etablierte Bindung des Derridaschen Präsenzbegriffs an das Bewußtsein scheint mir in allen späteren Verwendungen ihre Gültigkeit zu behalten und ein entsprechendes Licht auf seine dort oft unexplizierte Bedeutung zu werfen.

¹³⁵ Noch einmal nachdrücklich StPh 133: „Zwischen dem Lautelement (im phänomenologischen Sinne und nicht im Sinne der Akustik) und dem Ausdruck-Sein, d.h. der Logizität eines *belebten* Signifikanten angesichts der idealen Präsenz einer *Bedeutung**, [...] bestünde demnach ein notwendiges Verhältnis; [...]“

¹³⁶ Im Original (StPh/F 78): „La voix qui garde la silence“.

Die „erscheinende Transzendenz“¹³⁷ der Stimme ist an den Umstand gebunden, daß das Signifikat, das stets ideal ist [...] dem Ausdrucksakt unmittelbar präsent ist. Diese unmittelbare Präsenz wiederum rührt daher, daß sich der phänomenologische „Körper“ des Signifikanten in dem Augenblick auszulöschen scheint, in dem er hervorgebracht wird. Er scheint von nun an dem Element der Idealität zuzugehören. Er reduziert sich phänomenologisch selbst und transformiert die opake Struktur seines Körpers in reine Durchsichtigkeit. (StPh 133f.)

So zumindest hat es bei Husserl (und wie sich zeigen wird nicht nur dort) laut Derrida den Anschein. Derrida insistiert sehr nachdrücklich auf dem Scheincharakter dieser Konstruktion¹³⁸; später wird er sie auch als Illusion bezeichnen.

Ich zitiere hier zum Vergleich vorgreifend die entsprechende Stelle aus dem „Positionen“-Interview mit Julia Kristeva. Die dort gemachten Aussagen zur *phonè* zeigen in ihrer frappierenden Nähe zu Derridas Ausführungen bezüglich der Stimme in StPh ganz deutlich die phänomenologiekritische Wurzel des Phonozentrismus-Theorems:

Die *phone* ist in der Tat die bezeichnende Substanz, die sich dem Bewußtsein gegenüber als enge Verbündete der Vorstellung vom bezeichneten Begriff ausgibt, und von diesem Gesichtspunkt aus ist die Stimme das Bewußtsein selbst. Wenn ich spreche, habe ich nicht nur das Bewußtsein, bei dem zu sein, was ich denke, sondern auch, jeglichen Signifikanten meinem Denken oder dem „Begriff“ maximal anzunähern; [...] Nicht nur scheinen sich Signifikant und Signifikat zu vereinigen, sondern in dieser Vereinigung scheint der Signifikant zu erlöschen oder durchsichtig zu werden, um dem Begriff die Möglichkeit zu geben, sich selbst als das zu zeigen, was er ist, als etwas, das auf nichts anderes als auf seine Präsenz verweist. [...] Natürlich ist diese Erfahrung eine Illusion, aber eine Illusion, deren Notwendigkeit eine ganze Struktur oder eine ganze Epoche bestimmt hat. (Pos 60/ F 32f.)

¹³⁷ Im Original (StPh/F 86): „transcendance apparente“. Der Vorteil dieser Übersetzung gegenüber dem naheliegenden: „scheinbare Transzendenz“ ist mir nicht ersichtlich. Hörisch ist offenbar Derridas Auffassung dieser Sichtweise als illusionär, die die eigentliche Pointe seiner Aussage bildet, entgangen. Dementsprechend übersetzt er auf S. 132 und 133 mehrfach ‘apparente’ und ‘apparence’ als ‘erscheinend’ bzw. ‘Erscheinen’. Abweichend von dieser Praxis bietet er auf S. 132 unten für ‘en apparence’ (StPh/F 85) sinnwidrig ‘offenbar’, ein Fehler, der die Indifferenz des Übersetzers gegenüber dem Inhalt seiner Vorlage ebenso illustriert wie die Unterschlagung der Negation zwei Sätze vorher, wo er ‘non-mondaine’ (StPh/F 85) mit ‘innerweltlich’ wiedergibt, was angesichts seiner sonstigen Übersetzung von ‘mondanité’ als ‘Innerweltlichkeit’ oder ‘Innerweltliches’ (z.B. S. 132 oben) keinen Interpretationsspielraum läßt, sondern nur als Fehler angesehen werden kann.

¹³⁸ Vgl. StPh 132-136 passim. Zum Beispiel: „Wir glauben und werden zu zeigen versuchen, daß diese Transzendenz [der Stimme] nur als erscheinende ist.“ (StPh 133, vgl. meine Anm. 137) „Vom rein phänomenologischen Standpunkt aus betrachtet, zeichnet sich der Redeprozess im Innern der Reduktion dadurch aus, daß er sich als reines Phänomen ausgibt, das den Anschein des Natürlichen und die Annahme der Existenz von Außenwelt schon suspendiert hat.“ (StPh 135) „So zumindest *gibt* sich das Phänomen der Stimme, die phänomenologische Stimme.“ (StPh 132)

Wir erreichen damit den vielleicht wichtigsten Punkt des gesamten Husserl-Buchs, nämlich die von Derrida so genannte „Erfahrung“ des *s’entendre-parler*¹³⁹, die wie gesagt nach meiner Überzeugung die Wurzel von Derridas so ungeheuer einflußreichem Phonozentrismus-Konzept darstellt. Die entscheidende Gegebenheit ist hier das Ensemble von gleichzeitiger Signifikantenproduktion und -rezeption:

Sobald ich spreche, gehört es zum phänomenologischen Wesen dieser Operation, *daß ich mich in der Zeit*, während der ich spreche, zugleich *vernehme*. (StPh 134)

Das entspricht dem Wesen oder dem Normalfall der Rede (*parole*). Ja, es ist sogar der Struktur der Rede implizit, daß der Sprecher sich *vernimmt*: daß er die sinnliche Form der Phoneme wahrnimmt und zugleich seine eigene Ausdrucksintention versteht. (StPh 135/F 87)

Dieses Verhältnis ist laut Derrida einzigartig und produziert, wie sich zeigen wird, Konsequenzen von größter Reichweite:

Die Operation des „Sich-sprechen-Hörens“ ist eine singuläre Selbst-Affektion schlechthin. (StPh 135).^{140 141}

Im Unterschied zu anderen Formen der Selbst-Affektion, etwa dem „Sich-selbst-Berühren“ oder dem „Sich-Sehen“ wird die reine Phänomenalität der stimmlichen Selbstaffektion nicht durch Beteiligung des Fremden, der Außenwelt, des Raumes getrübt. Es wird so die Erfahrung des phänomenologisch ungetrübten *Bei-sich-Seins* ermöglicht, die Selbstpräsenz schlechthin:

¹³⁹ Deutsche Übersetzungen geben *s’entendre-parler* in der Regel entweder als ‘Sich-sprechen-Hören’ oder ‘Sich-beim-Sprechen-Vernehmen’ wieder. Waldenfels (1995, 92) hält unter Hinweis auf Heideggers Ausführungen zum „existenzial primären Hörenkönnen“ und der phänomenalen Vorgängigkeit des „Horchens“ vor dem rein akustischen Registrieren (vgl. SZ 163) die Übersetzung durch ‘Hören’ für ausreichend. Mir scheint ‘Vernehmen’ für den in Sachen Heidegger nicht bewanderten Leser einen (wenngleich geringen) zusätzlichen Hinweis auf die in diesem Zusammenhang mitentscheidende semantische Dimension des Vorgangs zu enthalten und von daher leicht präferabel zu sein. In diese Richtung deutet auch die in der englischsprachigen Literatur seit Spivaks (nicht zuletzt durch ihre wegweisende Einleitung) enorm einflußreicher G-Übersetzung übliche Formel „*hearing-understanding-oneself speak*“ (vgl. auch Spivak 1976, LXVIII). Ein „fundamentaler Unterschied“ zwischen (verstehendem) Vernehmen und (bloß akustischem) Hören wird in diesem Zusammenhang auch von Frank (1984, 92) ins Feld geführt.

¹⁴⁰ Im Original: „*est une auto-affection d’un type absolument unique*.“ (StPh/F 88)

¹⁴¹ Im zweiten Teil der G bezeichnet Derrida die Masturbation ebenfalls als (haptische) Auto-Affektion und weist ihr im Rahmen seiner Rousseau-Dekonstruktion einen wichtigen Stellenwert als Paradigma des seine Lektüre leitenden Supplementbegriffs bei Rousseau zu (vgl. G 248-272). Nichts könnte jedoch verfehlt sein, als daraus für Derrida einen pejorativ konnotierten masturbatorischen Charakter des *s’entendre-parler* abzuleiten, wie Trabant dies tut: „[...] daß ich mich selber höre (jenen von Derrida als Selbstaffizierung, als masturbatorischen Aspekt der Stimme denunzierten Aspekt des Hörens) [...]“. (Trabant 1990, 171).

Deshalb kann sie [die Operation des Sich-sprechen-Hörens, J.L.] als absolut reine Selbst-Affektion in einer Nähe zu sich selbst erlebt werden, die nichts anderes ist als die absolute Reduktion des Raumes¹⁴² selbst. [...] Diese Selbst-Affektion ist das, was man Subjektivität oder *Für-sich* nennt; [...]. (StPh 136)

Diese Universalität bedingt, daß struktural begründet kein Bewußtsein ohne die Stimme möglich ist. Die Stimme ist das Bei-sich-Sein in der Form der Universalität, das Mit-Bewußtsein (con-science). Die Stimme *ist* das Bewußtsein. (StPh 137/F 89, Hvhb. J.L.)

Mit anderen Worten: Derrida identifiziert das illusionäre *s'entendre-parler* als **die generative Instanz des Bewußtseins**.¹⁴³

Die Selbst-Affektion ist keine Erfahrungsmodalität, die ein bereits zuvor als Selbst (autos) verfaßtes Seiendes charakterisierte. Sie bringt das Selbst als Beziehung zu sich [...] hervor. (StPh 140)

Ohne diesen Aspekt, der aus der Thematik dieser Arbeit herausfällt, hier weiter vertiefen zu wollen, möchte ich auf seine Brisanz hinweisen. Wenn die bewußtseinskonstituierende Erfahrung des *s'entendre-parler* eine Täuschung ist, hat dies gravierende theoretische Konsequenzen. Da Husserls Konzeption der Bewußtseinsakte in Derridas Sicht eine signitive Vermittlung verbirgt (siehe unten), geht die Einheit des Bewußtseins notwendig verloren und wird durch die Theorie eines zeichenhaften und damit mehrdeutigen Selbstverhältnisses ersetzt.¹⁴⁴

Ein einziges Mal in StPh geht Derrida in seiner Bestimmung der Wirkung des *s'entendre-parler* noch einen Schritt weiter und weist dabei noch deutlicher in Richtung seiner späteren Verallgemeinerung der Figur auf die angeblich im abendländischen Denken vorherrschende phonozentrische Sicht des gesprochenen Wortes als quasi

¹⁴² Dies wird von Waldenfels bestritten: „Mir scheint, daß in der Sicht Husserls der Rede auch ein Raum zuzuschreiben ist, und zwar von der *Okkasionalität* der Rede her [...]. Die Stimme tönt von irgendwoher.“ (Waldenfels 1995, 98)

¹⁴³ Diese sprechend-hörende Selbstaffektion steht hier somit in Konkurrenz zu der von Lacan behaupteten Rolle des Sich-im-Spiegel-Beobachtens für die Entstehung des Bewußtseins (vgl. Lacan 1973, 61-70).

¹⁴⁴ Derrida selbst deutet in StPh diese Konsequenz bereits an, wie ein vollständiges Zitat der obigen Passage zeigt: „Diese Bewegung der *différance* (des Aufschiebs) kommt nicht zu einem transzendentalen Subjekt hinzu. Vielmehr erzeugt sie dieses erst. Die Selbst-Affektion ist keine Erfahrungsmodalität, die ein zuvor bereits als Selbst (autos) verfaßtes Seiendes charakterisierte. Sie bringt das Selbst als Beziehung zu sich in der Differenz mit sich, das Selbst als das Nicht-Identische hervor.“ (StPh 140/F 92) Eine ausführliche Diskussion dieser Problematik bietet Rodolphe Gasché's reflexionsphilosophische Auswertung (Gasché 1986, 13-105). Manfred Frank hat mehrfach auf der Beschränktheit bzw. Unangemessenheit des im französischen Poststrukturalismus und speziell bei Derrida vorherrschenden Reflexionsmodells des Bewußtseins insistiert, hat aber, soweit ich sehe, seinem Hinweis auf eine validere Alternative über die Erwähnung der Ablehnung dieses Modells durch die Frühromantik hinaus keine konkretisierende Ausarbeitung zur Seite gestellt (vgl. z.B. Frank 1984, 251, 307, 333ff. und 356ff. sowie besonders prägnant Frank 1988, 807-811).

transparentes Medium einer von ihm ununterscheidbaren Bedeutung. Der Kern der erwähnten Täuschung bestünde demnach in einer theoretischen Unschärfe Husserls, der hier eine für sein Werk singuläre Verschmelzung von weltlicher und transzendentaler Sphäre zulasse und die Vorzüge der phänomenologischen auch für die empirische Stimme in Anspruch nehme:

Denn sie [die stimmliche Selbst-Affektion; J.L.] setzt in ihrem Grunde die Einheit des Lautes (der in der Welt ist) und der *phonè* (im phänomenologischen Sinn) voraus. [...] Aber die Einheit des Lautes und der Stimme, das, was es dieser erlaubt, sich in der Welt als reine Selbst-Affektion zu produzieren, ist die einzige Instanz, die der Unterscheidung zwischen Innerweltlichkeit und Transzendentalität entkommt; [...]. (StPh 136f.; geänderte Übersetzung, vgl. StPh/F 89)

Entgegen Husserls oben referierter Position bezüglich des Anzeigecharakters der Zeichen in der Kommunikation kann sich die genannte Täuschung folglich auch auf den Bereich des realen Gesprächs erstrecken. Hier liegt meines Erachtens die Wurzel von Derridas späterer phonozentrismusfixierter Deutung des gesprochenen Worts, wobei deren ursprüngliche Bindung an den Kontext des Husserlschen Theorierahmens noch einmal ganz deutlich wird:

Im Zwiegespräch *scheint* die Ausbreitung von Signifikanten auf kein Hindernis zu stoßen, weil sie zwei *phänomenologische* Wurzeln der reinen Selbst-Affektion zueinander in Beziehung setzt. (StPh 137/F 89)

4.1.3 Die vorausdrückliche Sinnschicht

Im Unterschied zur Schrift, und dies wird besonders in der „Grammatologie“ und einigen späteren Werken eine entscheidende Rolle spielen¹⁴⁵, erweckt in der geschilderten Perspektive die gesprochene Sprache den Eindruck, ihre Botschaft im „Idealfall“ direkt, das heißt ohne Dazwischentreten signitiver Vermittlung zu transportieren:

Ideal gesehen wäre es also dem teleologischen Wesen der Rede möglich¹⁴⁶, den Signifikanten dem Signifikat, [...] absolut nahe sein zu lassen. So würde die absolute Nähe des Signifikats die Durchsichtigkeit des Signifikanten begründen. Diese Nähe reißt dann auseinander,

¹⁴⁵ Demgegenüber stellt die Frage der Schrift in StPh einen kleinen und ganz untergeordneten Bereich dar, der fast ausschließlich Husserls Abwertung der Schrift als einen der Bedeutung äußerlichen Sinnkörper thematisiert (vgl. etwa StPh 138f.).

¹⁴⁶ Diese *wesentliche Möglichkeit* unterstellt Derrida also offenbar als Folie der impliziten okzidentalischen Beurteilung des *realen* Redens.

wenn ich mich schreiben oder gestisch handeln sehe, anstatt mich sprechen zu hören. (StPh 137/F 90)

Aufgrund dieser Konstruktion sei es Husserl möglich, eine Ebene sich selbst präsenten Sinns anzunehmen, die vom Signifikanten unabhängig ist und durch ihn keinerlei Alteration erfährt:

Nur unter der Bedingung dieser absoluten Nähe von Signifikant und Signifikat und seiner Tilgung in der unmittelbaren Präsenz konnte Husserl das Ausdrucksmedium als „unproduktives“ und „widerspiegelndes“ auffassen. Nur unter dieser Bedingung konnte er es paradoxerweise¹⁴⁷ restlos reduzieren und die Existenz einer „vorausdrücklichen“ Sinnschicht behaupten. Unter dieser Bedingung allein sah sich Husserl berechtigt, die Totalität der anzeigenden oder ausdrückenden Sprache zu reduzieren, um die ursprüngliche Eigenart des Sinns wieder ins Recht zu setzen. (StPh 137f./F 90)

Jean-Claude Höfliger hat in seiner außerordentlich erhellenden, philosophisch und philologisch gründlichen¹⁴⁸ Arbeit über „Jacques Derridas Husserl-Lektüren“ Derridas Behandlung der „vorausdrücklichen Sinnschicht“ Husserls sehr differenziert analysiert. Ausgehend von einer frühen Äußerung Derridas in der Einleitung seiner Übersetzung von Husserls „Über den Ursprung der Geometrie“, begreift Höfliger Derridas Husserl-Lektüre als am Muster einer „Reduktion der Reduktion“ orientiert (vgl. Höfliger 1995, 3). Ihr Ziel sei es, durch die Aufmerksamkeit auf das „Faktum von Sprache“ Husserls schon von Fink kritisierte Vernachlässigung dieses Aspekts (vgl. HL 11f.) zu problematisieren. Höfliger bestätigt Derridas (und Finks) Befund¹⁴⁹ und nennt die beiden Stränge seiner Wiedereingemeindung des sprachlichen Felds:

Die „Reduktion“ der Restriktionen der Sprachthematik besteht darin, durch die Verknüpfung der Aufmerksamkeit auf die Sprachlichkeit des Husserlschen Diskurses mit der Aufmerksamkeit auf die Sprache als Möglichkeitsbedingung von Objektivität von Erkenntnis, die Restriktionen des Sprachthemas in ihren Berechtigungen in Frage zu stellen. (HL 13)

¹⁴⁷ Zu Derridas Diskussion des Widerspruchs zwischen dieser Reduktion der Sprache und ihrer sonst bei Husserl durchgängig behaupteten Unverzichtbarkeit bei der Konstitution idealer Gegenstände vgl. StPh 138f.

¹⁴⁸ Man würde dem Werk in eventuellen zukünftigen Auflagen eine Endredaktion wünschen, die eine dem inhaltlichen Niveau adäquate stilistische, grammatikalische und orthographische Präsentation des Texts gewährleistet.

¹⁴⁹ „Obwohl sich Husserl immer wieder das Thema der Sprache stellt, klammert er sie in der Tat aus dem jeweils freizulegenden Erkenntnisfeld aus.“ (HL 12).

Die genannte Konzentration auf die sprachliche Form der Husserlschen Verlautbarungen wird in Derridas Aufsatz „Die Form und das Bedeuten. Bemerkungen zur Phänomenologie der Sprache“ (Rdg 159-174), auf dem die Behandlung der Zeichenthematik in StPh zu einem wichtigen Teil beruht, laut Höfliger gerade in Hinblick auf die Ausdrucksthematik in Form einer Untersuchung der Husserlschen Metaphorik vollzogen (vgl. HL 13f.). Diese fördert eine bereits rein statistische Dominanz der *Schichtmetapher* zutage (vgl. HL 52), deren Implikationen von Husserl jedoch unthematisiert und möglicherweise undurchschaut bleiben (vgl. HL 55). Derridas Analyse macht deutlich, daß die Metapher der „Schichtung“ in bezug auf das Verhältnis von vorausdrücklichen zu ausdrückenden Akten Husserls Argumentation eine richtende Verstärkung verleiht, welche die Aspekte der Trennbarkeit dieser beiden sowie der Vorgängigkeit der vorausdrücklichen Schicht unauffällig transportiert,¹⁵⁰ dabei aber in Widerspruch zu anderen Metaphern Husserls gerät (zum Beispiel der Webemetapher, vgl. HL 66) und so bei genauer Betrachtung das Argumentationsgefüge konfundiert.¹⁵¹

Bereits in diesem relativ frühen Fall zeigt sich also in gewisser Weise die Aufmerksamkeit auf den Signifikanten als eine dominante (hier Lektüre-) Strategie Derridas. Auch inhaltlich weist die Problematisierung der „vorausdrücklichen Sinnschicht“ in die Zukunft, nämlich auf das in der Saussure-Dekonstruktion so wichtige Theorem des „transzendentalen Signifikats“.¹⁵²

4.1.4 Präsenz und Präsens

Aus dem bisher Gesagten wird deutlich, daß alle genannten Konstruktionen in engster Beziehung zu der Annahme eines sich selbst präsenten Bewußtseins und diesem in intuitiver Anschauung präsenter Gegenstände stehen. Tatsächlich wären weder das „einsame Seelenleben“ noch die „vorausdrückliche Sinnschicht“ und die sie offenbarende „sinn-

¹⁵⁰ „Die Metapher der *Schicht** impliziert zweierlei: Einerseits beruht das Bedeuten auf etwas anderem als es selbst, und diese Abhängigkeit wird ständig durch die Analyse bestätigt werden; andererseits bildet es ein Stratum, dessen Einheit genauestens abgegrenzt werden kann.“ (Rdg 161f.) Höfliger bestätigt auch diese Analyse Derridas, bestreitet aber – und dies ist ein gravierender Einwand –, daß die Grundlage für diesen Vorrang, wie von Derrida behauptet, bereits im ersten Kap. der LU gelegt wurde. In der Tat stützt sich Derrida in StPh diesbezüglich ausschließlich auf Belege aus den „Ideen I“. Weniger stark ist Höfligers anderes Argument, der genannte Unterschied sei in den LU noch nicht terminologisch fixiert gewesen. Dies spielt für Derrida, wie gesehen, gegenüber den im Text implizit wirksamen Oppositionen eine vernachlässigbare Rolle (vgl. dazu auch StPh 115).

¹⁵¹ Vgl. zu Derridas besonderer Beachtung der in einem Text benutzten Metaphorik Kap. 7.

¹⁵² Dies ist offenbar auch Höfliger aufgefallen, der jedoch, wie mir scheint, die Brisanz der Übernahme des Konzepts in einen anderen Analysezusammenhang nicht realisiert: „Was Husserl gegenständlicher Sinn eines vorausdrücklichen Aktes nennt, bezeichnet Derrida als ‘transzendentes Signifikat’, [...]“ (HL 61, Anm. 90)

transparente phonè“ in der geschilderten Form ohne diese Präsenz denkbar. Der Präsenz in diesem Sinn gilt die zentrale Dekonstruktion von „Die Stimme und das Phänomen“, die Derrida an der von Husserl entwickelten Konzeption des phänomenologischen Bewußtseins und seiner Funktionsweise vornimmt. Dies geschieht im fünften Kapitel: „Das Zeichen und der Augen-Blick“.

Derrida schließt hier an die im dritten und vierten Kapitel von StPh diskutierte Konstruktion des inneren Monologs an. Dort hatte er abschließend auf die Bedeutung der Identität zwischen dem psychischen Akt und der Kenntnis des Bewußtseins von diesem Akt hingewiesen und die dafür nötige Voraussetzung hervorgehoben, daß beide sich im selben Augenblick vollziehen, da andernfalls eine zeichenhafte Vermittlung unabdingbar wäre:

Wenn das Subjekt sich selbst nichts anzeigt, dann deshalb, weil es dessen nicht bedarf. [Da das Erlebnis sich selbst unmittelbar im Modus der Sicherheit und der absoluten Notwendigkeit präsent ist, ist die Kundgabe des Selbst an sich selbst]¹⁵³ durch Delegation an oder Repräsentation durch ein Anzeichen unmöglich, weil überflüssig. [...] Diese [*Zwecklosigkeit**]¹⁵⁴ der inneren Mitteilung ist die Nicht-Differenz in der Identität der Präsenz als Selbstpräsenz. [...] Die Selbstpräsenz des Erlebnisses muß sich im als Jetzt verfaßten Präsens erzeugen (se produire). Eben dies führt Husserl aus: wenn die „psychischen Akte“ sich nicht selbst durch die Vermittlung einer *Kundgabe** ansprechen und wenn sie nicht über sich selbst durch die Vermittlungsleistung von Anzeichen unterrichtet sein müssen, so deshalb, weil sie „von uns im selben Augenblick erlebt“ werden. (StPh 114/ F 65f.)

Diese Figur der als Augenblickspunkt verstandenen Jetztpräsenz bildet die Ansatzfläche für Derridas Präsenzdekonstruktion. Sein Vorgehen besteht darin, Husserls spätere Aussagen über die Zeitlichkeit des Erlebnisses aus den „Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins“ (Husserl 1966, 2-134) mit den diesbezüglichen Implikationen der zuvor untersuchten LU – die ja, wie zitiert, laut Derrida für die gesamte spätere theoretische Arbeit Husserls ihre Gültigkeit behalten sollen – zu konfrontieren und die Unvereinbarkeit der beiden Auffassungen herauszuarbeiten und zu deuten.

¹⁵³ Geänderte Übersetzung. Hörischs beordnende Auflösung des Partizips „étant“ führt zur Gleichsetzung von präsentem Erlebnis und zeichenhafter Selbstkundgabe, deren Abgrenzungsnachweis, wie gesehen, Thema und Pointe sowohl der ganzen hier von Derrida untersuchten Argumentation Husserls als auch dieser Passage ist: „Wenn das Subjekt sich selbst nichts anzeigt, dann deshalb, weil es dessen nicht bedarf. Das unmittelbar sich selbst in der Gewißheit und der absoluten Notwendigkeit präsente Erlebnis und die Selbstkundgabe des Selbst durch Delegation an oder Repräsentation durch ein Anzeichen sind unmöglich, weil überflüssig.“ (StPh 114; Hvhb. J.L.)

¹⁵⁴ Die deutsche Übersetzung bietet hier fälschlich *Zweckmäßigkeit**.

Derrida räumt ein, daß die Thematik der Zeitlichkeit des Erlebnisses in LU nicht explizit verfolgt wird (vgl. StPh 115). Dennoch lasse sich diese Frage als entscheidend für die in den vorangegangenen Kapiteln untersuchten „wesentlichen Unterscheidungen“ (zwischen Anzeichen und Ausdruck etc.) identifizieren. Es sei unübersehbar,

[...] daß ein ganz bestimmter Begriff des „Jetzt“, des Präsens als Punktualität des Moments, untergründig aber entscheidend das gesamte System der „wesentlichen Unterscheidungen“ erst legitimiert. (StPh 115/F 68)

Husserls gesamte Argumentation sei gefährdet,

[...] wenn die Punktualität des Augenblicks ein Mythos, eine räumliche oder mechanische Metapher, ein ererbter metaphysischer Begriff oder all das zugleich ist, [...]. (StPh 115)

In zugespitzter Formulierung, die Derridas Überlegungen im folgenden ihre Richtung gibt, heißt das also:

Dem Nu des Augenblicklichen (*pointe de l'instant*) oder der in ein und demselben Augenblick (*instant*) eintretenden Identität des sich selbst präsenten Erlebnisses ist [...] die ganze Argumentationslast aufgebürdet. (StPh 115)

Derridas Demonstration, daß das Augenblickstheorem¹⁵⁵ dieses Gewicht nicht zu tragen vermag, greift, wie gesagt, auf Husserls Ausführungen in den „Vorlesungen“ zurück. Husserl versucht dort ein Modell der Kontinuität des Bewußtseinerlebens zu entwerfen. Diese wäre unter der Annahme von vollkommen diskreten Jetzt-Punkten nicht zu denken, da es dabei keine Möglichkeit gäbe, wie diese Punkte sich im Bewußtsein zu einer Linie, Husserl spricht hier vom „Bewußtseinsstrom“ oder „Fluß der inneren Zeit“, zusammenschließen könnten. Das Bewußtsein bestünde dann aus einer reinen Sukzession unverbundener Intuitionserfahrungen, die weder ein komplexes Ich-Bewußtsein noch ein Subjekt im phänomenologischen Sinn ergeben würden.¹⁵⁶ Die Rolle des kohäsiven

¹⁵⁵ Gemäß der phänomenologischen Betrachtungsweise handelt es sich bei dem hier theoretisierten Momentbegriff natürlich um einen Augenblick *für ein Bewußtsein*.

¹⁵⁶ Vgl. auch Husserls Kurzfassung der Zeitproblematik in „Ideen I“. Zum *Erlebnisstrom* besonders §§ 81-83, etwa: „Die Wesenseigenschaft, die der Titel Zeitlichkeit für Erlebnisse überhaupt ausdrückt, bezeichnet nicht nur ein allgemein zu jedem einzelnen Erlebnis Gehöriges, sondern eine *Erlebnisse mit Erlebnissen verbindende notwendige Form*. Jedes wirkliche Erlebnis [...] ist notwendig ein dauerndes; [...] Es hat notwendig einen allseitig unendlichen, erfüllten Zeithorizont. Das sagt zugleich: es gehört *einem unendlichen 'Erlebnisstrom'* an.“ (Ideen I, 198) „*Ein* reines Ich – *ein* nach allen drei Dimensionen erfüllter und in dieser Erfüllung wesentlich zusammenhängender, sich in seiner inhaltlichen Konti-

Mediums des Lebensstroms, das die Kontinuität zwischen *Jetzt* und *Nicht-Jetzt* herstellt, fällt bei Husserl dem Gedächtnis zu. Er unterscheidet dabei – und an dieser Unterscheidung wird Derridas Einwand seinen entscheidenden Halt finden – zwischen primärer und sekundärer Erinnerung. Während letztere in Übereinstimmung mit Husserls phänomenologischem „Prinzip aller Prinzipien“ (vgl. Ideen I, 52) den Status einer vom Jetzt radikal verschiedenen Nicht-Wahrnehmung erhält, die das Objekt nur *repräsentieren* kann, soll in der primären Erinnerung, der „Retention“, die Wahrnehmung noch präsent sein. Sehr einschlägig zitiert und kommentiert Derrida hier die Vorlesungen zum inneren Zeitbewußtsein:

„Nennen wir aber Wahrnehmung den *Akt*, in dem aller Ursprung liegt, der *originär konstituiert*, so ist die *primäre Erinnerung Wahrnehmung*.“ [...] (Vorlesungen § 17).

In der Retention trägt also die die Wahrnehmung vermittelnde Präsentation ein Nicht-Präsentes, ein vergangenes und inaktuelles Präsens mit sich. (StPh 119)

Damit ist für Derrida die fundamentale *Einheit* der Wahrnehmung, das punktuelle Präsens, zugunsten eines minimalen *Zeitraums* aufgegeben, der Platz für die Verdoppelung der Präsenz enthält. Mit dieser Konzession beginnt laut Derrida bei Husserl die Spaltung des Augenblicks mit ihren weitreichenden Folgen:

Wenn man einmal diese Kontinuität des Jetzt und des Nicht-Jetzt, der Wahrnehmung und der Nicht-Wahrnehmung in der Ursprungszone, in die sich die ursprüngliche Impression und die Retention teilen, zugesteht, so muß man auch dem anderen in der Selbstidentität des *Augenblicks** stattgeben: der Nicht-Präsenz und der Inevidenz im *Augenblick des Augenblicks* (dans le clin d’œil de l’instant). Im Augenblick waltet eine Dauer, die das Auge verschließt. (StPh 120/F 73)

Das bedeutet: Die These von der Punktualität des Jetzt, die bei Husserl die Voraussetzung der Präsenz eines Objekts für ein Bewußtsein und die Bedingung der Selbstpräsenz des Bewußtseins in seinen Wahrnehmungsakten ist, kann nicht gehalten werden.¹⁵⁷

nuität fordernder Erlebnisstrom: sind notwendige Korrelate. Mit dieser *Urform des Bewußtseins* steht wesensgesetzlich folgendes in Beziehung [...].“ (Ideen I, 201)

¹⁵⁷ Wenn Derrida recht hat, wäre damit das ganze Husserlsche Intentionalitätstheorem hinfällig, d.h. auch das ‘Prinzip der Prinzipien’ (vgl. StPh 121) und somit die innerste Bastion seiner Phänomenologie. Die Spaltung des Augenblicks verunmöglicht jede Präsenz, sei es die eines Objekts (für ein Bewußtsein) oder die Selbstpräsenz des Bewußtseins. In dieser Argumentation liegt m.E. der Kern der Derridaschen Präsenzkritik, der bei allen späteren Transformationen und Erweiterungen mitgedacht werden muß.

Die Konsequenzen für den inneren Monolog und die angestrebte Abgrenzung des Ausdrucks vom Anzeichen sind klar. Die Konstruktion des „einsamen Seelenlebens“ wird angesichts der Komplikation der reinen Selbstpräsenz im intentionalen Akt durch die Re-präsentation einer gerade vergangenen Gegenwart hinfällig. Ich zitiere ein letztes Mal Husserls Begründung für seine Ablehnung des kommunikativen Charakters der inneren Rede:

In der monologischen Rede können uns die Worte doch nicht in der Funktion von Anzeichen für das Dasein psychischer Akte dienen, da solche Anzeige hier ganz zwecklos wäre. Die fraglichen Akte sind ja im selben Augenblick von uns selbst erlebt. (LU § 8, 36f.; Hvhb. J.L.)

Diese Begründung für den Dispens der signativen Funktion der Wörter im inneren Diskurs erweist sich somit auf der Basis von Husserls eigenen Überlegungen als unhaltbar. Statt der angenommenen Präsenz waltet dort das Zeichen, und die Konstruktion des „einsamen Seelenlebens“ kann ihre Beweisfunktion für die eindeutige Unterscheidung zwischen Anzeichen und Ausdruck nicht erfüllen.

4.1.5 Zusammenfassung und Kommentar

Es läßt sich nun das Muster der in StPh durchgeführten Dekonstruktion des Husserlschen Zeichenkonzepts folgendermaßen skizzieren: Derrida exponiert die Unterscheidung der beiden Zeichenarten und die Beglaubigungsfunktion des „einsamen Seelenlebens“ in LU §§ 5-8 für die Validität ihrer Abgrenzung. Er markiert die kruziale Rolle der Instantanitätsannahme für die dabei entscheidende unmittelbare Selbstpräsenz des Bewußtseins und kontrastiert diese mit der Bewußtseinstheorie der ‘Vorlesungen’. Dabei ergibt sich ein Widerspruch zwischen dem dort vorgetragenen Retentionstheorem und der impliziten Augenblickskonzeption der LU, den Derrida zu Lasten der letzteren auslegt und auf die präsenzbasierte Grundlegung der Husserlschen Phänomenologie insgesamt verlängert.

Derridas Vorgehen trägt jedoch nur bedingt und teilweise nicht sehr offensichtlich dekonstruktive Züge, was zum Beispiel Wood veranlaßt, diesbezüglich von einer Frühform der Dekonstruktion zu sprechen, die er als „the display of the structure of a text (leaving everything as it is)“ kennzeichnet (Wood 1980, 511, Anm. 19). Die bloße Strukturanalyse kann jedoch schwerlich als Dekonstruktion gelten, will man den Begriff

nicht heillos inflationieren. Es lassen sich aber durchaus einige Momente feststellen, die in Richtung der in Kap. 3.2 aufgeführten Dekonstruktionsmerkmale weisen.

So trägt Derrida (vielleicht abgesehen von seinem Metaphysikverdacht) keinen eigenen Ansatz vor, um ihn Husserl entgegenzusetzen, sondern bewegt sich fast zur Gänze in der Immanenz des Husserlschen Denkens. Derrida denkt, um eine später auf Saussure bezogene Formulierung zu benutzen, *mit Husserl gegen Husserl*. Alle Einwände gegen Husserl werden dessen eigenem Text entnommen, wobei anzumerken ist, daß Derrida eine Totalisierung vornimmt, die es ihm ermöglicht, Argumente bzw. Konzepte aus verschiedenen Werken und unterschiedlichen Arbeitsphasen Husserls gegeneinander auszuspielen. Ich habe geschildert, wie Derrida dies indirekt zu legitimieren versucht, indem er die Virulenz der „wesentlichen Unterscheidungen“ für Husserls gesamtes Werk behauptet. Anzumerken ist ebenfalls, daß Derrida den philosophischen Selbstanspruch logischer Konsistenz ausbeutet, indem er die beiden widersprüchlichen Momente konfrontiert und daraus die Dekonstruktion des einen ableitet. Es ist aber unbestreitbar, daß dieses Vorgehen auch im Rahmen einer ganz traditionellen Analyse Husserlscher Argumentationsstringenz statthaben könnte.¹⁵⁸

Ein typisches Dekonstruktionsmerkmal liegt mit der Orientierung der Analyse an Begriffsoptionen vor. Sowohl in Derridas Behandlung der LU als auch in den „Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins“ stehen Oppositionspaare im Mittelpunkt seines Interesses, deren Gegensatzcharakter durch die Betrachtung aufgelöst wird. Interessant ist hier die konkrete Form des Derridaschen Vorgehens. Er konstruiert eine Kette von einander fundierenden Oppositionen, deren letztes Glied durch eine Operation, die man als „Gegensatzverschiebung“ bezeichnen könnte, seines antagonistischen Charakters beraubt wird und rückwirkend alle anderen Teile der Kette ebenfalls jeweils als Varianten der einen Paarhälfte ausweist. So tilgt die Deutung von Retention und Vergegenwärtigung als zwei Arten der Erinnerung (‘primäre’ und ‘sekundäre’) den Gegensatz zwischen *Jetzt* und *Nicht-Jetzt* (sowie Wahrnehmung und Erinnerung, Präsenz und Repräsentation) derart, daß auch das *Jetzt* durch die Vergangenheit in Form der retentionalen Phase kontaminiert erscheint. Auf diese Weise kollabiert jedoch auch der in der Argumentation vorausgegangene Gegensatz zwischen der kommunikativen, ‘kundgebenden’ Rede und dem inneren Monolog des ‘einsamen Seelenlebens’ – samt

¹⁵⁸ Wenn diese Beobachtung einerseits geeignet ist, die formale Originalität der Derridaschen Husserlkritik zu schmälern, so widerlegt sie andererseits den Vorwurf wissenschaftlicher Haltlosigkeit und obskurantistischer Extravaganz.

dem ihm verwandten, ohnehin unschärfeladenen *s'entendre-parler* –, so daß sich der innere Diskurs als Spezialfall der 'anzeigenden' Zeichenverwendung darstellt. Das entscheidende, weil einzige Beispiel Husserls für seine Konstruktion des 'reinen Ausdruckszeichens' wird damit hinfällig, mit der Konsequenz, daß die theoretische Ausgangsopposition zwischen 'Anzeige' und 'Ausdruck' sich zum alleinigen Vorhandenseins *eines* Zeichentypus', des 'Anzeichens', verengt.

Die hier von mir konstruierte lineare Gerichtetheit des Vorgangs wird allerdings Derridas theoretischer Aktivität nicht ganz gerecht. Ziel seiner Operationen ist weniger eine syllogistisch einstrahlige Beweiskette, an deren Ende die Auflösung des ursprünglich ins Auge gefaßten Gegensatzes steht. Dieser dient vielmehr als Ansatzpunkt der „Verschiebung“ oder „Umschreibung“ eines ganzen Ensembles von Gegensätzen (und des durch sie konstituierten Denksystems), von denen einige – wie hier etwa Präsenz und Repräsentation – weitaus größere Relevanz besitzen können als die Ausgangsopposition, deren Bedeutung in vielen Fällen primär in ihrem Symptomcharakter und der daraus resultierenden Hinweisfunktion auf tieferliegende Problemkonstellationen besteht.

Hinsichtlich der genannten, in StPh exponierten Oppositionen ist es möglich, eine dekonstruktive Umkehrung der Hierarchiestruktur wahrzunehmen, denn der bei Husserl positiv besetzte Zentralpunkt, die Präsenz, verliert samt allen damit verbundenen Gegensatzgliedern seine Validität. Es bleibt jedoch unklar, welche Rolle diese Phalanx dekonstruierter Werte von nun an spielen soll. Nicht vorfindlich ist dagegen der letzte Teil des oben skizzierten dreischrittigen Dekonstruktionsschemas, die Neudeutung des bisherigen Oppositionssystems im Licht seiner Auflösung, auch wenn das hier einschlägige *différance*-Konzept bereits angedeutet wird (vgl. besonders StPh Kap. VII, 145ff.).

Vereinzelte Hinweise auf die in Kap. 3.2 außerdem genannten Aspekte der psychoanalytischen Ausrichtung und der Annahme eines mehrschichtigen Textmodells liegen ebenfalls vor¹⁵⁹, scheinen mir aber zu geringfügig, um eine systematische Deutung zu rechtfertigen. Insgesamt halte ich es angesichts dieser Häufung von mehr oder weniger deutlich zum oben tentativ skizzierten dekonstruktiven Merkmalskanon zählenden Eigenhei-

¹⁵⁹ Vgl. etwa StPh 96, wo Derrida die ausnahmsweise erfolgende Gleichsetzung von Zeichen und Anzeichen durch Husserl als „Lapsus“ bezeichnet, dessen „untergründige Wahrheit“ sich später zeigen werde, und die dieser 'Wahrheit' entgegengesetzte sonstige Tendenz Husserls als „Oberflächenstruktur seines Textes“ etikettiert.

Als Andeutung einer semantischen Tiefenschicht ist vielleicht Waldenfels' Bemerkung zu deuten, Derridas Husserl-Lektüren ließen „[...] den *Text selbst anderes* sagen, als er auf den ersten Blick zu erkennen gibt.“ (Waldenfels 1995, 90) Ähnlich Frank (1984, 288): „Derrida verstärkt in seiner Husserl-Lektüre eine Stimme, die bei Husserl selbst mitspricht, aber gegen den epistemischen Rahmen seines Philosophierens nur mühsam sich behauptet.“

ten der Derridaschen Analyse in StPh für vertretbar, diese in einem nicht bloß jargonhaften Sinn als Dekonstruktion zu bezeichnen.

In der Perspektive der vorgeführten Analyse läßt sich abschließend festhalten, daß sich dort die von Derrida dem Zeichen zugeschriebene Janusköpfigkeit als einerseits metaphysische Größe, die andererseits die Mittel zur Erschütterung der Metaphysik liefert, bestätigt findet. In Form des präsenzbasieren ‘Ausdruckszeichens’ bildet es den Ansatzpunkt der Dekonstruktion, im Rahmen des Retentionstheorems entzieht es jenem seine Haltbarkeit, da die Retention ohne die signitive Vermittlung einer repräsentierenden Instanz, die das gerade vergangene ‘Jetzt’ in der akuten Gegenwart vertritt, nicht gedacht werden kann.¹⁶⁰ Besondere Bedeutung kommt dabei der Beobachtung zu, daß der präsenze Augenblick, die urimpressionale Quelle der Wahrnehmung bei Husserl nicht als *elementare* Gegebenheit konzipierbar ist, sondern in unauflösbarer Verbindung mit der *Spur* des vorausgegangenen Moments entsteht:

Das Jetzt konstituiert sich nur im Kontinuitätszusammenhang mit der als Nicht-Wahrnehmung verstandenen Retention zur absoluten „Quelle“ der Wahrnehmung. [...] Eine solche Spur aber ist, wenn diese Sprechweise (langage) aufrechtzuerhalten ist, ohne sich sogleich selbst zu widersprechen, „ursprünglicher“ als die phänomenologische Ursprünglichkeit selbst. (StPh 122)

Mit dieser Annahme einer „ursprünglichen und irreduziblen Synthese“ (StPh 116) ist Derridas phänomenologiekritischer Anker für sein später verallgemeinertes Denken der Spur und der Differenz gegen die metaphysische Präsenz in ihren verschiedenen Spielarten identifiziert. Offenbar hat Derrida diese Verallgemeinerung jedoch schon im Auge, wenn er davon spricht, „[...] daß diese Spur oder diese *différance* der Präsenz immer schon vorausliegt und für deren (Er-)Öffnung (*ouverture*) sorgt, [...]“ (StPh 123) Hier ist bereits der Vorschein künftiger Arbeiten wahrzunehmen.¹⁶¹ Daß es dabei für Derrida um Fragen von größter Reichweite geht, zeigen die folgenden Sätze, die noch einmal unmißverständlich den Rahmen seiner Auseinandersetzung mit Husserl kenntlich machen und die Orientierung seiner weiteren Arbeit ahnen lassen:

¹⁶⁰ Es ist allerdings darauf hinzuweisen, daß auch diese Sichtweise nicht der *expliziten* Position Husserls entspricht, da bei ihm, wie Derrida richtig bemerkt, die Retention zur „weiteren Sphäre der Ursprünglichkeit“ gehören muß, während das Zeichen als bloß repräsentativ aufgefaßt wird (vgl. StPh 121f.).

¹⁶¹ Diese kündigen sich, wie erwähnt, verdeckt, aber schon erkennbar, ebenfalls in der Behandlung von ‘vorausdrücklichem Sinn’, ‘Sich-beim-Sprechen-Vernehmen’ und der entscheidenden Rolle der Präsenz an, welche dort als ‘transzendentes Signifikat’, allgemeiner ‘Phonozentrismus’ und präsenzmetaphysischer Kern der abendländischen Episteme erneut figurieren.

Und philosophieimmanent sind keinerlei Einwände gegen diese Privilegierung der Jetzt-Präsenz möglich. Denn sie macht das Element des philosophischen Denkens aus, insofern es die *Evidenz* selbst bzw. das sich selbst bewußte Denken ist. Sie beeinflußt deshalb jedes Konzept der Wahrheit und des Sinns. [...] Und eben um dieses Privileg des aktuellen Präsens, des Jetzt herum konstellierte sich letzten Endes die unvergleichliche Auseinandersetzung zwischen der Philosophie, die immer Philosophie der Präsenz ist, und einem Denken der Nicht-Präsenz, das freilich nicht unbedingt deren bloßes Gegenteil [...] sein muß. (StPh 117/F 70)

4.2 Die Zeichendekonstruktion der „Grammatologie“

In der „Grammatologie“ setzt Derrida seine Untersuchungen aus „Die Stimme und das Phänomen“ im größeren Maßstab fort. Nach wie vor geht es ihm um die Erschütterung der Präsenzmetaphysik, und nach wie vor steht das Zeichen im Zentrum seiner Überlegungen. Gegenüber StPh stellt G eine Erweiterung vor allem in zwei hauptsächlichen Hinsichten dar:

- Zum einen erstreckt sich der thematisierte Bereich jetzt auf die als „Logozentrismus“ bestimmte abendländische *episteme* insgesamt¹⁶² und löst sich somit scheinbar von der Fokussierung Husserls. In den Vordergrund rücken statt dessen Saussure und Rousseau.
- Zweitens bildet die Thematik der Schrift einen neuen Schwerpunkt. Nachdem die Bedeutung der Schrift in StPh bereits angedeutet worden war¹⁶³, rückt diese hier als exemplarischer Signifikant ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Dabei entwickelt Derrida im Zuge seiner Dekonstruktion des traditionellen Schriftbegriffs eine eigene Schrifttheorie, die gleichzeitig den Begriff des Zeichens neu faßt und somit eine neue Disziplin konstituiert: eine *neue* Grammatologie, die den theoretischen Raum der alten Semiologie (im Saussureschen Sinn) einschließt und diese ablöst. Zeichen und

¹⁶² Wie aus G 54 hervorgeht, umfaßt Derridas *episteme*-Begriff Philosophie und Wissenschaft. Eine kurze Kennzeichnung des für Derrida zentralen *Logozentrismus*-Konzepts könnte diesen z.B. als „abendländische Schriftunterdrückung“, „Verdrängung der Differenz“, „Illusion eines transzendentalen Signifikats“, „ethnozentrische Metaphysik“ (G 140), „Metaphysik der phonetischen Schrift“ (G 11) etc. fassen, ohne daß damit mehr gegeben wäre als einige Andeutungen, deren Sinn sich im Lauf dieses und der folgenden Kapitel erhellen muß. Auch die in der Literatur gängigen Definitionen und Paraphrasen werfen in der Regel mehr Fragen auf als sie beantworten, vgl. z.B. Spivak (1976 LXVIII): „[...] *logocentrism* – the belief that the first and last things are the Logos, the Word, the Devine Mind, the infinite understanding of God, an infinitely creative subjectivity, and, closer to our time, the self-presence of full consciousness.“ Dasselbe gilt für den in den im folgenden betrachteten Analysen besonders wichtigen Phonozentrismus-Begriff und sein von Derrida wenig trennscharf gehandhabtes Verhältnis zum „Logozentrismus“.

¹⁶³ Vgl. StPh 151ff.

Schrift werden also in G aufs engste verknüpft. Wie sich zeigen wird, hat diese Verknüpfung erneut die Form einer dekonstruktiven Kette, in der die Derridasche Schriftbetrachtung den abendländischen Phonozentrismus konterkariert und so die Dekonstruktion des klassischen Zeichenbegriffs vollendet.

Trotz dieser auffälligen und gravierenden Unterschiede zeigt eine genaue Betrachtung der „Grammatologie“, daß zwischen ihr und der Husserl-Arbeit nicht bloß eine thematische Kontinuität besteht, sondern hinsichtlich der theoretischen Grundlagen und der Perspektivierung der untersuchten Gegenstände sogar ein Abhängigkeitsverhältnis vorliegt. Dies gilt insbesondere für den grundlagentheoretischen Teil „Die Schrift vor dem Buchstaben“¹⁶⁴ (G 9-170), mittelbar sind jedoch die Rousseau-Studie des zweiten Teils und, auffälliger noch, die ihr vorgelagerte Lévi-Strauss-Dekonstruktion gleichermaßen betroffen. Im Verlauf dieses Kapitels wird deutlich werden, daß die Dekonstruktion des Saussureschen Zeichen- und Schriftbegriffs von einem Saussure-Verständnis bestimmt wird, dessen Parameter in auffälliger Weise mit den Grundgedanken Husserls und Derridas diesbezüglicher Kritik in StPh korrespondieren. Meine leitende Hypothese lautet, daß Derrida im wesentlichen eine phänomenologische Lesart Saussures proponiert, um dann die in StPh geäußerten Vorbehalte gegen basale Grundannahmen und Begriffe Husserls auch im Fall Saussures geltend zu machen.¹⁶⁵ Vor allem die Dekonstruktion der Präsenz im Sinne des unteilbaren Augenblicks stellt einen festen, wenngleich nicht immer sichtbaren Bezugspunkt dar. StPh und G bilden so nach meinem Dafürhalten eine theoretische Einheit und formen als solche erst die gesamte Figur der Dekonstruktion des metaphysischen binären Zeichens, die in der Einklammerung des als transzendental gedeuteten Signifikats und der Inthronisierung des Signifikanten in Form der „allgemeinen Schrift“ gipfelt.

¹⁶⁴ Im Original: „avant la lettre“, eine von Derrida häufig gebrauchte Wendung mit dem Nebensinn der Gegebenheit eines Sachverhalts vor seiner terminologischen Fixierung, etwa das Wirken der *différence* in den Texten Platons oder Rousseaus.

¹⁶⁵ Interessanterweise begreift Derrida seine phänomenalisierende Lektüre Saussures primär als Differenzierung, Klärung der theoretischen Grundlagen oder präzisierende Korrektur. Bereits in StPh kritisiert er Saussures fehlende „phänomenologische Behutsamkeit“ (StPh 100). In der „Grammatologie“ stellt er fest, auch die linguistische Analyse des Lautbilds sei ohne phänomenologische Reduktion nicht möglich (G 111/F 93) und mahnt bei der Diskussion um Saussures „psychisches Abbild“ die Unerläßlichkeit der „Husserlschen Korrektur“ (G 112) an. Entsprechend finden sich in seinen Ausführungen immer wieder (meist indirekte) Verweise auf Husserl, auf die ich im folgenden von Zeit zu Zeit aufmerksam mache.

4.2.1 Saussures Zeichenmodell

Nach dem „*Essay über das Problem des Zeichens in der Philosophie Husserls*“, so der Untertitel von StPh, wendet sich Derrida in G von der philosophischen zur sprachwissenschaftlichen Erörterung des Zeichens. Hierfür bietet sich die Wahl Saussures als exemplarischen Vertreter aus mehreren Gründen an. Zum einen besteht der von Saussure initiierte Paradigmenwechsel in der Sprachwissenschaft, der ihn als ‘Vater der modernen Linguistik’ erscheinen läßt, ganz wesentlich in der Auffassung der Sprache als eines Systems von *Zeichen*. Saussure wollte – und das ist auch Derrida bekannt (vgl. G 88f.) – die Linguistik letztlich nur als Teilbereich einer (noch zu entwickelnden) allgemeinen Semiologie verstanden wissen (vgl. C 19).

Des weiteren soll die Saussure-Analyse ja paradigmatisch für die, diesmal auf den wissenschaftlichen Pol der abendländischen Episteme bezogene, Erschütterung der Metaphysik stehen. Es ist daher nicht unwichtig, mit Saussure einen wirklich wesentlichen Exponenten dieser Wissenschaft zu behandeln.¹⁶⁶ Zu einem solchen macht ihn neben der erwähnten Rolle als Begründer der Linguistik im heutigen Sinn (und dies galt für die Entstehungszeit der Grammatologie in noch stärkerem Maß) vor allem seine Funktion als Muster und Quelle des Mitte der sechziger Jahre in Frankreich wissenschaftstheoretisch immer noch hochkonjunkturellen Strukturalismus’.¹⁶⁷ Des weiteren bietet Saussure in Derridas Augen einer Dekonstruktion des Logozentrismus einen besonders geeigneten Ansatzpunkt, weil seine Überlegungen ein vergleichsweise großes metaphysikkritisches Potential enthalten:

Wenn wir, um die Notwendigkeit einer derartigen „Dekonstruktion“ [der Schrift, des Zeichens und damit der Onto-Theologie, J.L.] nachzuweisen, uns vornehmlich an den Text Saussures gehalten haben, so nicht allein deshalb, weil Saussure bis heute die Linguistik und die Semiologie beherrscht, sondern auch, weil er unserer Meinung nach sich an einer Grenze befindet: in der Metaphysik, die es zu dekonstruieren gilt, und zugleich jenseits des Zeichenbegriffs (Signifikat/ Signifikant), dessen er sich noch bedient. (G 128)

¹⁶⁶ Derrida widmet sich in seinen Lektüren zwar gern marginalen Texten, wie etwa einer Fußnote aus *Sein und Zeit* in „*Ousia und gramme*“, diese stammen aber doch ganz überwiegend von prominenten Autoren.

¹⁶⁷ Drittens mag auch die eigene Verwurzelung in der durch Saussure begründeten Denktradition eine gewisse Rolle gespielt haben. Die Frage der sprachlichen Zugänglichkeit scheint dagegen angesichts der ausführlichen Beschäftigung Derridas z.B. mit Husserl, Heidegger, Nietzsche, Hegel und Kant eine untergeordnete Rolle zu spielen.

Wie dieser Passus zeigt, hängt sowohl das Saussure von Derrida zugesprochene metaphysikkritische Potential als auch seine gleichzeitige metaphysische Gebundenheit mit seiner Konzeption des (sprachlichen) Zeichens zusammen, eine Sichtweise, die angesichts der bereits oben angesprochenen Rolle, die dieses laut Derrida für die Geschichte des Logozentrismus und seine Dekonstruktion spielt, nicht überrascht.

Derrida läßt keinen Zweifel daran, daß seine Beschäftigung mit Saussure im Zusammenhang mit diesem Unternehmen steht. Bereits zu Beginn seiner Analyse weist er auf seinen über dieses konkrete Beispiel hinausweisenden Allgemeinheitsanspruch hin¹⁶⁸ und wird im Verlauf seiner Erörterung der Wissenschaftlichkeit des Kap. VI des *Cours* ganz deutlich:

In unserem Fall geht es um die Situierung des Saussureschen Textes¹⁶⁹, den wir im Augenblick natürlich nur als einen für die gegebene Situation sehr bezeichnenden Index behandeln, [...]: dieser und einige weitere Indices (ganz allgemein, die Behandlung des Schriftbegriffs) geben uns bereits das sichere Mittel an die Hand, die Dekonstruktion der *größten Totalität* – den Begriff der *episteme* und die logozentrische Metaphysik – in Angriff zu nehmen. (G 80f./F 67f.)

¹⁶⁸ Vgl. G 52, wo Derrida bezüglich der Frage nach einem eventuellen metaphysisch determinierten Verhältnis zwischen Wort und Schrift ausführt: „Es soll versucht werden, sie am Vorhaben und den Texten Ferdinand de Saussures als einem bevorzugten Beispiel zu präzisieren.“ In mehrfacher Hinsicht irrig ist hingegen Englerts Auffassung des Beispielcharakters der Saussure-Untersuchung der G: „Derridas Rezeption von Saussures *Cours* [de] *linguistique générale* ist der Versuch, die in der *Grammatologie* eingangs formulierte Methode der Dekonstruktion an einem für die französische Linguistik paradigmatischen Text darzulegen.“ (Englert 1987, 95) Weder wird die Dekonstruktion in G auch nur annähernd definitorisch (und gar als „Methode“) „formuliert“, noch ist Derridas Auseinandersetzung mit dem *Cours* vorrangig als Vehikel einer eigentlich im Vordergrund stehenden Dekonstruktionsdemonstration zu verstehen.

¹⁶⁹ Derrida beschränkt sich bei seiner Saussure-Analyse auf die als *Cours* veröffentlichte Version von Saussures Vorlesungen: „Inwieweit ist Saussure selbst für den *Cours* verantwortlich, – so wie er redigiert und posthum veröffentlicht wurde? Diese Frage ist nicht neu. Es braucht nicht eigens betont zu werden, daß wir sie, *zumindest hier*, nicht für dringlich erachten. [...], vielmehr war unser Interesse auf einen Text gerichtet, dessen Wortlaut seit 1915 jene Rolle gespielt hat, die sich inzwischen auf ein ganzes System von Lesarten, Einflüssen, Mißverständnissen, Anleihen und Zurückweisungen usw. ausgewirkt hat. Was man aus dem *Cours de linguistique générale* herauslesen und was man nicht aus ihm herauslesen konnte, war für uns jenseits jeder verborgenen und ‘wahren’ Intention F. de Saussures von Bedeutung.“ (G 128f.) Zur Kritik an diesem Vorgehen vgl. unten Kap. 4.2.1.2.

4.2.1.1 Das transzendente Signifikat

Saussure nimmt in Derridas Perspektive, ähnlich wie Heidegger, Nietzsche und Freud, eine ambivalente Position hinsichtlich seines Verhältnisses zur Metaphysik ein.¹⁷⁰ Einerseits gesteht Derrida ihm zu, seine Semiologie habe „eine ganz entscheidende kritische Funktion“ (Pos 53) gehabt, und er habe „wirksam dazu beigetragen, den Begriff des Zeichens, den er der metaphysischen Tradition entnommen hat, gegen diese auszuspielen.“ (Pos 54) Andererseits habe die fortgesetzte Verwendung des Zeichenbegriffs die unvermeidbare Konsequenz, Saussures Denken metaphysisch zu infiltrieren:

Und doch ist Saussure nicht umhin gekommen, diese Tradition zu bestätigen, insofern er weiterhin den Begriff des Zeichens verwendet; [...] Es gibt zumindest einen Augenblick, in dem Saussure darauf verzichten muß, alle Konsequenzen aus der kritischen Tätigkeit, die er eingeleitet hatte, zu ziehen, und das ist nicht zufällig der Augenblick, in dem er sich, mangels eines Besseren, damit abfindet, das Wort „Zeichen“ zu benutzen.¹⁷¹ (Pos 54)

Die in den Zeichenbegriff „eingeschriebenen“ Implikationen, welche bei dessen Gebrauch zu übernehmen man laut Derrida nicht umhin kann, betreffen die Unterscheidung zwischen Bezeichnetem und Bezeichnendem:

Die Differenz zwischen Signifikat und Signifikant gehört zutiefst in die Totalität jener großen, von der Geschichte der Metaphysik eingenommenen Epoche; [...]. Die Zusammengehörigkeit ist wesentlich und unauflösbar: man kann die Bequemlichkeit und die „wissenschaftliche Wahrheit“ des stoischen¹⁷² und später mittelalterlichen Gegensatzes

¹⁷⁰ Wie unter 3.2 ausgeführt, gilt dies aufgrund der internen Heterogenität der metaphysischen Überlieferung laut Derrida für jeden dieser Tradition zugehörigen Text – und andere gibt es (noch?) nicht. Dennoch bieten verschiedene Texte sehr unterschiedliche und unterschiedlich fruchtbare Ansatzpunkte für ihre dekonstruktive Wendung gegen diese Tradition. Sehr richtig – will sagen: in Übereinstimmung mit Derrida – konstatiert Kofman (1988, 120): „Selbst wenn alle Texte heterogen sind, sind sie es doch nicht auf gleiche Weise, sie sind es mehr oder weniger deutlich, mehr oder weniger gefährlich.“

¹⁷¹ Offenbar folgt dieser Einwand einer von Höfliger (1995, 18f.) bereits an Derridas Husserlkritik analysierten Figur. Demnach diagnostiziert Derrida Husserls Übernahme bereits bestehender Begrifflichkeiten in den transzendentalen Diskurs als dessen Achillesferse. Zu Derridas These, es sei unmöglich, Begriffe unabhängig von ihrer Geschichte zu verwenden, und den damit verbundenen Stichworten „Konventionalistische Illusion“, „Begriffsgeschichte“, „Korridortheorie“ siehe auch Kap. 8. Ähnlich SD 426: „Da diese Begriffe keine Elemente, keine Atome sind, denn sie sind in einer Syntax und in einem System eingebunden, beschwört jede Anleihe die gesamte Metaphysik herauf.“

¹⁷² In „Semiotik und Philosophie der Sprache“, das nach einer mündlich mitgeteilten Einschätzung Ulf Harendarskis in noch höherem Maß als andere Ecos, etwa GdI, einen maskierten Widerlungsversuch gegen eine Reihe von (teils mehr, teils weniger zentralen) Aussagen Derridas im Zusammenhang seiner Beschäftigung mit der Zeichenthematik darstellt – eine Perspektive, für die meines Erachtens sehr viel spricht (vgl. auch unten 6.2) –, widmet sich Eco in einem kurzen Unterkapitel der stoischen Zeichentheorie (vgl. Eco 1985, 52-58). Die folgende Charakterisierung des stoischen „Signifikat“-Begriffs könnte dabei durchaus als indirekter Einwand gegen dessen hier von Derrida behauptete metaphysische Gebundenheit fungieren: „Die Stoiker hatten somit die Semantik bereits entpsycho-

zwischen signans und signatum nicht weiter beanspruchen, ohne daß man auch alle seine metaphysisch-theologischen Wurzeln mit übernimmt. (G 27)

Im Zusammenhang dieser Analyse treten wieder einige der in Kap. 3.2 aufgeführten Merkmale dekonstruktiven Vorgehens zutage. Die von Derrida konstatierte Heterogenität des Saussureschen Texts liefert den Grund und die Möglichkeit, ihn zu dekonstruieren. Dies geschieht nach dem geschilderten Muster der subversiven Immanenz: „Man wird also nicht umhin können, Saussure mit sich selbst zu konfrontieren.“ (G 91f.) Diese Dekonstruktion bringt mehr Licht in den bisher nur behaupteten metaphysischen Charakter der Dichotomie von Signifikant und Signifikat. Sie illustriert so außerdem am konkreten Beispiel die von Derrida grundsätzlich unterstellte bzw. allgemein abgeleitete Metaphysikgebundenheit begrifflicher Opposition (vgl. Kap. 8). Dabei wird sich zeigen, daß auch diese Dekonstruktion in ihrem Gesamtverlauf grob dem angesprochenen Dreischrittmuster folgt.

Derrida hat im ersten Schritt die Dyade von Signifikant und Signifikat als seine Ausgangsopposition bestimmt. Es gilt nun, den hierarchischen Charakter dieser Opposition sichtbar zu machen. Dieser beruht für Derrida auf der Tatsache, daß die im Saussureschen Zeichenbegriff vereinigten Relata nicht als gleichrangig gedacht werden. Vielmehr stelle der Signifikant eine abhängige Größe dar, deren Sinn erst im Verweis auf ein Signifikat erscheine, wohingegen das Signifikat von Saussure als (unabhängig vom Signifikanten) sinnerfüllt behandelt werde:

Die Seite des Signifikats kann für sich bestehen, [...] eigentlich bedarf sie des Signifikanten nicht, um das zu sein, was sie ist. (G 128)

Die Entgegensetzung von Signifikat und Signifikant autorisiere es,

[...] einen *Begriff* zu denken, der *in sich selbst Signifikat ist* und zwar aufgrund seiner einfachen gedanklichen Präsenz und seiner Unabhängigkeit gegenüber der Sprache, das heißt gegenüber einem Signifikantensystem. (Pos 56/F 30)¹⁷³

logisiert, so daß wir *sēmainómenon* als ①Inhalt' im Hjelmslevschen Sinne übersetzen können, d.h. als Position innerhalb eines Systems, als Ergebnis einer abstrakten Segmentierung des noetischen Feldes, als kulturelle Einheit (statt als geistiges Bild, als Gedanke oder Engram [sic]).“ (Eco, op. cit. 54)

¹⁷³ Hinter der Figur einer sprachunabhängigen, im Bewußtsein gegenwärtigen Bedeutung, die Derrida hier als Implikat des Saussureschen Zeichens wahrzunehmen meint und mit dem Etikett „transzendentes Signifikat“ versieht, läßt sich unschwer die aus seinen Arbeiten zu Husserl bekannte, in Kap. 4.1 angesprochene „präexpressive Sinnschicht“ erkennen.

Im Begriff des Zeichens sei dieses selbständige Element mit dem ganz anders gearteten Signifikanten zu einer prekären Verbindung gebracht:

Das Zeichen muß die Einheit einer Heterogenität darstellen, denn das Signifikat (Sinn oder Ding, *noëma* oder Realität)¹⁷⁴ ist nicht an sich Signifikant, Spur; sein Sinn konstituiert sich jedenfalls nicht durch sein Verhältnis zur möglichen Spur.¹⁷⁵ (G 35/F 31)

In diesem Schema stellt also das Signifikat eine unabhängige, der Signifikant eine abhängige Größe dar, ein Verhältnis, das nach den gebräuchlichen Regeln der Wissenschaft zu logischer, axiomatischer usw. Überordnung der unabhängigen über die abhängige Variable führt. Das so geschaffene hierarchische System erforscht Derrida ausführlich in seiner Beschäftigung mit der Schrift als prototypischem Signifikanten (siehe unten). Für das von jedem Ausdruck, das heißt jedem Zeichenkörper und jeder Zeichenform, durch die möglicherweise auf es verwiesen wird, unabhängig gedachte Signifikat führt Derrida den Terminus **transzendentes Signifikat**¹⁷³ ein. Auch wenn Saussure dieses nirgends offen statuiert und ganz im Gegenteil die Untrennbarkeit von Signifikant und Signifikat des öfteren hervorhebt (vgl. zum Beispiel die bekannte Blattmetapher, C 134), ist der *Gedanke* des transzendentalen Signifikats nach Derrida ein notwendiges Implikat des Zeichenbegriffs und die unabdingbare Voraussetzung der Saussureschen binären Einheit:

Es muß ein transzendentes Signifikat geben, damit so etwas wie eine absolute und irreduzible Differenz zwischen Signifikat und Signifikant zustande kommt. (G 38)¹⁷⁶

¹⁷⁴ Die problematische Gleichsetzung des Signifikats mit „Ding“ oder „Realität“ entspricht Derridas sonstiger laxer Umgangsweise mit dem Unterschied zwischen den Begriffen „Signifikat“ und „Referent“, den er jedoch durchaus kennt, wie eine Reihe von Stellen andererseits belegt (vgl. z.B. G 292). Der Grund dieser für Derrida eigentlich untypischen Ungenauigkeit liegt meines Erachtens in seiner Verwurzelung im philosophischen Boden der Phänomenologie. Das Konzept eines Referenten wäre dort prinzipiell an die natürliche Einstellung gebunden, während die phänomenologische Einstellung jeden Gegenstand durch die *Epoche*, die Einklammerung seiner Seinsgeltung, als Objekt im (reinen) Ego auffaßt, wodurch die Unterscheidung zwischen ‘Ding’ und ‘Vorstellung’ sich auf die Differenz zwischen zwei Bewußtseinsdaten reduziert (vgl. *Ideen* I § 31f.). Entsprechend erklärt sich die gleichsetzende Reihung „Sinn oder Ding“ im oben zitierten Passus wohl aus dem phänomenologischen Sinnbegriff, den Derrida im Kristeva-Interview folgendermaßen formuliert: „Jede Erfahrung ist Erfahrung des *Sinns**. Alles, was dem Bewußtsein erscheint, alles, was für ein Bewußtsein im allgemeinen bestimmt ist, ist *Sinn*. Der Sinn ist die ‘Phänomenheit’ des Phänomens.“ (Pos 72, vgl. auch Pos 72-75) Diese Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch Derridas gleichzeitige Verwendung des Husserlschen „*noëma*“ (vgl. *Ideen* I § 87ff.) im zitierten Passus.

¹⁷⁵ Zum hier nicht weiter diskutierten Spurbegriff vgl. die ausführliche Darstellung in Kap. 6.

¹⁷⁶ Insbesondere in diesem Punkt ist Derridas Interpretation verschiedentlich unter Verweis auf den *Seme*begriff des „authentischen Saussure“ (Frank 1984, 612) angegriffen worden. Vgl. meine Diskussion dieses Einwands in 4.2.1.2.

Die Problematisierung dieser offensichtlich metaphysischen Größe würde also Saussures (und nach Derrida auch jedes andere binäre, nach dem Muster *aliquid stat pro aliquo* funktionierende) Zeichenmodell nachhaltig erschüttern:

In dem Augenblick dagegen, wo man die Möglichkeit eines solchen transzendentalen Signifikats in Frage stellt und wo man erkennt, daß jedes Signifikat auch die Rolle eines Signifikanten spielt, wird die Trennung von Signifikat und Signifikant – das Zeichen – von ihrer Wurzel her problematisch. (Pos 56f./F 30, Hvbgr. J.L.)

Hier findet sich die vielzitierte *Signifikantenkette* bereits angedeutet. Die Konfrontation des traditionellen Modells mit Derridas Alternativentwurf ist jedoch ein komplexer Prozeß, der aufwendige Überlegungen beinhaltet und nicht, wie der oben zitierte Passus nahelegen könnte, die Figur einer einfachen Ablösung¹⁷⁷ beschreibt:

Natürlich ist dies ein Vorgang, den man aus verschiedenen Gründen mit Vorsicht handhaben muß. [...] Er muß die schwierige Dekonstruktion der gesamten Geschichte der Metaphysik durchlaufen, die der semiologischen Wissenschaft von jeher den Rückgriff auf ein „transzendentes Signifikat“ [...] aufgezwungen hat und auch weiter aufzwingen wird. (Pos 57)

Dieser Prozeß beinhaltet neben der in Kap. 7 betrachteten Auseinandersetzung mit Platon die hier nur punktuell thematisierte Rousseau-Arbeit im zweiten Teil von G sowie die bereits vorgestellte Husserl-Dekonstruktion.

Derridas vorläufig unbewiesene Behauptung, „daß jedes Signifikat auch die Rolle eines Signifikanten spielt“, wird in seiner Behandlung der Schriftproblematik indirekt erarbeitet und in Kap. 6 diskutiert. An dieser Stelle sei jedoch der für Derrida entscheidende Aspekt wenigstens genannt, um den Sinn dieser Gleichsetzung¹⁷⁸ anzudeuten. Es handelt sich um die Frage der *Verweisung*, die laut Derrida für die Differenz zwischen Signifikat und Signifikant ausschlaggebend ist, wobei Derrida aus der differentiellen Bedeu-

¹⁷⁷ Aus diesem Grund verfehlt auch das öfteren in bezug auf Derridas Arbeit verwendete Etikett der „Überbietung“ (vgl. z.B. Frank 1984, 609; Englert 1987, 116; Habermas 1985, 191) meines Erachtens dessen theoretischen Gestus, der mir mit Begriffen wie „Problematisierung“, „Differenzierung“, vielleicht noch „Radikalisierung“ treffender beschrieben zu sein scheint. Die mit „Überbietung“ verbundene kompetitive Geste ist in Derridas Werk eher selten anzutreffen.

¹⁷⁸ Derrida betont allerdings, daß hier differenziert werden muß: „Andererseits darf man auch nicht einfach und auf allen Ebenen Signifikant und Signifikat gleichsetzen. Die Tatsache, daß dieser Gegensatz oder dieser Unterschied nicht radikal und absolut festgelegt werden kann, verhindert nicht, daß er in bestimmten – sehr weiten – Grenzen eine Funktion haben oder sogar unerlässlich sein kann.“ (Pos 57)

tungskonzeption Saussures den zitierten, für jedes Signifikat gleichzeitig wirksamen Signifikanteneffekt ableitet.

Zumindest formal ist mit der genannten Einklammerung des (transzendentalen) Signifikats zugunsten eines zugrundeliegenden Signifikantencharakters der zweite dekonstruktive Schritt, die Umkehrung der internen Oppositionshierarchie im Begriff des Zeichens bewerkstelligt. Die genauere Begründung dieser Reversion erfolgt auf dem Feld der Schriftbetrachtung. Dabei wird die Schrift, ausgehend von ihrer geläufigen Etikettierung als 'Signifikant des Signifikanten', von Derrida in die Rolle *des* exemplarischen Signifikanten manövriert, an dem dann auch der dritte Schritt der in Rede stehenden Dekonstruktion durchgeführt wird, die Verschiebung des begrifflichen Gesamtsystems. Diese resultiert in Derridas Theorie einer „neuen Grammatologie“, in der die Schrift den Oberbegriff für jede Art von „Zeichen“ bildet.

4.2.1.2 Einwände

Aus dem bisher Gesagten wird deutlich, daß der erste Teil von Derridas Saussure-Dekonstruktion auf der Binarität des Saussureschen Zeichenbegriffs beruht. Die Dichotomie zwischen Signifikant und Signifikat bildet den Ausgangspunkt Derridas und führt zu seiner Behauptung eines impliziten transzendentalen Signifikats und dessen hierarchischer Überordnung über den Signifikanten bei Saussure. Diese Analyse ist verschiedentlich angefochten worden, wobei Derridas Beschränkung auf die „Vulgata-Fassung des *Cours*“ (Frank 1984, 90) einen besonders beliebten Angriffspunkt darstellt.

Am vorsichtigsten ist hier Manfred Frank (1984, 89), der sich darauf beschränkt anzumerken, Saussure habe in den *Notes Item* selbst erwogen, seinen zweistelligen Zeichenbegriff durch das einstellige „*sème*“ zu ersetzen. Dies habe Derrida nicht gewußt. Dabei bleibt offen, ob Frank Derridas entsprechende Substitution des „*signe*“ durch „*marque*“ (vgl. op. cit. 90) als Fortführung des „authentischen Saussure“ begrüßt oder seine Dekonstruktion des binären Konzepts wegen des ausschließlichen Bezugs auf den *Cours* für obsolet oder gar irreführend hält.

Eindeutiger äußert sich Johannes Fehr (1992). Derridas Begründung seiner Konzentration auf den Text des *Cours* (vgl. Anm. 169) läßt Fehr nicht gelten. Eine Heranziehung der Notizen etc. Saussures müsse nicht, wie Derrida unterstelle, auf Saussures „wahre Intentionen“ zielen, sondern könnte sich mit Gewinn „[...] um das Nachvollziehen einer Logik, die im *Cours* zum Teil massiv entstellt ist [...]“ bemühen. (Fehr 1992, 53) Derri-

da hingegen kommentiere weniger Saussure, auch nicht den Text des *Cours*, sondern „[...] vielmehr das Saussure-Klischee, an das sich der Strukturalismus in seiner ideologischen Berufung auf Saussure gehalten hat.“ (op. cit. 53) Für die Vermutung, daß Derrida bei seiner Kritik auch maßgeblich die strukturalistischen Nachfolger Saussures im Auge hat, spricht in der Tat einiges, und die Einordnung Saussures in eine lange Ahnenreihe metaphysischer Denker wurde ebenso bereits erwähnt wie seine diesbezügliche Beispielfunktion. Die von Fehr angesprochene Restitution einer logischen Einheitlichkeit des im *Cours* verderbten Entwurfs stünde jedoch Derridas Grundhaltung diametral entgegen, der ja von einer prinzipiellen internen Heterogenität metaphysischer Texte ausgeht.

Fehrs Plädoyer verbleibt auf der Ebene grundsätzlicher Erörterung, ohne die angesprochenen nachgelassenen Materialien konkret im Sinne seiner These nutzbar zu machen. Zugestandenermaßen wäre dies im Rahmen eines Vortrags bzw. dessen schriftlicher Ausarbeitung angesichts der Fülle und Problemhaltigkeit des Materials schwer zu leisten. Gerade angesichts der außergewöhnlichen Zuständigkeit Fehrs als Herausgeber, Übersetzer und Kommentator der ersten deutschen Ausgabe eines wirklich bedeutenden Querschnitts durch Saussures theoretischen Nachlaß (Fehr 1997)¹⁷⁹, wäre seine Stellungnahme zur hier gegenständigen „sème“-Frage jedoch hochwillkommen.

Diese Lücke füllt, zumindest dem äußeren Anschein nach, Klaus Englert¹⁸⁰ in seinem Kapitel „Kritische und metaphysische Implikationen in der Zeichentheorie Saussures“ (FS 95-141) und hier besonders in dem Abschnitt „Die Einheit des Zeichens“ (FS 98-101) sowie in Teilen seines Unterkapitels „Derridas anti-metaphysische Überbietung Saussures“ (FS 116-141). Ähnlich wie Fehr verweist Englert Derridas Analyse in den Bereich einer „der strukturalen Linguistik verpflichteten Saussure-Rezeption“ (FS 98). Dabei sei die ausschließliche Bezugnahme auf den Text des *Cours* unzureichend (vgl. FS 112). Auch Englert hält hier die Einbeziehung besonders der *Notes Item* für unverzichtbar. Nur so würden die Widersprüche des *Cours* verständlich.¹⁸¹

¹⁷⁹ Auch Fehrs ansonsten wertvolle Einleitung dieser Sammlung (vgl. bes. Abschnitt „C. Zeichen“, 117ff.) bringt in diesem Punkt keine Klarheit.

¹⁸⁰ Klaus Englert: *Frivolität und Sprache*, Essen 1987, im folgenden zitiert als FS.

¹⁸¹ Angesichts seiner oft verwirrenden, teilweise sehr unscharf formulierten und, wie mir scheint, nicht nur Derrida, sondern auch Saussure betreffende Mißverständnisse bergenden Ausführungen konzentriere ich mich auf einige grundsätzliche Einwände und stelle die Würdigung im Detail einer Lektüre der genannten S. 95-141 anheim.

Im Unterschied zu Frank richtet Englert seinen Verweis auf das Konzept des „sème“ in den *Notes Item* eindeutig gegen Derridas Saussure-Interpretation:

Entgegen dem Versuch, die Zeichenkonzeption Saussures voreilig der Metaphysik zuzurechnen, muß darauf hingewiesen werden, daß er in den 1974 von Rudolf Engler herausgegebenen *Notes Item* den vormals zweistelligen Begriff „signe“ durch den einstelligen Begriff „sème“ ersetzte. (FS 117)

Gegenüber Derridas Einwand, Saussure würde trotz aller kritischen Vorbehalte an der „distinction [sic; J.L.] rigoureuse“ zwischen „signifiant“/„son“ und „signifié“/„signification“ festhalten (*Pos* 29), zeigt sich die Haltlosigkeit dieser These sehr deutlich an Hand folgender Zitate aus den *Notes* [...]. (FS 118)

Unbeschadet einer möglicherweise zutreffenden Explikation des Saussureschen „sème“ durch Englert (vgl. FS 118-121) verfehlt dieser Einwand meines Erachtens ganz grundsätzlich Derridas Argumentation. Trotz gelegentlicher Andeutungen in diese Richtung (vgl. zum Beispiel FS 97 und 122) verkennt Englert Derridas Heterogenitätsunterstellung und erliegt dem in Kap. 3.2 angesprochenen Kohärenzfehlschluß. Wie oben gezeigt, unterscheidet Derrida im *Cours* eine „kritische“ differentielle und eine „vorkritische“ metaphysische Schicht. Der Verweis auf weitere „kritische“ Elemente bei Saussure ist daher prinzipiell ungeeignet, die Existenz der logozentrischen Schicht zu bestreiten. Dies könnte ausschließlich durch eine Widerlegung der Derridaschen Argumentation hinsichtlich der von ihm als „vorkritisch“ gedeuteten Aspekte geleistet werden. Eine solche unternimmt jedoch Englert nicht, da seine Diskussion des – von ihm überdies äußerst mißverständlich als „außersprachlich“ (FS 122) apostrophierten – transzendentalen Signifikats die von Derrida dem „kritischen“ Bereich des *Cours* zugeordnete differentielle Zeichenkonstitution gegen die Annahme eines transzendentalen Signifikats bei Saussure ins Feld führt (vgl. FS 123f.) und so erneut Englerts Unverständnis hinsichtlich Derridas grundsätzlicher Analysestrategie bezeugt. Abweichend von seiner oben referierten Behauptung der unbedingten Notwendigkeit, sich in diesem Punkt auf Saussures Notizen zu beziehen (vgl. FS 112), hält Englert hier nun doch eine Zurückweisung des transzendentalen Signifikats auch mit den Mitteln des publizierten *Cours* für machbar:

Die Unmöglichkeit, von einer den Gesetzen der Sprache entzogenen „idée prédéterminée“ auszugehen, wird nicht nur an der Mitschrift von L. Caille deutlich, sondern ebenso aus der Vulgata-Fassung selbst. [...] „Il n’y a pas d’idées préétablies, et rien n’est distinct avant l’apparition de la langue“ [EC 252, vgl. C 133, J.L.] [...] Da es bei Saussure keinen Einfluß einer wie auch immer gearteten außersprachlichen Idee auf eine sprachliche Bedeutung geben kann, fällt auch diejenige Instanz

weg, die als ein „signifié transcendantal“ [sic; J.L.] unabhängig vom jeweiligen Kontext die Identität der Bedeutung garantieren könnte.
(FS 124)

Neben diesen Derrida betreffenden Mißverständnissen scheint mir jedoch der Verweis auf das „sème“ der *Notes Item* auch materialiter äußerst problematisch. Englerts oben zitierte Feststellung, Saussure habe dort „den vormals zweistelligen Begriff ‘signe’ durch den einstelligen Begriff ‘sème’ ersetzt“, ist insofern irreführend, als die *Notes Item* nach der Datierung Rudolf Englers aus den Jahren 1897-1900 stammen (vgl. Fehr 1997, 354), also selbst bei vorsichtigster Beurteilung mindestens sechs Jahre *älter* sind als die Vorlesungen der Jahre 1906-1911, aus deren Mitschriften die publizierte Version des *Cours* kompiliert wurde. Angesichts dieser Tatsache erhebt sich die Frage, warum Saussure dort nicht die „sème“-Konzeption vorgetragen hat, sondern statt dessen auf den ungeliebten Begriff des Zeichens zurückgegriffen hat.¹⁸² Zwar deutet die zwischenzeitliche Substitution des „signe“ durch „sème“ in der Tat – wenngleich durchaus in ihrem Sinn nicht so klar, wie Englert und Frank anzunehmen scheinen – auf eine stärkere Betonung der *Zeicheneinheit*:

Unter anderem beseitigt oder möchte das Wort *sème* beseitigen jede *Vorherrschaft* und jede anfängliche Trennung zwischen der stimmlichen Seite und der ideologischen Seite des Zeichens. Es stellt *das Ganze des Zeichens* dar, das heißt Zeichen und Bedeutung in einer Art Persönlichkeit vereint. (Fehr 1997, 358)

Die in diesem Passus fokussierte Unterscheidung zwischen dem Zeichen und seiner Bedeutung deutet aber darauf hin, daß es Saussure hier in erster Linie um die terminologische Abgrenzung gegen die mit dem Wort „Zeichen“ oft assoziierte Beschränkung auf die *Zeichenform* ging. Entsprechend sieht er sich im *Cours*, nachdem er dieses Mißverständnis geklärt hat (vgl. C 78), in der Lage, „Zeichen“ beizubehalten. Pikanterweise betont gerade jener Absatz des *Cours*, in dem Saussures Unbehagen am Terminus „signe“ zum Ausdruck kommt, ganz nachdrücklich die Opposition zwischen Signifikat und Signifikant und widerstreitet so dem Versuch, dieses Unbehagen in Richtung einer im Englertschen Sinn verstandenen Präferenz für „sème“ zu interpretieren und gegen Derridas Analyse einzuklagen:

¹⁸² Eine Antwort könnte in einem von Englert nicht zitierten Item sichtbar werden: „Aber im übrigen wäre es falsch zu sagen, daß wir aus *sème* statt *Zeichen* eine sehr wesentliche Frage machen.“ (Fehr 1997, 359)

Ich schlage also vor, daß man das Wort Zeichen [*signe*] beibehält für das Ganze, und Vorstellung bzw. Lautbild durch Bezeichnetes und Bezeichnung (Bezeichnendes) [*signifié* et *signifiant*] ersetzt; die beiden letzteren Ausdrücke haben den Vorzug, den Gegensatz [*opposition*] hervorzuheben, der sie voneinander trennt und von dem Ganzen, dessen Teile sie sind. Für dieses selbst begnügen wir uns mit dem Ausdruck „Zeichen“ [*signe*], weil kein anderer sich dafür finden läßt.¹⁸³ (C 78f.; [J.L.]

Eine zusätzliche Bestätigung dieser Sichtweise bietet eine Notiz Saussures zu den Vorlesungen der Jahre 1908/9, welche die Rolle von Gegensatzpaaren für die Sprachtheorie Saussures generell noch einmal ebenso nachdrücklich bestätigt wie den diesbezüglichen Status der beiden Relata seines Zeichenbegriffs:

I. Die Sprache [>langage<] ist reduzierbar auf fünf oder sechs DUALITÄTEN oder *Paare von Dingen*, [...].

[...]

III. Das Gesetz der Dualität bleibt unüberwindbar.

Das erste Paar, oder *Dualität*: <Die beiden psychologischen Seiten des Zeichens.> (Fehr 1997, 385)

Unbeschadet einer späteren gründlichen Evaluation der Derridaschen Analysen bezüglich der im *Cours* neben den verschiedenen Akzentuierungen ihrer Untrennbarkeit (vgl. zum Beispiel C 134, die bekannte Blattmetapher) *auch* wirksamen oppositiven Sicht von Signifikant und Signifikat bleibt somit festzuhalten, daß die vorgetragenen Einwände gegen Derridas Analyseresultat, die Vorhandenheit eines implizit transzendental konzipierten Signifikats, auf Basis der Saussureschen Manuskripte nicht stichhaltig sind.

¹⁸³ Im letzten Satz verfälscht die deutsche Übersetzung Saussures Begründung ganz erheblich, wenn sie eine allgemeine Unmöglichkeit behauptet, wo Saussure nur das Fehlen eines Angebots durch den gängigen Sprachgebrauch konstatiert: „Quant à *signe*, si nous nous en contentons, c’est que nous /ne/ savons par quoi le remplacer, la langue usuelle n’en suggérant aucun autre.“ (EC 151). Die im kanonisierten *Cours*-Text statuierte Opposition zwischen Signifikat und Signifikant wird übrigens durch weitere Quellen bestätigt, wie Englers kritische *Cours*-Ausgabe zeigt (vgl. EC 151, D 211 (1119) und III C 309 (1118)).

4.2.2 Phonozentrismus und Schriftabwertung

Im Verfolg der bisherigen Linie der Erschütterung der Metaphysik mit Hilfe und am Beispiel des Zeichens, spielt die Schrift¹⁸⁴ für Derrida die Rolle des Hebels, der das binäre Zeichen aus seinen metaphysischen Angeln heben soll:

Es gilt also, die Idee des Zeichens durch eine Betrachtung der Schrift zu dekonstruieren [...]. (G 128)

Dieses Unternehmen basiert auf einer Gleichsetzung der Schrift mit dem Signifikanten schlechthin. Um das oben angesprochene, traditionellerweise hierarchische Verhältnis zwischen Signifikat und Signifikant einer detaillierteren Betrachtung zu unterziehen, erklärt Derrida die Schrift zum exemplarischen Fall des Signifikanten, dessen Behandlung in der Geistesgeschichte des Abendlands er verfolgt, um die komplizierten Mechanismen seiner „Unterdrückung“ zu eruieren. Diese paradigmatische Funktion assoziiert Derrida mit der geläufigen Betrachtung der Schrift als „Signifikant des Signifikanten“¹⁸⁵: Gegenüber dem direkt mit der Bedeutung kommunizierenden Lautzeichen stelle die graphematische Ebene ein Zeichensystem zweiter Ordnung dar, in dem ein sekundärer (schriftlicher) Signifikant wiederum auf einen primären (lautlichen) Signifikanten verweise. Gemäß dieser in der Tat üblichen Perspektive hält Derrida es nicht nur für gerechtfertigt, den Umgang mit der Schrift als prominentes Beispiel für die Rolle des Signifikanten allgemein anzusehen, er sieht darüber hinaus in der Behandlung der Schrift den prototypischen Vorgang, dem alle Argumentation im Zusammenhang mit der Statusbestimmung des Signifikanten folgt. Das zentrale gemeinsame Element bildet die Abwertung der Schrift/des Signifikanten als dem Sinn äußerliche Verweisebene gegenüber einer davon unabhängigen Ebene der Sinnpräsenz, dem Signifikat¹⁸⁶ bzw. dem Lautzeichen als transparentem Hort vorausdrücklichen Sinns.

Auch wenn man bereit ist, der Auffassung des Signifikats als der platonischen Idee gleichende unabhängige Sinneinheit (das heißt, wie oben skizziert, als „transzendentes Signifikat“) eine gewisse Plausibilität zuzugestehen, so muß die Betrachtung des

¹⁸⁴ Die Frage der Schrift, der die „Grammatologie“ gewidmet ist, ist aufs engste mit der Thematik der Präsenzmetaphysik verknüpft. Ich werde im folgenden auch zeigen, daß und in welcher Form Derridas Behandlung der Schrift letztlich auf seiner Dekonstruktion des sich selbst präsenten Bewußtseins bei Husserl beruht.

¹⁸⁵ Vgl. etwa G 53: „‘Zeichen der Zeichen’, sagten Aristoteles, Rousseau und Hegel.“

¹⁸⁶ Vgl. G 35: „Das formale Wesen des Signifikats ist die *Präsenz*, und das Privileg seiner Nähe zum Logos als *phone* ist das Privileg der Präsenz.“

Schriftsignifikats, also des Lautzeichens, als Einheit präsenten Sinns überraschen.¹⁸⁷ Derrida vertritt jedoch die Position, daß in der abendländischen Philosophie, insbesondere in der Auseinandersetzung mit der Schriftproblematik, das gesprochene Wort immer so *behandelt* worden sei, als handle es sich dabei eben nicht um den (arbiträren) Signifikanten des Gedankens, sondern sozusagen um den Gedanken selbst. Wir begegnen hier der oben erwähnten Erweiterung eines in der Auseinandersetzung mit Husserl entwickelten Theorems auf die abendländische Philosophie schlechthin. Die in StPh als Operation des *s'entendre-parler* bei Husserl konzipierte Figur tritt nun als verallgemeinerte These vom europäischen „Phonozentrismus“ auf den Plan. Diesen (von ihm so genannten) Phonozentrismus hält Derrida für die wesentliche Säule der abendländischen Präsenzmetaphysik:

Die *phone* ist in der Tat die bezeichnende Substanz, die sich dem Bewußtsein gegenüber als enge Verbündete der Vorstellung vom bezeichneten Begriff ausgibt, und von diesem Gesichtspunkt aus ist die Stimme das Bewußtsein selbst. Wenn ich spreche, habe ich nicht nur das Bewußtsein, bei dem zu sein, was ich denke, sondern auch, jeglichen Signifikanten meinem Denken oder dem „Begriff“ maximal anzunähern; [...] Nicht nur scheinen sich Signifikant und Signifikat zu vereinigen, sondern in dieser Vereinigung scheint der Signifikant zu erlöschen oder durchsichtig zu werden, um dem Begriff die Möglichkeit zu geben, sich selbst als das zu zeigen, was er ist, als etwas, das auf nichts anderes als auf seine Präsenz verweist. [...] Natürlich ist diese Erfahrung eine Illusion, aber eine Illusion, deren Notwendigkeit eine ganze Struktur oder eine ganze Epoche bestimmt hat. (Pos 60/ F 32f.)¹⁸⁸

¹⁸⁷ Nicht erst das Saussuresche Arbitraritätstheorem gilt ja für den schriftlichen und den lautlichen Signifikanten gleichermaßen. Bereits Aristoteles (siehe unten) ist das Vorhandensein zweier *Zeichenebenen* geläufig.

¹⁸⁸ Die hier geschilderte scheinbare Transparenz des Signifikanten bildet *das* entscheidende Merkmal des phonozentrischen Komplexes. Geradezu absurd ist daher Jürgen Trabants Versuch, mit dem folgenden Beispiel für Humboldts Hochschätzung der Schrift seine These von der zu Beginn des 19. Jh. bereits erfolgten Überwindung des Phonozentrismus zu stützen (vgl. Trabant 1990, 216). Nachdem er die für Humboldt unverzichtbare Rolle der Schrift bei der Entwicklung der höchsten Form der Sprache, der wissenschaftlichen und philosophischen Prosa hervorgehoben hat, referiert Trabant weiter: „Diese höchste Form der Sprache läßt, soweit dies möglich ist, Sprache hinter sich: Sie schließt sich dem Objekt so eng wie möglich an, macht sich selber so wenig wie möglich geltend, wird zeichenhaft. D.h., die wissenschaftliche Prosa läßt, ‘die eigenthümliche Wirkung der Sprache, als eines selbständigen Stoffes, vertilgend’ (IV, S. 30), den Laut hinter sich [...]“ (Trabant 1990, 214) In krassem Gegensatz zu Trabants Deutung liegt hier ein nachgerade hyperphonozentrisches Element im Denken Humboldts vor, der die scheinbare Selbstausslöschung des Signifikanten nicht nur explizit formuliert, sondern sie auch noch *direkt* – d.h. ohne den Zwischenschritt über die Behauptung der Vernachlässigbarkeit des doppelt arbiträren schriftlichen Signifikanten – auf die Schrift ausdehnen möchte. Möglich wird dieser Irrtum natürlich nur durch Trabants schlechtinformierte Verwendung eines diffusen und Derridas Konzept bis zur Unkenntlichkeit verkürzenden Phonozentrismusbegriffs (vgl. meine ausführliche Diskussion der Trabantschen These in 4.2.2.2).

Ich führe diese schon einmal zitierte Stelle aus Pos hier erneut an, da sie Derridas prägnanteste mir bekannte Formulierung des Gedankens darstellt. Es finden sich jedoch auch in G diverse Bezugnahmen, die die exorbitante Rolle der Figur unterstreichen. So wird das *s'entendre-parler* als beherrschender Faktor einer ganzen Epoche der Weltgeschichte gedeutet, der sogar die Idee der Welt und ihres Ursprungs hervorgebracht habe (vgl. G 19), des weiteren – mit unmißverständlich phänomenologischer kontextueller Einbettung – als Ursprung der Idee der Wahrheit (vgl. G 38); vgl. außerdem G 39, wo es heißt, in der Geschlossenheit dieser trügerischen Erfahrung werde „das Wort als elementare und unzerlegbare Einheit des Signifikats und der Stimme, des Begriffs und einer transparenten Ausdruckssubstanz“ erlebt, womit der oben problematisierte Pseudosignifikatcharakter des Lautzeichens ausdrücklich an das System des *s'entendre-parler* angebunden wird. Desgleichen basiert auch die Annahme eines transzendentalen Signifikats als Einheit präsenten Sinns auf der Selbstaffektion des *s'entendre-parler*, wie der folgende Passus zeigt:

Es ist kein Zufall, wenn das Denken des Seins als das Denken dieses transzendentalen Signifikats sich vornehmlich in der Stimme kundtut: das heißt in einer Wortsprache¹⁸⁹. In nächster Nähe zu sich selbst *vernimmt sich* die Stimme [...] als völlige Auslöschung des Signifikanten. (G 38)

Auch die zentrale Funktion des *s'entendre-parler* als generative Instanz des Präsenz-Mythos wird in G deutlich artikuliert:

Die Stimme und das Stimm-Bewußtsein – das heißt das Bewußtsein überhaupt als Selbstpräsenz – stellen das Phänomen einer Selbst-Affektion dar, die als Unterdrückung der *différance* erlebt wird. Dieses *Phänomen*, diese mutmaßliche Unterdrückung der *différance*, diese erlebte Reduktion der Opazität des Signifikanten sind der Ursprung dessen, was man die Präsenz nennt. (G 285/F 236)

Es verwundert demnach nicht weiter, wenn Derrida feststellt, „[...] daß der Phono-zentrismus mit der historischen Sinn-Bestimmung des Seins überhaupt als *Präsenz* verschmilzt, [...]“ (G 26/F 23)¹⁹⁰

¹⁸⁹ Ich weise noch einmal auf die hier erfolgte Ausweitung dieser Figur von ihrer Gebundenheit an die innere, „phänomenologische“ Stimme in StPh auf die Ebene einer realen „Wortsprache“ [langue de mots, G/F 33] hin.

¹⁹⁰ „Der Logozentrismus ginge also mit der Bestimmung des Seins des Seienden als Präsenz einher“, (G 26) bemerkt Derrida im nächsten Satz und demonstriert damit einmal mehr seine überwiegend äquivalente Verwendung von ‘Phonozentrismus’ und ‘Logozentrismus’.

Aus all dem wird unmißverständlich deutlich, daß der Phonozentrismus und damit auch die Abwertung der Schrift auf dem bereits in StPh betrachteten *s'entendre-parler*, das heißt letztlich auf der dort dekonstruierten Bewußtseinsphilosophie des präsenten Augenblicks basieren.¹⁹¹ Diese hier noch einmal ausführlich geschilderte „Illusion“ stellt als Herzstück des Phonozentrismus/Logozentrismus laut Derrida eine metaphysische Figuration von kaum zu überschätzender Bedeutung dar. Ihre Konsequenz und gleichsam andere Seite ist die Abwertung der Schrift, der das Privileg der unmittelbaren Sinnhaftigkeit nicht zugestanden wurde:

Die Epoche des Logos erniedrigt also die Schrift, die als Vermittlung der Vermittlung und als Herausfallen aus der Innerlichkeit des Sinns gedacht wird. (G 27/F 24)

Phonozentrismus und Schriftabwertung verbinden sich auf diese Weise zu einer komplementären Einheit: Jede Auffassung der Rede als mit der Sinnpräsenz direkt verbundene Instanz legitimiert den Verweis der Schrift in den Bereich bloß signifizierender Sekundarität, während jede Abwertung der Schrift implizit die Superiorität des gesprochenen Worts hinsichtlich seiner Nähe zum gemeinten Sinn bestätigt und bestärkt.¹⁹² Um seine These von der Unterdrückung der Schrift, das heißt des exemplarischen Signifikanten, zu stützen, zieht Derrida eine Reihe von Beispielen heran, die im folgenden kurz betrachtet werden sollen.¹⁹³

4.2.2.1 Die Schriftabwertung in der abendländischen Philosophie

Die Abwertung der Schrift wird in den großen Arbeiten zu Rousseau und Platon (vgl. dazu Kap. 7) von Derrida ausführlich untersucht. Bereits im ersten Teil der „Grammato-

¹⁹¹ Ihre präsenzmetaphysische Qualität kann also als für Derrida bewiesen unterstellt werden. Dieser Zusammenhang entgeht Frank und daher auch Englert, die hier bloß eine von Derrida kritisierte traditionell abendländische Sichtweise erkennen: „Derrida hat aber außer in seinen Husserl gewidmeten Publikationen vor allem in der *Grammatologie* recht überzeugend gezeigt und ausführlich belegt, daß einer der europäischen Grammatik tief eingprägten Redeweise gemäß die Stimme für etwas z.B. der Schrift gegenüber Spirituelleres, dem Atem – der ja auch für geistig gilt – Verwandteres angesehen wurde.“ (Frank 1984, 91)

„Derrida hat vor allem in der *Grammatologie* und in seinen Husserl gewidmeten Publikationen überzeugend gezeigt und ausführlich belegt, daß in den Konzeptionen der abendländischen Sprachphilosophie die Stimme, da dem $\piνευμα$ verwandt, für etwas dem graphischen Signifikanten gegenüber Spirituelleres angesehen wurde.“ (Englert 1987, 132) Zum Thema der berufenen ausführlichen und überzeugenden Nachweise der abendländischen Schriftabwertung vgl. den folgenden Abschnitt 4.2.2.1.

¹⁹² Selbstredend gilt dies nur für „phonetische“ Schriften, deren Privilegierung in der abendländischen Schrifttheorie daher für Derrida eine besondere Bedeutung gewinnt (vgl. unten 4.2.2.3).

¹⁹³ Zu Derridas sonstiger Kritik der Schriftbehandlung im abendländischen Denken vgl. Kap. 5.

logie“ versucht er jedoch, das Privileg der *phonè* in der Philosophie glaubhaft zu machen. Es erscheint für ihn in der Gestalt jenes

[...] Logozentrismus, der zugleich ein Phonozentrismus¹⁹⁴ ist: absolute Nähe der Stimme zum Sein, der Stimme zum Sinn des Seins, der Stimme zur Idealität des Sinns. (G 25)

Um seiner These vom Logozentrismus, der in Gestalt des Phonozentrismus das abendländische Denken auf die Geschlossenheit der Metaphysik fixiert habe, Stützung zu verschaffen, betrachtet Derrida in einem kursorischen Durchgang Aussagen von Aristoteles bis de Saussure, die diese These belegen sollen. Ein besonderer argumentationsstrategischer Wert kommt dabei meines Erachtens Derridas Versuch zu, anscheinend gegenläufige Evidenzen zu entkräften. Dies geschieht unter anderem, indem er den zum Beispiel im Mittelalter¹⁹⁵ besonders verbreiteten Formulierungen bezüglich der Welt als der „Schrift Gottes“, dem „Buch der Natur“ etc. ausschließlich metaphorischen Charakter attestiert. Der Text und die Schrift im nicht-figürlichen Sinn seien desohneacht als Sekundarität einem im Element des Logos vorgängig konstituierten Sinn untergeordnet (vgl. G 30). Man habe es, wie in Platons „Phaidros“ (vgl. Kap. 7)

[...] auch noch im Mittelalter mit einer im metaphorischen Sinne verstandenen, *natürlichen*, ewigen und universalen Schrift zu tun, mit dem System der bezeichneten Wahrheit, die in ihrer Würde unangetastet bleibt. Wie im Phaidros bleibt ihr eine gewissermaßen abgefallene Schrift entgegengesetzt. Zu schreiben wäre eine Geschichte dieser Metapher, die der göttlichen oder natürlichen Schrift immer schon die menschliche und mühevoll, endliche und künstliche Inschrift entgegengesetzt. (G 31)

Auch Rousseau wiederhole die platonische Figur, indem er einer schädlichen realen Schrift eine mit den bekannten Epitheta (natürlich, göttlich, lebendig) ausgezeichnete metaphorische Schrift entgegensetze, die überdies mit den zentralen Werten der Rousseauschen Innerlichkeit (Herz, Gefühl, Gewissen) korrespondiere (vgl. G 33f.).¹⁹⁶

¹⁹⁴ Ich verweise erneut auf die unscharfe Abgrenzung dieser beiden Termini, deren Nichtidentität hier wie auch sonst oft zwar angedeutet, aber nirgends erläutert wird.

¹⁹⁵ Vgl. aber auch die von Derrida zitierten jüngeren Beispiele von Galilei, Descartes, Hume, Bonnet, von Schubert und Jaspers in G 32.

¹⁹⁶ Dieser Bezug zu einer im 17. Jh. aufkommenden veränderten Bestimmung der Präsenz als Selbstpräsenz, das heißt als Subjektivität, macht in Derridas Augen den exemplarischen Rang des „rousseauistischen Moments“ aus und bildet einen wesentlichen Anlaß der Betrachtung Rousseaus in der großen Einzelstudie im zweiten Teil der G.

Besonders bedeutsam im Zusammenhang der Schriftabwertung ist Derridas Versuch, das Privileg der *phonè* bei Aristoteles nachzuweisen. Als Beleg verweist Derrida auf den Anfang von „*peri hermeneias*“ (lat.: „de interpretatione“). Seine Analyse erscheint jedoch alles andere als zwingend. Wider sein eigenes, durchaus zutreffendes Referat der aristotelischen Darstellung konstruiert er aus der Vorlage eine „wesentliche“ und „unmittelbare“ Verwandtschaft zwischen Stimme und Seele. Obwohl er erkennt, daß Aristoteles die Ebene der Lautzeichen als arbiträres (Derrida sagt „konventionelles“) Signifikationsmedium konzipiert, verleitet ihn sein Beweisinteresse dazu, diese „erste Konvention“ rhetorisch zur absoluten Nähe zu stilisieren:

Wenn beispielsweise für Aristoteles „das in der Stimme Verlautende (τὰ ἐν τῇ φωνῇ) Zeichen für die in der Seele hervorgerufenen Zustände (παθῆματα τῆς ψυχῆς) und das Geschriebene Zeichen für das in der Stimme Verlautende“ ist, (De interpretatione I, 16 a 3), so deshalb, weil die Stimme als Erzeuger der *ersten Zeichen* wesentlich und unmittelbar mit der Seele verwandt ist. Als Erzeuger des ersten Signifikanten ist sie nicht bloß ein Signifikant unter anderen. Sie bezeichnet den „Seelenzustand“, der seinerseits die Dinge in natürlicher Ähnlichkeit widerspiegelt oder reflektiert. Zwischen dem Sein und der Seele, den Dingen und den Affekten bestünde ein Verhältnis natürlicher Übersetzung; zwischen der Seele und dem Logos ein Verhältnis konventioneller Zeichengebung. Die *erste* Konvention, welche ein unmittelbares Verhältnis zur Ordnung der natürlichen und universalen Bedeutung hätte, entstünde als gesprochene Sprache. Die geschriebene Sprache hielte Konventionen fest, die miteinander weitere Konventionen eingingen. (G 24/F 21f.)

Jedenfalls ist die Stimme dem Signifikat am nächsten, [...]. Jeder Signifikant, zumal der geschriebene¹⁹⁷, wäre bloßes Derivat, verglichen mit der von der Seele oder dem denkenden Erfassen des Sinns, ja sogar dem Ding selbst untrennbaren Stimme¹⁹⁸ [...]. Der Signifikant wäre immer schon ein technischer und repräsentierender, wäre nicht sinnbildend. Diese Derivation ist der eigentliche Ursprung des Begriffs des „Signifikanten“. (G 25/F 22f.)

Diese wenig einleuchtende Interpretation der *peri hermeneias*-Stelle wird dann verständlich, wenn man sie vor dem Hintergrund der Bedeutung des *s'entendre-parler* für Derrida betrachtet. Die Behauptung einer „von der Seele oder dem denkenden Erfassen des Sinns, ja sogar dem Ding selbst untrennbaren Stimme“ durch Aristoteles geht weder

¹⁹⁷ Auch diese Spezifizierung legt doch gerade nahe, auch den lautlichen Signifikanten als eben solchen zu betrachten.

¹⁹⁸ Derridas Gleichsetzung von „Ding selbst“ und „dem denkenden Erfassen des Sinns“ steht in Übereinstimmung mit Aristoteles' Annahme einer für alle Menschen identischen Gegenstandswahrnehmung. Sie weist allerdings auch eine (problematischere) Ähnlichkeit zu seiner sonstigen laxen Umgangsweise mit den Begriffen Signifikat und Referent auf.

aus der zitierten Passage hervor, noch läßt sie sich aus deren Umfeld erschließen. Die Formulierung ist jedoch sehr aufschlußreich und offenbart die hier vorgenommene Imputation der Figur des Sich-beim-Sprechen-Vernehmens, welches für Derrida in der Illusion eines vorausdrücklichen, dem Bewußtsein präsenten Sinns und einer entsprechend transparenten *phonè* resultiert.¹⁹⁹ Besonderes Gewicht gewinnt diese zirkuläre Deutung dadurch, daß Derrida sie nachgerade zur Urszene („der eigentliche Ursprung“) der Idee des dem Sinn äußerlichen Signifikanten erhebt.

In „Semiotik und Philosophie der Sprache“ findet sich eine Analyse genau dieser Aristoteles-Stelle (vgl. Eco 1985, 48-52), die nach meinem Dafürhalten als Einspruch gegen Derridas Deutung zu verstehen ist, auch wenn Eco nicht explizit auf Derrida Bezug nimmt.²⁰⁰ Eco betont zum einen mehrfach die Geltung der aristotelischen Qualifikationen für gesprochene *und* geschriebene Wörter und schlägt zum anderen eine Interpretation des in „*de interpretatione*“ verwendeten Zeichenbegriffs vor, die mit der von Derrida formulierten Untrennbarkeit der Stimme von der Seele, dem Denken oder gar den Gegenständen keinesfalls vereinbar ist:

Zunächst einmal sagt Aristoteles, daß sowohl gesprochene als auch geschriebene Wörter *Symbola* (συμβολα) der Empfindungen der Seele sind. Dann sagt er, daß gesprochene und geschriebene Wörter nicht für alle Menschen gleich sind, weil sie [...] durch Konvention gesetzt sind. [...] Es ist offensichtlich, daß Aristoteles den Ausdruck *Symbol* gesprochenen und geschriebenen Wörtern vorbehält [...]. (Eco 1985, 49f.)

Wenn Aristoteles hier das terminologische Kriterium beachtet, dem er auch in der *Rhetorik* folgt, dann bedeutet /Zeichen/ immer noch „Beweis“, „Hinweis“, „Symptom“. Wenn das stimmt, sagt er damit, daß gesprochene oder geschriebene Wörter der *Beweis* sind, daß man etwas im Sinn hat, das ausgedrückt werden soll; gleichzeitig stellt er fest, daß Wörter zwar Symptome geistiger Empfindungen sind, daß das aber nicht bedeutet, daß sie denselben semiotischen und psychologischen Status haben wie diese Empfindungen. (Eco 1985, 50)

Angesichts dieser Einwände ist allerdings wichtig, sich zu vergegenwärtigen, daß Derrida nicht dem Muster klassischer Argumentationsgebäude folgt, deren Resultate direkt

¹⁹⁹ Hier zeigt sich auch in bezug auf Aristoteles, was Waldenfels für andere Denker konstatiert: „Liest man, was Derrida in der *Grammatologie* zur Selbstaffektion der Stimme schreibt, findet man vieles, was in *La voix et le phénomène* Husserl zugeschrieben wurde, nicht nur unter dessen Namen, sondern mehr noch unter denen von Hegel, Rousseau und Platon wieder, [...]“ Waldenfels (1995, 97)

²⁰⁰ Mir scheint hier ein ähnlicher Fall wie der in Anm. 172 behandelte vorzuliegen. Die Vermutung einer verdeckten Derrida-Kritik erhält zusätzliche Nahrung durch die Tatsache, daß der hier betrachtete Abschnitt „*Zeichen versus Wörter*“ unmittelbar auf das Unterkapitel „*Die Dekonstruktion des sprachlichen Zeichens*“ folgt, in dem natürlich von Derrida die Rede ist.

auf bestimmten sie tragenden Prämissen ruhen. Der abendländische Phonozentrismus wird nicht stringent aus *einer* Ursache, *einer* inauguralen Geste oder *einem* zentralen Argument hergeleitet. Derrida sammelt vielmehr Indizien, deren Häufung die Plausibilität seiner Sicht kumulativ der Unabweisbarkeit nähern soll. Die fehlende Überzeugungskraft seiner Aristoteles-Deutung ist also nicht mit einer *Widerlegung* der Phonozentrismusthese gleichzusetzen.

4.2.2.2 Die angebliche Überwindung des Phonozentrismus bei Humboldt

Einen offenen und größer angelegten Versuch, Derridas Phonozentrismusdiagnose zu widerlegen²⁰¹, unternimmt Jürgen Trabant (1990, im folgenden abgekürzt TH, 169-216). Trabant vertritt die These, bereits Wilhelm von Humboldt habe, insbesondere im Zuge seiner intensiven Überlegungen zur Schriftthematik in den Jahren 1823-1825, den Phonozentrismus im Sinne Derridas überwunden.²⁰² Bemerkenswerterweise räumt Trabant an anderer Stelle seines Beitrags ein: „Humboldt gilt, sicher nicht zu Unrecht, als ein geradezu paradigmatisch phonozentrischer Autor [...]“ (TH 202), um kurz darauf festzustellen, „[...] daß Humboldt so phonozentrisch doch nicht sein kann“. (TH 203)

So uneinheitlich wie diese Bewertungen sind auch die von Trabant ins Feld geführten Argumente. Ungeachtet einer ganzen Reihe als phonozentrisch konzederter Momente im Sprachdenken Humboldts kommt er auf der Basis einiger von ihm als anti-phonozentrisch gedeuteten Elemente zu dem genannten Überwindungsfazit.²⁰³ So gesteht Trabant zu, Humboldt definiere Schrift in Abhängigkeit von der Lautsprache, mache die lineare optische Abbildung der lautlichen Linearität zum Kriterium seines Schriftbegriffs und schätze die phonographische Schrift gegenüber Bilderschrift und Logographie als höchste, weil sie die Sprache am besten abbilde (vgl. TH 204ff.). Mit der Fixierung auf das phonetische Prinzip, der Affirmation der Linearität (vgl. dazu Kap. 5) und der Annahme eines Abbildverhältnisses zwischen Sprache und Schrift sind in der Tat zentrale Merkmale des phonozentrischen Komplexes im Sinne Derridas benannt. Besonders

²⁰¹ Auch Trabant erwähnt übrigens (mit wie mir scheint durchaus „kondeszendenter“ Färbung) Derridas Aristoteles-Interpretation, ohne sich indes zu einer inhaltlichen Auseinandersetzung verstehen zu können (vgl. TH 186).

²⁰² „[...] siedelt Humboldts Sprachbegriff jenseits jeder phonozentrischen Beschränktheit an, die damit vor und trotz Hegel schon um 1825 als überholt gelten kann [...]“ (TH 212) Desgleichen: „Wenn Humboldt die Schrift so mit der Sprache verschränkt [...], so ist [...] im Grunde schon zu Beginn des 19. Jhdts. der neue Phonozentrismus überwunden.“ (TH 216) Ähnlich TH 200 und 201.

²⁰³ Bereits in dieser Hinsicht weicht Trabant gravierend von Derridas Haltung ab, der grundsätzlich bereits einzelne phonozentrische Indikatoren zum Anlaß nimmt, eine entsprechende Kontaminierung zu konstatieren.

auffällig, wenngleich von Trabant nicht diesbezüglich markiert, ist Humboldts Formulierung einer „*natürlichen Unterordnung*“ der Schrift unter die Sprache (vgl. TH 205), welche durch die Alphabetschrift gewahrt bleibe, wohingegen ideographische Schriftsysteme sich in Trabants Worten ‘*neben* die Lautsprache stellten’ und daher eher Sprachen als Schriften darstellten (vgl. TH 205). Angesichts der Tatsache, daß die Konstruktion eines *natürlichen* Verhältnisses zwischen Sprache und Schrift Derridas Hauptangriffspunkt gegen den (phonozentrischen!) Schriftausschluß bei Saussure bildet (siehe unten 4.2.3), wäre hier meines Erachtens eine Erläuterung unabdingbar, warum Trabant glaubt, diesen Gesichtspunkt bei Humboldt für letztlich nicht ausschlaggebend halten zu können.

In einem weiteren für Derrida sehr gewichtigen Punkt macht Trabant erneut ein Zugeständnis, das jedoch gleich darauf relativiert werden wird:

Auch bei Humboldt läßt sich der Verdacht Derridas erhärten, daß der mit der Buchstabenschrift verbundene Phonozentrismus ein Ethnozentrismus sei. (TH 206)

Dafür sprechen in der Tat Humboldts Auffassung, ob und in welcher Ausprägung eine Nation eine Alphabetschrift entwickle, hänge vom „Grad der Vollkommenheit“ ihrer Sprache oder gar ihrer „Sprachanlagen“ ab, und sein auf das Fehlen buchstabenschriftlicher Relikte gestütztes Verdikt zum Beispiel bezüglich der amerikanischen Völker, sie hätten „[...] auch bei der Eroberung, und in ihren blühendsten Reichen, nicht auf der Stufe [gestanden], wo im Menschen der Gedanke, als überall herrschend, hervortritt“. (nach TH 207) Demgegenüber betont Trabant, mit diesen Einschätzungen verbinde sich bei Humboldt keine Herabsetzung der betroffenen Kulturen:

Dennoch ist Humboldts Position subtiler, als es nach diesen so eindeutig scheinenden Zitaten aussieht: Humboldt greift nämlich in keiner Hinsicht die Würde der Völker an, die jenen Grad der Vollkommenheit nicht erreichen. (TH 207)²⁰⁴

Der hier für Humboldt reklamierten subtilen Position korrespondiert ein recht grober Ethnozentrismusbegriff Trabants, der jedenfalls Derridas Behandlung des Problems völlig verfehlt. Im Unterschied zu der von Trabant betonten, für den Ethnozentrismus charakteristischen „Einschätzung, der zufolge das Eigene als das Höhere erscheint“ (TH

²⁰⁴ Eine Diskussion des von Trabant in diesem Zusammenhang geschilderten transzendentalen Teleologismus Humboldts (vgl. TH 207f.) könnte ohne weiteres auch hier dessen logozentrische Abhängigkeit im Sinne Derridas darlegen.

207), betont Derrida eher das Faktum des blinden Flecks in der eigenen Perspektive, die das andere nur im Rahmen und nach Maßgabe der eigenen, unreflektiert zum Maß der Dinge gemachten Verhältnisse konzipieren und dergestalt „begreifen“ kann. Diese Blindheit ist keineswegs notwendigerweise mit einem kontemtuösen Impetus verbunden, sie kann im Gegenteil durchaus eine (zweifelhaft motivierte) Hochschätzung mit sich führen.²⁰⁵

Alle genannten Faktoren sind jedoch für Trabant zweitrangig:

Ausschlaggebend für Humboldts Position ist aber, was über diese phonozentrischen Grundannahmen hinausgeht. (TH 208)

Hier führt Trabant im wesentlichen fünf Argumente an.

- 1.) Humboldts Haltung zur Frage des Gedächtnisses: „An der Einschätzung des Gedächtnisses läßt sich die Überwindung des Phonozentrismus bei Humboldt gut festmachen.“ (TH 201) Zu Recht führt Trabant ins Feld, Humboldt habe das Gedächtnis gering geschätzt und kulturelle Weiterentwicklung an die Leistungen der Schrift gekoppelt. Damit nimmt Humboldt in der Tat in dieser Frage nicht die typische phonozentrische Haltung ein, wie etwa Platon, Rousseau und (in bezug auf den Wert der Schrift) Saussure. Andererseits macht sich mitten in Trabants diesbezüglichem Beweisgang eine deutlich phonozentrische Tendenz Humboldts geltend, wenn er im Beleg seiner Paraphrase dessen folgende Äußerung zitiert: „Allein das tönende Wort ist gleichsam eine Verkörperung des Gedankens, die Schrift eine des Tons.“ (TH 201)
- 2.) Humboldts Einschätzung der Buchstabenschrift als Movens der Sprachreflexion. Diese gelange erst durch das alphabetische Prinzip zur Entdeckung der Artikulation (im Saussureschen Sinne) und der phonematischen Strukturierung der Sprache (vgl. TH 208f.). Humboldt nutzt demzufolge in einer bei Derrida mehrfach diskutierten Geste ähnlich wie Platon und Saussure (vgl. z.B. G 91 und PP 117) das „didaktische Potential“ der Schrift zur Verdeutlichung des systemischen Aspekts der Lautsprache. Allerdings wählt er nicht wie diese die indirekte Form der metaphorischen Apostrophierung der Sprache als Schrift, sondern qualifiziert sie ausdrücklich als Er-

²⁰⁵ Vgl. dazu Kap. 5. So bemerkt Derrida z.B. zur zeitweiligen Begeisterung für die chinesische und ägyptische Schrift in Europa: „Zur gleichen Zeit wie das ‘chinesische Vorurteil’ hatte ein ‘hieroglyphistisches Vorurteil’ dieselbe Wirkung hervorgerufen, nämlich interessierte Verblendung. Die Verdunkelung, die scheinbar überhaupt nichts mit ethnozentrischer Verachtung zu tun hat, nimmt die Gestalt übertriebener Bewunderung an.“ (G 142/F 119)

kenntnismittel und verbindet dies erneut mit einer positiven Bewertung. Zu der nach Derrida allein den Phonozentrismus suspendierenden Erkenntnis der Sprache als einer 'Art der Schrift' (vgl. G 90) gelangt Humboldt jedoch nicht, sondern verharrt in einem bloß inhaltlich leicht verschobenen Instrumentalismus (vgl. Kap. 5). Auch Trabant scheint entgegen seiner Ankündigung (vgl. TH 208) den transphonozentrischen Charakter dieser Sichtweise doch nicht behaupten zu wollen:

Bis zur metasprachlichen Reflexion, die in der Buchstabenschrift enthalten ist, geht Hegel mit Humboldt. Die „Beschäftigung der Intelligenz“ mit dem Wort ist ja auch gerade Erkenntnis und Bekräftigung des phonischen Charakters der Sprache und insofern reflektierte Bekräftigung des Phonozentrismus. Die folgenden Punkte aber führen über Hegel und den Phonozentrismus hinaus. (TH 210)

- 3.) Die Untersuchung der durch Schrift und Literatur bewirkten „feineren Bearbeitung“ der Sprache bildet nach Trabant das Zentrum und den Höhepunkt der Humboldtschen Sprachwissenschaft, die somit durch ihre „[...] Einstufung einer philologisch fundierten Erforschung des Sprachcharakters als der gegenüber struktureller Linguistik höheren Disziplin [...]“ (TH 213) den Phonozentrismus überwinde (vgl. auch TH 212). Auch wenn durch dieses eine Moment natürlich nicht die sonstigen phonozentrischen Determinanten in Humboldts Sprach- und Schrifttheorien aufgehoben werden, scheint mir hier eine Tendenz zu liegen, die auch Derrida als Beitrag zu einer angebrachten Würdigung der Schrift und zur Problematisierung des Phonozentrismus anerkennen würde.
- 4.) Humboldt konturiert in der Kawi-Einleitung die (schriftgebundene!) Entwicklung philosophischer und wissenschaftlicher Prosa als die höchstmöglichen Leistungen der Sprache. Die in Humboldts diesbezüglicher Argumentation vorgetragene weitestgehende Selbstauslöschung des Signifikanten habe ich bereits kommentiert (vgl. Anm. 188).
- 5.) Im Zusammenhang seiner Überlegungen zur Prosa habe Humboldt, so Trabant, noch eine Folge der Schriftkultur vermerkt, die „[...] geradezu ins Herz des Humboldtschen Denkens überhaupt – nicht nur des Sprachdenkens vorstößt [...]“, nämlich die Tatsache, „[...] daß die schriftlich fixierte Prosa das sprachliche *Individuum*, den individuellen Autor erst ermöglicht“. (TH 214) Diese entscheidende Rolle der Schrift für die Herausbildung der Individualität, das zentrale Thema der Humboldtschen Anthropologie überhaupt, bezeuge eindrucksvoll Humboldts Hochschätzung der Schrift:

Wenn sprachliche Individualität sich erst durch Schrift konstituiert, kann deren Bedeutung für das prima facie so phonozentrische Sprachdenken Humboldts kaum überschätzt werden. (TH 215)

Dies ist nicht zu leugnen. Dennoch bezeugt es ein erstaunliches Maß an Neutralität gegenüber zentralen Bewegungen des französischen Poststrukturalismus im allgemeinen und Derridas im besonderen, die Konstitutionsleistung der Schrift für dort derartig problematisierte Konzepte wie das des Autors oder des Individuums zugunsten einer Überwindung des Phonozentrismus in Anspruch nehmen zu wollen.²⁰⁶ Möglich wird dies durch Trabants völlige Ausblendung des philosophischen Rahmens und der philosophischen Implikationen der Derridaschen Überlegungen zu Schrift und Sprache, die doch gerade den Sinn des Phonozentrismus-Konzepts ausmachen.

Nur auf der Grundlage eines diffusen und grob verkürzten Phonozentrismus-Begriffs, wie ihn Trabant benutzt (und entsprechend formuliert²⁰⁷), kann überhaupt die Idee entstehen, Derrida mit Hilfe Humboldts widerlegen zu wollen.²⁰⁸ Angesichts der zahlreichen und schwerwiegenden, teilweise von Trabant selbst eingeräumten phonozentrischen Aspekte der Humboldtschen Sprachbetrachtung und der Fragwürdigkeit der dagegen ins Feld geführten Gesichtspunkte halte ich es für abwegig, von einer Überwindung des Phonozentrismus im Sinne Derridas bei Humboldt zu sprechen.

4.2.2.3 Die Bedeutung der phonetischen Schrift

Es liegt auf der Hand und wurde oben bereits angedeutet, daß die Abwertung der Schrift vor dem Hintergrund einer als sinnpräsent phantasierten Lautsprache nur im Rahmen einer phonetisch orientierten Schriftkonzeption denkbar ist. Schriftsysteme wie die Begriffsschriften (zum Beispiel die chinesische), die sich unter Umgehung der Lautebene

²⁰⁶ Vgl. u.a.: Barthes (1968), Derrida (1968), Foucault (1969).

²⁰⁷ Vgl. TH 198: „[W]as Derrida der phonozentrischen Tradition seit Plato vorwirft, nämlich die Einschätzung der Schrift als eines bloß sekundären Hilfsmittels, als eines bloßen Supplements der Sprache, das auch noch die lebendigen Kräfte des Geistes schwächt, [...]“ Das ist so richtig wie nichtssagend und veruntreut den gesamten Zusammenhang mit Fragen der Präsenzmetaphysik, des Bewußtseins, der Wahrheit, der Bedeutung, der Repräsentation, der Identität etc., in den die Phonozentrismus-Problematik bei Derrida eingelassen ist.

²⁰⁸ Bezeichnenderweise nimmt Trabant positiv wertend auf den zu Recht vielgescholtenen, ähnlich oberflächlich informierten Beitrag von Habermas Bezug (TH 216, Anm. 45, vgl. Habermas 1985, 191-247). Zur Kritik an Habermas vgl. u.a. Forget (1991; polemisch), Norris (1990, 49-76; sehr sachkundig, aber zu zurückhaltend), Behler (1988, 160-165; feindselig, aber zutreffend, wenngleich zu kurz; zu dem von Trabant affirmierten Gedanken: 165).

ihrer Sprache direkt auf die Welt – oder die Ebene der Bedeutung, um Derridas Indifferenz gegenüber dieser Unterscheidung hier beizubehalten – beziehen, würden der erwünschten Zurückweisung in die Sekundarität keinen oder nur geringen Anlaß bieten.²⁰⁹ Dennoch mag die enorme Bedeutung verwundern, die Derrida der theoretischen Konzentration auf die phonetische Schrift beimißt:

Daß ein bestimmtes Schrift-Modell sich notwendig, aber vorläufig [...] als Instrument und Technik der Repräsentation eines Sprachsystems aufdrängte – diese Tatsache sah Saussure und sah sie doch nicht, kannte sie und *konnte* sie doch nicht berücksichtigen; damit blieb er der Tradition der Metaphysik verpflichtet. Diese in ihrem Stil einzigartige Bewegung war so tiefgreifend, daß sie gerade *innerhalb der Sprache* Begriffe wie Zeichen, Technik, Repräsentation und Sprache zu denken erlaubte. In dem der phonetisch-alphabetischen Schrift zugeordneten Sprachsystem ist die logozentrische Metaphysik entstanden, die den Sinn des Seins als Präsenz bestimmt. (G 76/F 63)

Wir begegnen hier einem der zentralen Gedanken in Derridas Frühwerk, der zwar nirgends in seiner Reinform als These statuiert wird, der aber in der einen oder anderen Gestalt fast ständig allusiv, zitataweise oder auf andere Art indirekt in seinen Texten figuriert. Er besagt, daß das Modell der phonetischen Schrift die paradigmatische Instanz und das Muster, genau genommen sogar die Bedingung der Denkmöglichkeit jeder philosophischen, wissenschaftlichen oder alltagsrationalen Denkfigur ist, die auf der Opposition zwischen Original und Double, Präsenz und Repräsentation, Sinngegenwart und sinnentleerter Reproduktion etc. basiert. In dieser Prototypenfunktion besteht für Derrida letztlich die überragende Bedeutung des Phonozentrismus, also der Konstruktion einer als unmittelbar sinnhaft gedachten Lautsprache gegenüber einer diese bloß mechanisch reproduzierenden Schrift. Auch Saussures Konzeption der Schrift als eigenes Zeichensystem, das nur die Funktion habe, die Sprache zu repräsentieren²¹⁰, wertet Derrida nicht als idiosynkratische metaphysische Entscheidung Saussures oder gar als kontingente methodologische Entscheidung, sondern als Reflex der phonetischen Schrift, die den Rahmen des in Philosophie und Wissenschaft Denkbaren von jeher determiniert

²⁰⁹ Derrida unternimmt einige Anstrengungen, um zu zeigen, daß auch anscheinend gegenläufige Projekte (Leibniz' Universalschrift etc.) letztlich der phonozentrischen Metaphysik verhaftet bleiben (vgl. Kap. 5).

²¹⁰ Derrida zitiert: „Saussure: ‘Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Systeme von Zeichen; das letztere *besteht nur zu dem Zwecke*, um das erstere zu *repräsentieren*’. (Cours, p. 45/p. 28; von mir hervorgehoben, J.D.)“. (G 54)

habe.²¹¹ Der Ausschluß der Schrift aus dem inneren System der Sprache ist bei Saussure demnach notwendige Konsequenz

[...] eines bestimmten Schrifttypus: der phonetischen Schrift, derer wir uns bedienen und in deren Element die *episteme* im allgemeinen (Wissenschaft und Philosophie) und die Linguistik im besonderen sich einrichten konnten. (G 54)

Dieser enorme Stellenwert wird etwas später noch einmal nachdrücklich ausgesprochen: „Das massive Faktum der phonetischen Schrift bestimmt unsere ganze Kultur und Wissenschaft.“ (G 55)²¹² Ungeachtet der Tatsache, daß dieses Erklärungsprinzip mit den ihm zugeschriebenen Wirkungen überlastet erscheint, sei hier noch einmal sein argumentativer Kontext genannt: Das abendländische Denken der Präsenz – in dem bisher skizzierten und im folgenden um weitere Facetten zu ergänzenden Sinn –, das laut Derrida den gemeinsamen Nenner des europäischen Denkens bildet²¹³, ist seines Erachtens unlösbar mit der Privilegierung des als sinnpräsent verstandenen gesprochenen Worts, das heißt mit dem Phonozentrismus verknüpft, der seinerseits auf der nur im Rahmen phonetischer Schriften möglichen Abwertung der Schrift als bloß repräsentativer Instanz basiert. Die phonetische Schrift stellt somit – als dessen Voraussetzung, Medium und Resultat – das singuläre Milieu des Präsenzdenkens dar.

Die Plausibilität dieser Figuration versucht Derrida durch Untersuchungen zur Behandlung der Schrift durch verschiedene Denker vor allem in G, SD und Dis zu erhärten. Die

²¹¹ „Daß es der Forderung des ‘inneren Systems’ entspricht, wenn man ausschließlich die phonetische Schrift berücksichtigt, ist kein Zufall. Die Integrität des ‘inneren Systems’ der Sprache zu achten und zu wahren, ist geradezu das funktionelle Prinzip der phonetischen Schrift, selbst wenn ihr dies in Wirklichkeit nicht gelingt. *Nicht einem glücklichen Umstand ist es zu danken, wenn die Saussuresche Begrenzung der wissenschaftlichen Forderung des ‘inneren Systems’ entspricht. Als epistemologische Forderung überhaupt konstituiert sie sich gerade aus der Möglichkeit der phonetischen Schrift und aus der Äußerlichkeit der ‘Notation’ gegenüber der inneren Logik.*“ (G 60/F 51) Eine ähnliche Situation erkennt Waldenfels auch schon für Derridas Husserl-Deutung hinsichtlich des *s’entendre-parler* als „stumme[m] Echo einer phonozentrischen Tradition“. (Waldenfels 1995, 97)

²¹² Der herausragende Status der phonetischen Schrift in Derridas metaphysikkritischer Analyse des abendländischen Logozentrismus wird besonders sinnfällig in einer Betrachtung zweier weit auseinanderliegender Stellen in G. In G 11 apostrophiert Derrida den Logozentrismus als „[...] Metaphysik der phonetischen Schrift, die [...] nichts anderes gewesen ist als ein ursprünglicher und machtvoller Ethnozentrismus [...]“ und führt in G 140 anläßlich Leibniz’ Beschäftigung mit der chinesischen Schrift aus: „Der Logozentrismus ist in einem ursprünglichen und nicht ‘relativistischen’ Sinne eine ethnozentrische Metaphysik. Er ist gebunden an die Geschichte des Abendlandes“, in dem die Vorherrschaft der phonetischen Schrift außer Frage stand.

²¹³ Vgl. noch einmal Derridas Ausführungen in „Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen“ (SD 422-442), besonders prägnant z.B. folgende Passage: „Das Zentrum [der Struktur, J.L.] erhält nacheinander und in geregelter Abfolge verschiedene Formen oder Namen. Die Geschichte der Metaphysik wie die Geschichte des Abendlandes wäre die Geschichte dieser Metaphern und dieser Metonymien. Ihre Matrix wäre [...] die Bestimmung des Seins als *Präsenz* in allen Bedeutungen dieses Wortes.“ (SD 423f./F 411)

im folgenden betrachtete Diskussion der Rolle der Schrift bei Saussure bildet einen besonders wichtigen Teil dieser Plausibilisierungsarbeit, die zugleich die Dekonstruktion des klassischen Zeichenkonzepts am Beispiel der Schrift als 'exemplarischem Signifikanten' fortsetzt.

4.2.3 Die Schrift bei Saussure

Auch hinsichtlich seiner Behandlung der Schriftthematik steht Saussure für Derrida sowohl diesseits als auch jenseits der Grenze, die die metaphysische Tradition vom Denken in Richtung auf ein Jenseits ihrer Geschlossenheit trennt. Einerseits folge er bei seiner Definition der Schrift als System, das die Lautsprache repräsentiert, der seit Platon und Aristoteles geläufigen Sichtweise (vgl. G 54) und bleibe durch diese Bindung an das Prinzip der phonetischen Schrift dem damit verbundenen System der überkommenen Metaphysik verhaftet (vgl. G 76). Desgleichen kranke seine Bestimmung des „vollständigen und konkreten Gegenstand[s] der Linguistik“ (C 9), bei der die Schrift ausgeschlossen wird, an der logozentrischen Erbschaft (vgl. G 76). Andererseits bereite Saussure insbesondere da den Weg für eine „Allgemeine Grammatologie“ in Derridas Sinne, wo er nicht mehr direkt von der Schrift spricht, sondern andere Fragen im Vordergrund stehen (vgl. G 76).

Derridas Untersuchung der Rolle der Schrift bei Saussure vollzieht sich wieder in Form einer dekonstruktiven Lektüre. Dabei stützt sich Derrida in der Hauptsache auf einen internen Widerspruch, den er im „Cours“ zwischen einer phonologistischen Intention (insbesondere des VI. Kapitels der Einleitung) und Saussures sonstigen Aussagen zum Sprachsystem, besonders hinsichtlich der Arbitrarität des Zeichens und der wertkonstituierenden Rolle der Differenzialität festzustellen meint.²¹⁴

Dieser Widerspruch liegt nicht offen zutage, sondern muß erschlossen werden. Die Unhaltbarkeit von Saussures expliziten Aussagen über die Schrift wird von Derrida aus theoretischen Grundpositionen des „Cours“ abgeleitet. Seine Dekonstruktion folgt dabei

²¹⁴ Ich habe bereits dargelegt, daß die Bearbeitung und das Aufspüren dieser Heterogenität zum Kern des dekonstruktiven Verfahrens gehören. Eine Verbindung des hier genannten Widerspruchs mit dem apokryphen Charakter des „Cours“ stellt Derrida nicht her. Die Zurechnung dieser Widersprüchlichkeit auf Bally und Sechehaye würde zum einen ein Abweichen von der erwähnten methodischen Beschränkung auf den kanonisierten Text bedeuten. Zum anderen ist für Derrida der im Phonozentrismus enthaltene spezifische Widerspruch *das* zentrale Element der abendländischen Schriftverdrängung, weshalb er ohnehin überall, wo Schrift thematisiert wird, mit vorhersagbarer Regelmäßigkeit auftreten muß. Derridas Beweisführung hat hier zumindest tendenziell zirkulären Charakter.

der in Kap. 3.2 als wesentliches Merkmal der Dekonstruktion dargelegten Dichotomie zwischen „Deklaration“ und gegenläufiger Unterströmung:

Die Unterordnung der Grammatologie und die historisch-metaphysische Verkürzung der Schrift zu einem bloßen Instrument für eine erfüllte und im originären Sinn gesprochene Sprache ist eine erklärte und gewissermaßen selbstverständliche Absicht. Eine andere Geste jedoch [...] ist Wegbereiter für eine künftige Allgemeine Grammatologie²¹⁵; die phonologische Linguistik stellte dann nur eine begrenzte, von ihr abhängige Regionalwissenschaft dar. Verfolgen wir nun bei Saussure diese Spannung zwischen Geste und Absicht. (G 53/F 45)

Die widersprüchlichen Tendenzen des Saussureschen Texts ordnen sich laut Derrida um die Bestimmung des Gegenstands der Sprachwissenschaft. Diese folgt der Figur der Festlegung eines „inneren Systems“ (vgl. C 24-37) der Linguistik, das im Zuge verschiedener „Ausschließungen“ konstituiert wird.²¹⁶ Dazu zählt ganz wesentlich die Bestimmung des gesprochenen Worts (hier nicht im Sinne einer Abgrenzung der *parole* gegen die *langue*) als im Gegensatz zur Schrift zum „inneren System“ gehörig.²¹⁷ Andererseits schließt Saussure später, bei seiner Erörterung des *valeur* auf der Signifikantenebene, unmißverständlich die Lautsubstanz als dem Wesen der Sprache fremd aus dem „inneren System“ aus.²¹⁸

Das Resultat dieses dekonstruktiven Vorgehens, „Saussure mit sich selbst zu konfrontieren“ (G 91f.), ist die Feststellung einer gravierenden Inkohärenz im Argumentationsgefüge des „Cours“ in der Frage der Zugehörigkeit zum „inneren System“ der Sprache.

²¹⁵ Nicht nur diese Stelle, sondern die gesamte Schriftdiskussion in G widerspricht Derridas späterer, vehementer Distanzierung vom Projekt einer allgemeinen Grammatologie: „*De la grammatologie* war der Titel eines Buches, das [...] – und dies ist einer der zahlreichen Mißgriffe oder Verkennungen Lacans und so vieler anderer zu diesem Thema – niemals eine Grammatologie, eine Wissenschaft oder positive Disziplin, die diesen Namen trägt, vorgelegt, sondern große Anstrengungen unternommen hat, um im Gegenteil die Unmöglichkeit, die Bedingungen der Unmöglichkeit, die prinzipielle Absurdität einer jeden Wissenschaft oder einer jeden Philosophie, die den Namen Grammatologie tragen würde, zu beweisen.“ (Derrida 1998, 35) In der Tat schließen Wissenschaft und Philosophie einerseits und Schrift andererseits sich in Derridascher Perspektive auch schon in G aus, da die (allgemeine) Schrift ja gerade der metaphysischen Bedingtheit der abendländischen *episteme* entgegengesetzt wird. Irreführend ist jedoch, und meine Darstellungen insbesondere in Kap. 6 zeigen dies sehr deutlich, Derridas Leugnung eines (in einem neuen Sinn) grammatologischen Hauptanliegens in G: „Dieses Buch, das von der Grammatologie handelte, war alles außer einer Grammatologie.“ (op. cit. 35)

²¹⁶ Zur besonderen Relevanz der Opposition drinnen/draußen für Derridas gesamtes Frühwerk vgl. Kap. 8.

²¹⁷ „Also, obwohl die Schrift selbst dem inneren System fremd ist, so kann man doch nicht ganz absehen von dem Verfahren, durch welches die Sprache dargestellt zu werden pflegt; [...] Sprache und Schrift sind zwei verschiedene Systeme von Zeichen, das letztere besteht nur zu dem Zweck, um das erstere darzustellen. Nicht die Verknüpfung von geschriebenem und gesprochenem Wort ist Gegenstand der Sprachwissenschaft, sondern nur das letztere, das gesprochene Wort allein ist ihr Objekt.“ (C 28)

²¹⁸ „Übrigens ist es unmöglich, daß der Laut an sich, der nur ein materielles Element ist, der Sprache angehören könnte.“ (C 141)

Die Argumente für den Ausschluß der Schrift einerseits und den der Lautsubstanz andererseits lassen sich nicht miteinander vereinbaren, und Saussure muß im Zuge der Entwicklung der Valeurtheorie „[...] das ausschließen, wodurch er die Schrift ausschließen konnte: den Laut und seine ‘natürliche Bindung’ an die Bedeutung“. (G 92)²¹⁹

Diesem Gegensatz zwischen jenem Strang des Saussureschen Texts, der ein „natürliches Band“ (siehe unten) zwischen Laut und Bedeutung annimmt und die Schrift als künstlich, schädlich etc. verdammt, und jenem anderen, der auf die ‘Reduktion der Lautsubstanz’ zielt – entsprechend den beiden Gesichtern Saussures, dem traditionellen, phonologisch-metaphysischen und dem zukunftsweisenden differentiellen – widmet Derrida eine genauere Untersuchung.

4.2.3.1 Schriftdenunziation und „natürliches Band“

Im Zuge einer Analyse des diesbezüglichen Saussureschen „Tons“²²⁰ kommt Derrida zu dem Resultat, daß dieser die Schrift rhetorisch im Gestus moralisierender Anklage als verderbliche Kraft inszeniere. Parallel zu ähnlichen Figuren bei Platon und Rousseau (vgl. G 64–66) schildere Saussure die Wirkungen der Schrift als Geschichte einer Verderbnis und einer Degeneration des eigentlichen, natürlichen Verhältnisses zwischen Sprache und Schrift.

²¹⁹ Eine anders akzentuierte Version dieses Widerspruchs formuliert Derrida in G 79. Er konstatiert dort die Unvereinbarkeit von Saussures Konstruktion der Schrift als „‘Abbild’ und damit natürliches Symbol der Sprache“ (G 79) mit der Auffassung der Schrift als (per definitionem arbiträres) Zeichensystem (vgl. C 28). Hier, wie auch sonst häufig, offeriert Derrida eine psychoanalytische Deutung und unterstellt eine wunschgesteuerte, traumlogische Argumentkonstellation: „In einer Bewegung, die Freud in der *Traumdeutung* bedachte, häuft Saussure einander widersprechende Argumente an, um zu der einzig befriedigenden Lösung, dem Ausschluß der Schrift zu gelangen.“ (G 79) Derrida bezieht sich hier auf Freuds „Traumdeutung“ (vgl. Freud 1982, Bd. II 138f.). Das dort vorgetragene Kesselgleichnis wird jedoch von Freud in seiner Erörterung der Beziehungen zwischen dem Funktionieren des Unbewußten und der Technik des Witzes noch klarer formuliert: „A hat von B einen kupfernen Kessel entlehnt und wird nach der Rückgabe von B verklagt, weil der Kessel nun ein großes Loch zeigt, das ihn unverwendbar macht. Seine Verteidigung lautet: ‘Erstens habe ich von B überhaupt keinen Kessel entlehnt; zweitens hatte der Kessel bereits ein Loch, als ich ihn von B übernahm; drittens habe ich den Kessel ganz zurückgegeben.’“ (Freud 1982, Bd. IV 61). Erneut betont Derrida jedoch im hier betrachteten Zusammenhang den Indexcharakter der Saussureschen Theorie (vgl. G 81) und die weitere Perspektive auf die abendländische *episteme*: „Wir haben hier nicht primär die persönliche Intention oder die Motivation Ferdinand de Saussures, sondern die ganze nicht-kritische Tradition, in deren Gefolge er steht, im Auge. In welche Zone des Diskurses fällt dieser befremdende Mechanismus der Beweisführung, diese Kohärenz des Wunsches, die über eine widersprüchliche Logik fast traumhaft erzeugt wird – dabei aber eher den Traum deutet, als daß sie durch ihn sich verdeutlichen ließe? Wie fügt sich dieser Mechanismus, durch die ganze Geschichte der Wissenschaft hindurch, in die Gesamtheit des theoretischen Diskurses ein? In welcher Weise beeinflusst er schließlich von innen den Wissenschaftsbegriff selber?“ (G 80/F 67)

²²⁰ „Der Ton ist entscheidend.“ (G 61) Zum theoretischen Stellenwert solcher Analysen vgl. Kap. 8.

Eine Überprüfung des Saussureschen Texts fördert in der Tat eine überraschende Zahl und Vielfalt von auf die Schrift bezogenen, mehr oder weniger starken negativen Attribuierungen zutage. Zwischen S. 24 und S. 40 wird die Schrift unter anderem als „künstliche Form“ (C 26) der „natürliche[n], organische[n] Entwicklung“ (C 26) eines mündlichen Idioms gegenübergestellt; als dem inneren System der Sprache fremdes Verfahren qualifiziert, „dessen Nutzen, Fehler und Gefahren“ (C 28) man kennen muß; als Bild der Rede, das „mehr und mehr die Hauptrolle für sich in Anspruch nimmt“ (C 28) und dann irrtümlich für wichtiger gehalten werde als jene (C 28f.). Die „Autorität der Schrift“ (C 30) mache sich geltend, obwohl „diese Verbindung nur oberflächlich ist und eine lediglich künstliche Einheit schafft“ (C 30), wobei die Schriftsprache „den ungerechtfertigten Einfluß der Schrift“ (C 30) noch vergrößere. Der Effekt: „das natürliche Verhältnis ist umgedreht“ (C 30) und „die Schrift maßt sich eine Bedeutung an, auf die sie kein Recht hat“ (C 32). Dabei habe es für Benutzer von Alphabetschriften besonders „nachteilige Folgen“, „daß das geschriebene Wort sich in unserem Geist an Stelle des gesprochenen drängt“ (C 31). Zwischen Schreibung und Aussprache bestünden „Mißverhältnisse“, zum Beispiel existierten Schreibweisen, „die keine vernünftige Daseinsberechtigung haben.“ (C 32)

Als Resultat dieser Mißverhältnisse ergeben sich nach Saussure „Inkonsequenzen der Schrift“, „am schlimmsten“ sei dabei die Verwendung verschiedener Grapheme für denselben Laut, aber auch andere „irrationale Schreibweisen“, wie die „unberechtigten Doppelkonsonanten“ (C 34). Insgesamt laufe die Wirkung der Schrift darauf hinaus, „daß die Schrift die Entwicklung der Sprache verschleiert; sie ist nicht deren Einkleidung, sondern ihre Verkleidung“, das heißt sie „stellt das richtige und wirkliche Verhältnis zwischen Schrift und Sprache auf den Kopf.“ (C 35) Den „Täuschungen der Schrift“ (C 39) seien auch die ersten Sprachforscher „in die(se) Falle gegangen“ und hätten „obgleich es trügerisch ist“, dem Hilfsmittel der Schrift den Vorzug gegeben. Demgegenüber will Saussure „das Natürliche an Stelle des Künstlichen“ setzen: „für uns dagegen ist die Befreiung vom Buchstaben ein erster Schritt zur Wahrheit.“ (C 38)

Den Höhepunkt der sich zuspitzenden Ablehnung der Schrift bildet C 37. Von der „Tyrannei der Buchstaben“ ist dort die Rede, die „pathologische Erscheinung“, daß das Schriftbild eine falsche Aussprache zur Folge habe, wird geißelt, zukünftige derartige „Verunstaltungen“ werden imaginiert, wie die „orthographische Ungeheuerlichkeit“, die letzten beiden Buchstaben von *vingt* auszusprechen. Saussure schließt Kap. VI:

Diese lautlichen Verunstaltungen gehören allerdings der Sprache an; nur kommen sie nicht aus ihrem natürlichen Leben; sie sind durch einen Faktor, der ihr Grund ist, verursacht. Die Sprachwissenschaft muß ihnen Beachtung schenken, aber nur in einem Sonderabschnitt, es sind Mißgeburten. (C 37)

In Saussures Behandlung der gesprochenen Sprache meint Derrida nun, eine auf das Element des Natürlichen abhebende Konturierung als heilende Kraft zu erkennen, die dieser Zeichnung der Schrift als widernatürliches Degenerationsmoment entgegengesetzt wird. Saussures theoretisches Ziel beschreibt Derrida folgendermaßen:

Eine Wissenschaft von der Sprache hätte demnach ein *natürliches*, das heißt einfaches und ursprüngliches Verhältnis zwischen dem gesprochenen Wort und der Schrift, und das wiederum heißt: zwischen einem Innen und einem Außen, wiederzufinden. Sie hätte wieder zu ihrer vollkommenen Jugend und ursprünglichen Reinheit zu finden, und zwar diesseits einer Geschichte und eines (Sünden-) Falls, die in der Folge das Verhältnis zwischen dem Draußen und dem Drinnen pervertierten. Es müßte also [...] eine *Natur* des Verhältnisses zwischen sprachlichen und graphischen Zeichen geben. (G 62/F 53)

Dieses Verhältnis findet Derrida bei Saussure im Zusammenhang mit der Erörterung der nur scheinbar größeren Beständigkeit der Schrift gegenüber dem Laut formuliert, wo Saussure die Einheit der Sprache auf „das natürliche und allein wirkliche Band, dasjenige des Lautes“ (C 30) gegründet wertet:

Dieses natürliche Band zwischen Signifikat (Vorstellung, Begriff [concept] oder Sinn [sens]) und lautlichem Signifikanten gäbe dem natürlichen Verhältnis, das die Schrift (sichtbares Bild) dem gesprochenen Wort unterordnet, seine Beschaffenheit. Und dieses natürliche Verhältnis wäre durch die Erbsünde der Schrift ins Gegenteil verkehrt worden. (G 63)

Damit meint Derrida, Saussure an dieser Stelle der traditionellen, phonozentrischen Orientierung überführt zu haben, die das metaphysische Moment seiner Theorie bilde. Der Stellenwert, den Saussures Wendung vom „natürlichen Band“ in Derridas Argumentation einnimmt, spiegelt sich in der Häufigkeit, mit der er in der Folge auf sie bezugnimmt.²²¹ Allerdings wird der Formulierung hier nicht die ganze Last der Argumentation aufgebürdet. Derrida versucht zu zeigen, daß die einleitende Ausgrenzung der Schrift

²²¹ An diesem Punkt scheint mir Derridas Beschränkung auf die Standardversion des „Cours“ tatsächlich problematisch. Wie Englers textkritische Ausgabe zeigt, findet sich die Formulierung des „natürlichen Bandes“ weder in einer der anderen Mitschriften noch in Saussures Notizen (vgl. EC 73).

aus dem eigentlichen Bereich der Sprache ohne die Idee einer natürlichen Verbindung zwischen Signifikat und lautlichem Signifikanten nicht zu begründen ist (vgl. G 60ff.). Des weiteren macht Derrida darauf aufmerksam, daß Saussures bereits zitierte Festlegung: „Nicht die Verknüpfung von geschriebenem und gesprochenem Wort ist Gegenstand der Linguistik; *sondern nur das letztere, das gesprochene Wort allein ist ihr Objekt*“²²², durch einen Wortbegriff präjudiziert werde, der das Zeichen ursprünglich und wesentlich als „Laut-Gedanke“ (C 134) gefaßt habe (vgl. G 55). Auch hier wirke sich Saussures traditionsgebundene Voreingenommenheit für die *phonè* aus. Diese bildet jedoch, wie bereits des öfteren betont, für Derrida nur *einen* Strang des Saussureschen Texts:

Die Affirmation des wesensmäßigen „natürlichen“ Bandes zwischen *phone* und Sinn, das einer Signifikanten-Ordnung eingeräumte Privileg (diese wird dann zum Hauptsignifikat für alle anderen Signifikanten)²²³ stehen ausdrücklich und im Gegensatz zu anderen Ebenen des Saussureschen Diskurses im Gefolge einer Psychologie des Bewußtseins und der Intuition.²²⁴ (G 71/F 60, Hvhg. J.L.)

Aus den hier angesprochenen „anderen Ebenen“ trägt Derrida die Elemente der Saussureschen Sprachtheorie zusammen, die den angeblich in Kapitel VI des „Cours“ florierenden Phonozentrismus konterkarieren.²²⁵

4.2.3.2 Die differentielle Verfaßtheit der Sprache

Keinen Zweifel kann es an Saussures dezidiert betonter Unwesentlichkeit der Lautsubstanz geben. Dieser Strang des „Cours“ ist in der Saussure-Rezeption so dominant, daß die eben dargestellte gegenläufige Tendenz offenbar weitestgehend übersehen wurde, ja es bis heute schwerfällt, Derridas Lesart trotz seiner bedenkenswerten Argumente überhaupt für möglich zu halten. Dementsprechend unproblematisch ist es für Derrida, diese Lehrsätze strukturalistischer Sprachwissenschaft gegen die genannte lo-

²²² C 28. Hier zitiert nach G 63, Hervorhebung durch Derrida.

²²³ Vgl. die parallele Deutungsfigur in Derridas bereits besprochener Analyse der Aristoteles-Stelle aus „*de interpretatione*“ in G 24.

²²⁴ Ein weiteres Beispiel für die unverminderte Virulenz Husserlscher Begriffe.

²²⁵ Nach meinem Dafürhalten erfährt Saussures beiläufige, zudem in textkritischer Hinsicht fragwürdige Qualifikation der Verbindung zwischen Laut und Bedeutung als „natürlich“ hier eine gewisse Überbetonung. Die oben dargestellte negative Zeichnung der Schrift durch Saussure und das Fehlen sonstiger Argumente für ihren programmatischen Ausschluß rechtfertigen jedoch meines Erachtens durchaus die grundsätzliche Tendenz der Derridaschen Deutung.

kale Privilegierung der *phonè* zu versammeln, am deutlichsten vielleicht in der folgenden Formulierung:

„Das Wesentliche an der Sprache ist, wie wir sehen werden, dem lautlichen Charakter des sprachlichen Zeichens fremd.“ (p. 21/8) (G 92)

Insbesondere die Theorie des sprachlichen Werts, der über Differenzen konstituiert wird, ist mit der Bevorzugung der Lautsubstanz unvereinbar, wie zwei (ebenfalls von Derrida zitierte) Äußerungen Saussures in diesem Kontext unmißverständlich bezeugen:

„Übrigens ist es unmöglich, daß der Laut an sich, der nur ein materielles Element ist, der Sprache angehören könnte. [...] Seinem Wesen nach ist er [der sprachliche Signifikant] keineswegs lautlich, er ist unkörperlich, er ist gebildet nicht durch seine stoffliche Substanz, sondern einzig durch die Differenzen, welche sein Lautbild von allen anderen trennen.“ (p. 164/141-142) (G 92)²²⁶

Einen parallelen Widerspruch zur These des „natürlichen Bands“, der ebenfalls mit der sprach-konstitutiven Rolle der Differenz zusammenhängt, entdeckt Derrida in Saussures Umdeutung des Artikulationsbegriffs:

„Bei der menschlichen Rede kann die Artikulation entweder die Einteilung der gesprochenen Reihe der Silben oder die Einteilung der Vorstellungsreihe in Vorstellungseinheiten bezeichnen ... Indem man sich an diese zweite Definition hält, könnte man sagen, daß *es nicht die gesprochene Rede ist, was dem Menschen natürlich ist*, sondern die Fähigkeit, eine Sprache (*langue*) zu schaffen, das heißt ein System unterschiedlicher Zeichen, die unterschiedlichen Vorstellungen entsprechen.“ (p. 26/12, von mir hervorgehoben, J.D.) (G 115)

In Ergänzung dieser überwiegend expliziten Aussagen Saussures versucht Derrida mit einem weiteren, indirekten Argument seine These der inneren Widersprüchlichkeit des *Cours* bei der Schriftbehandlung zu untermauern. Dabei kommt eine ähnliche Strategie zum Tragen wie bei der bekannteren Behandlung der *Phaidros*-Stelle. In beiden Fällen hebt Derrida die Tatsache hervor, daß die Schrift als Illustration für die Eigenschaften dessen benutzt wird, was ihr gegenüber als das Primäre behandelt und positiv besetzt werden soll. Während im Fall der schon gelegentlich erwähnten *Platon*-Stelle (vgl. dazu unten Kap. 7.2.4) der Rückgriff auf die skripturale Metapher der ‘Inschrift in die Seele’

²²⁶ Die deutsche Übersetzung der G stimmt hier nicht genau mit der deutschen Fassung des „*Cours*“ überein. Statt „er [der sprachliche Signifikant]“ ist dort von „es“ und „dem bezeichnenden Element in der Sprache“ die Rede. (C 142)

zur Kennzeichnung der Rede auffällt, erregt im Fall Saussures die „pädagogische“ (G 91) Inanspruchnahme der Schrift zur Erläuterung der differentiellen Wertkonstitution auf der lautlichen Ausdrucksebene Derridas kritisches Interesse. In der Tat exemplifiziert Saussure vier wesentliche Eigenschaften des Zeichens anhand der Buchstabenschrift, nämlich die Arbitrarität des Zeichens, die negative (differentielle) Konstitution seines Werts, die Abhängigkeit des jeweiligen Zeichenwerts von den sonstigen im System vorhandenen Zeichen und die Kontingenz der Ausdruckssubstanz.²²⁷ Diese Analogie Saussures ist für Derrida hochbedeutsam, da sie seines Erachtens auf eine gemeinsame Wurzel von Laut- und Schriftzeichen hinweist. Damit ist nicht einfach die Tatsache gemeint, daß beide Zeichenebenen die genannten Merkmale teilen. Vielmehr interpretiert Derrida Saussures Vorgehen in Richtung auf seine eigene Reversion des Verhältnisses zwischen *langue* und *écriture*:

Wir werden uns eingehender und konkreter damit befassen, was die Sprache nicht nur zu einer Art Schrift – „vergleichbar der Schrift“ (p. 33/19), wie es eigenartigerweise bei Saussure heißt –, sondern zu einer Art *der* Schrift macht. Oder vielmehr zu einer Möglichkeit, die in der Möglichkeit von Schrift überhaupt begründet ist, [...]. (G 90/F 75)

Um zu dieser Möglichkeit vorzudringen, sei es geboten, „[...] die scheinbar unschuldige und didaktische Analogie auf ihre tatsächliche Bedeutung und ihre erste Möglichkeit zurück[zurück]führen“.²²⁸ (G 90) Wie sich zeigen wird, handelt es sich dabei um Derridas

²²⁷ „Da man die gleichen Verhältnisse in einem anderen Zeichensystem, nämlich dem der Schrift, feststellen kann, nehmen wir dieses als Vergleichspunkt zur Aufklärung dieser Frage. In der Tat sind

1. die Schriftzeichen beliebig; keinerlei innere Beziehung besteht z.B. zwischen dem Buchstaben *t* und dem Laut, den er bezeichnet.

2. Der Wert der Buchstaben ist lediglich negativ und differentiell; so kann ein und derselbe Mensch das *t* mit Abweichungen schreiben, wie die folgenden



Das einzig Wesentliche ist, daß dieses Zeichen in seiner Handschrift nicht mit denjenigen von *l*, *d* usw. zusammenfließt.

3. In der Schrift hat etwas Geltung – also Wert – nur dadurch, daß es andern Werten innerhalb eines bestimmten Systems gegenübersteht, das durch eine bestimmte Anzahl von Buchstaben gebildet wird. Dieser Umstand ist mit dem zweiten nicht gleicher Art, aber eng mit ihm verbunden, weil beide vom ersten abhängen. Da das graphische Zeichen beliebig ist, so liegt nicht viel an seiner Form, oder vielmehr ist diese nur innerhalb der von dem System gezogenen Grenzen von Bedeutung.

4. Das Material, mit dem die Zeichen hervorgebracht werden, ist gänzlich gleichgültig, denn es berührt das System nicht (auch das ergibt sich aus Punkt 1); ob ich die Buchstaben weiß oder schwarz schreibe, vertieft oder erhöht, mit der Feder oder mit einem Meißel, das ist für ihre Bedeutung gleichgültig.“ (C 143)

²²⁸ Auch in PP insistiert Derrida auf der Unzufälligkeit der Inanspruchnahme der Schrift zur Veranschaulichung wesentlicher sprachlicher Gegebenheiten: „Seine [Platons] Intention ist so dem Anschein nach didaktischer und analogischer Natur. Doch sie gehorcht einer beständigen Notwendigkeit, die niemals als solche thematisiert wird: sie erfolgt stets, um das Gesetz der Differenz, die Irreduzibilität der Struk-

Konzept einer **Urschrift**, die die gemeinsame Möglichkeit von Laut- und Schriftsprache bildet. Bevor dieses in Kap. 6 diskutiert wird, versammelt der folgende Exkurs Derridas Abgrenzung gegen die bisherige Behandlung der Schriftproblematik von Platon bis zur Gegenwart.

tur und der Relation, der Analogie zum Vorschein kommen zu lassen.“ (PP 177f./F 183) Oder: „Wie im *Cours de linguistique générale* wird die Bezugnahme auf die Schrift an dem Punkt absolut unerlässlich, wo es darum geht, Rechenschaft über das Prinzip der Differenz und der Diakritizität im allgemeinen als Bedingung der Bedeutung abzulegen.“ (PP 181/F 187)

5 Exkurs: Traditionelle Schrifttheorie nach Derrida

Wie bereits angesprochen, richtet sich Derridas Dekonstruktion der Saussureschen Zeichen- und Schriftbehandlung durchaus nicht in erster Linie oder gar ausschließlich gegen den *Cours* und schon gar nicht gegen Saussure als Person. Vielmehr zielt dieser Angriff gegen eine prominente Fassung des binären Zeichenkonzepts auf die logozentrische Matrix des abendländischen Denkens im allgemeinen. Um den exemplarischen Status Saussures zu beglaubigen, versucht Derrida die Metaphysikgebundenheit aller bisherigen Theoretisierungsversuche der Schrift zu demonstrieren. Seine diesbezüglichen Bemühungen verteilen sich jedoch unsystematisch über den gesamten ersten Teil der *G*, wodurch die Wahrnehmung ihrer strategischen Zusammengehörigkeit erschwert wird.

Neben diesem ersten Ziel lassen sich in Derridas Erörterung der bislang existierenden Bemühungen um die Frage der Schrift zwei weitere Aspekte ausmachen, die für sein Unternehmen, die Entwicklung einer neuen Grammatologie, von entscheidender Bedeutung sind. Es handelt sich zum einen um den stetig wiederholten Versuch, die zentrale Rolle des Schriftproblems für die historische Entwicklung und den aktuellen Zustand der Philosophie, der Wissenschaft sowie der Alltagsrationalität des Okzidents plausibel zu machen. Zum anderen gilt es natürlich, den Nachweis zu führen, daß es sich bei der angestrebten neuen „Zeichentheorie“ um einen wo nicht *originellen* – denn Dekonstruktion ist ja erklärtermaßen das genaue Gegenteil einer Schöpfung *ex nihilo* oder eines Ursprungsaktes – so doch um einen vom bisherigen Umgang mit dem Problem in keiner Weise vorweggenommenen oder in seiner unbedingten Notwendigkeit geschwächten Entwurf handelt.

Dies geschieht in Form von verstreuten, unterschiedlich detaillierten Hinweisen auf die metaphysischen Implikationen verschiedenster mit der Schriftthematik verbundener Theorien, Schulen und Disziplinen. Eine gründliche Diskussion dieser Bezugnahmen im einzelnen kann hier nicht erfolgen, sie scheint mir allerdings für die eines Tages anstehende unparteiische Gesamteinschätzung der Reichweite und Haltbarkeit der Derridaschen Metaphysikkritik im Namen von *Schrift* und *Differenz* unerlässlich. Statt dessen gebe ich im folgenden eine Übersicht über Derridas grundsätzliche Einschätzung der Brauchbarkeit einiger mit der Schriftthematik befaßter „Disziplinen“ für seine eigene Arbeit.

Noch vor deren Betrachtung und der Diskussion ihrer Beziehungen zueinander gestatte ich mir ein längeres Zitat aus G, um Derridas Sicht der Relevanz des Schriftproblems und seiner jede Einzelwissenschaft überschreitenden Reichweite zu illustrieren:

Daß der Zugang zum geschriebenen Zeichen die geheiligte Macht gewährt, die Existenz in der Spur fort dauern und die allgemeine Struktur des Universums erkennen zu lassen; daß der ganze Klerus, ob er über politische Macht verfügte oder nicht, zur gleichen Zeit entstand wie die Schrift und sich mit Hilfe der in der Schrift angelegten Herrschaft durchsetzen konnte, daß die Strategie, die Ballistik, die Diplomatie, die Agrikultur, das Steuerwesen und das Strafrecht in ihrer Geschichte und ihrer Struktur an die Herausbildung der Schrift gebunden sind; daß der der Schrift zugeschriebene Ursprung in den verschiedenartigsten Kulturen nach immer analogen Schemata oder Ketten von Mythen verlief, und daß dieser Ursprung in sehr komplexer, aber dennoch geregelter Weise mit der Aufteilung der politischen Gewalt und der Struktur der Familie verknüpft war; daß die Möglichkeit zur Kapitalisierung und für die politisch-administrative Organisation immer über die Hand der Schreiber verlief, welche zahlreiche Kriege ins Rollen brachte und die in ihrer Funktion nie beschnitten werden konnte, wie auch immer der Vorbeimarsch der Delegation sich gestaltete, in denen man sie am Werke sah; daß durch die Verschiebungen (*décalages*), die Ungleichmäßigkeiten der Entwicklung, das Spiel von Beharrlichkeiten, Verzögerungen, Weitschweifigkeiten usw. hindurch der enge Zusammenhang zwischen dem ideologischen, religiösen und wissenschaftlich-technischen System und den Schriftsystemen ungebrochen fortbesteht – Schriftsystemen, die folglich immer mehr und zugleich etwas anderes waren als bloße „Kommunikationsmittel“ oder Vehikel des Signifikats; daß gerade der Sinn der Macht und der Effizienz im allgemeinen, der als solcher, das heißt als Sinn und (idealisiert) als Herrschaft nur zusammen mit der sogenannten „symbolischen Gewalt“ in Erscheinung treten konnte, immer an die Verfügung über die Schrift gebunden war, daß die monetäre und vormonetäre Ökonomie und die schriftliche Berechnung gleich-ursprünglich sind; daß es ohne die Möglichkeit der Spur (wenn nicht sogar der Aufzeichnung im strengen Sinn, wie H. Lévy-Bruhl nachweist) kein Recht gibt – all das verweist auf eine gemeinsame und radikale Möglichkeit, die als solche von keiner Einzelwissenschaft und keiner abstrakten Disziplin gedacht werden kann. (G 168f./F 141)

Eine Sonderstellung gesteht Derrida allerdings der Psychoanalyse zu. Auch wenn diese üblicherweise als *Psychologie* firmiere, sei sie nicht als Einzelwissenschaft zu werten, sondern zeige sich als mit exorbitanter Reichweite ausgestattete Methode. Derrida qualifiziert ihre Allgemeinheit als „[...] von geradezu archontischer Bedeutung gegenüber jeder regionalen Wissenschaft.“ (G 157/F 132) Dabei spielt die positive oder negative *Besetzung* von Objekten und Kategorien eine besondere Rolle. Insbesondere angesichts

der Unverzichtbarkeit der Schrift im Zusammenhang mit der Objektivität wissenschaftlicher Gegenstände²²⁹ gewinne die Frage nach den Besetzungen der Form und der Substanz eines Schriftsystems eine kaum zu überschätzende Bedeutung:

In dem Maße, wie die Beschaffenheit der idealen Objektivität wesentlich über den geschriebenen Signifikanten vermittelt sein muß, ist keine Theorie dieser Beschaffenheit berechtigt, von den durch die Schrift bedingten Besetzungen abzusehen. (G 159)²³⁰

Abgesehen von dieser übergeordneten psychoanalytischen Perspektive, die sich durch sein gesamtes Schaffen zieht, scheint mir Derrida fünf große Regionen der Schriftbehandlung zu veranschlagen: Wissenschaft überhaupt, Philosophie (im wesentlichen verstanden als transzendente Phänomenologie), traditionelle Schriftwissenschaft, (strukturalistische) Sprachwissenschaft und das Projekt einer neuen Grammatologie, deren Aufgabe es ist, die Dominanz der Präsenzmetaphysik in der okzidentalen Philosophie und Wissenschaft aufzudecken und zu erschüttern. Angesichts ihrer kategorialen Überschneidungen und inhaltlichen Verwobenheit überrascht es nicht, daß Derrida diese Bezirke nicht getrennt voneinander behandelt. Ich versuche, den Wendungen des thematischen Nexus ebenfalls einigermaßen flexibel zu folgen, ohne dabei ein allzu hohes Maß an Unübersichtlichkeit zuzulassen.

In der programmatischen Einleitung des Kap. 2 der G „Linguistik und Grammatologie“ problematisiert Derrida die Möglichkeit einer Wissenschaft von der Schrift. Diese sei deshalb nicht nach dem Muster anderer Wissenschaften zu konzipieren, weil die Schrift in der Geschichte des Abendlands den Begriff der Wissenschaft überhaupt erst hervorgebracht und seine Konzeption determiniert habe. Die Idee der Wissenschaft sei „in einer bestimmten Epoche der Schrift entstanden“, sei in einer Sprache formuliert, „die einen bestimmten Typus strukturell und axiologisch bestimmter Verhältnisse zwischen gesprochenem Wort und Schrift impliziert“, und sei von daher „an das Abenteuer der phonetischen Schrift²³¹ gebunden“ (alle G 49).²³² Es liegt auf der Hand, daß unter diesen

²²⁹ Wir sind dieser von Husserl übernommenen Figur inzwischen des öfteren begegnet. Vgl. hierzu besonders das Zitat aus G 49f. weiter unten.

²³⁰ Als wegweisend zitiert Derrida hier Melanie Kleins Studie „Die Rolle der Schule in der libidinösen Entwicklung des Kindes“, in der die sexualsymbolische Besetzung einzelner Buchstaben als Ursache der „Lese-Rechtschreib-Schwäche“ zweier Schüler analysiert und generell die libidinöse Bedeutung von Lese- und Schreibakten sowie der damit verbundenen Gegenstände ausgeführt wird (vgl. G 158f.).

²³¹ Ich erinnere noch einmal an Derridas idiosynkratischen Gebrauch des Begriffs „phonetische Schrift“, der hier bei ihm alle Schriften bezeichnet, die auf dem Weg der Bezeichnung der Lautebene einer Sprache funktionieren.

Umständen die von der Schrift determinierte Wissenschaft nicht geeignet wäre, das Schriftproblem zu untersuchen. Alle Ergebnisse wären durch die der Wissenschaft inhärente spezielle Schriftauffassung bereits präjudiziert.²³³ Untermauert wird diese Sichtweise wieder durch ein sich auf Husserl berufendes Argument, nämlich

[...] daß die Schrift nicht bloß Hilfsmittel im Dienst der Wissenschaft – und unter Umständen ihr Gegenstand – ist, sondern, woran besonders Husserl in *Ursprung der Geometrie* (Husserliana, Bd. VI, pp. 365-386, Beilage III) erinnert hat, allererst die Möglichkeitsbedingung für ideale Gegenstände und damit für wissenschaftliche Objektivität. Die Schrift ist Bedingung der *episteme*, ehe sie ihr Gegenstand sein kann. (G 49f./F 42f.)

Mit der Schriftthematik ist in dieser Perspektive zugleich die Frage nach dem Wesen der Wissenschaft aufgeworfen: „Die Wissenschaft von der Schrift hätte also ihren Gegenstand an der Wurzel der Wissenschaftlichkeit zu suchen.“ (G 50) Diese ist für Derrida jedoch nicht von der Philosophie zu trennen, welche durch eine gründliche Betrachtung der Schrift, wie des öfteren demonstriert, ihrerseits Veränderungen ausgesetzt ist. Derrida räumt allerdings ein, daß es wenig sinnvoll wäre, die *traditionelle* Grammatologie in den Horizont dieser Überlegungen zu stellen:

Die *positiven* und klassischen Wissenschaften von der Schrift können Fragen dieser Art nur unterdrücken. Bis zu einem gewissen Punkt ist diese Unterdrückung für den Fortschritt positiver Forschung sogar notwendig. Abgesehen davon, daß sie noch in der philosophierenden Logik befangen wäre, könnte die onto-phänomenologische Frage nach dem Wesen, das heißt nach dem Ursprung der Schrift für sich allein die historische und typologische Erforschung der *Fakten* lediglich paralysieren oder sterilisieren. (G 50)

²³² Vgl. folgende, bereits zitierte Aussagen Derridas über die phonetische Schrift, „[...] ,derer wir uns bedienen und in deren Element die *episteme* im allgemeinen (Wissenschaft und Philosophie) und die Linguistik im besonderen sich einrichten konnten.“ (G 54) „Das massive Faktum der phonetischen Schrift bestimmt unsere ganze Kultur und Wissenschaft, [...]“ (G 55) Ähnlich am Ende von G I über den Schriftforscher: „Seine Probleme rühren an den Grund einer jeden Wissenschaft. Die Reflexion auf das Wesen des Mathematischen, des Politischen, des Ökonomischen, des Religiösen, des Technischen, des Rechtlichen usw. stehen in engstem Zusammenhang mit der Reflexion und der Information über die Geschichte der Schrift. Die allen diesen Bereichen der Reflexion gemeinsame Ader, die ihre fundamentale Einheit herstellt, ist das Problem der Phonetisierung der Schrift.“ (G 160/F 134) Dem naheliegenden Vorschlag, den Phonetisierungsprozeß zum Objekt einer historisch orientierten Wissenschaft zu machen, begegnet Derrida mit dem Argument, der Geschichtsbegriff basiere ebenfalls auf der Phonetisierung der Schrift und trete nur im Rahmen dieser zutage, sei also als diese situierende Instanz ungeeignet (vgl. G 60).

²³³ Diese Tatsache gewinnt im Fall der Schrift als Gegenstand eine besondere Bedeutung, trifft aber prinzipiell auf alle wissenschaftlichen Gegenstände zu.

Dennoch kritisiert Derrida die mangelnde philosophische Grundlegung der gängigen Abhandlungen über Wesen und Geschichte der Schrift:

Alle Werke, die von der Geschichte der Schrift handeln, sind nach demselben Schema aufgebaut: Mit einer Klassifikation philosophischer und teleologischer Art erledigt man die kritischen Probleme auf einigen Seiten und wendet sich dann der Darstellung der Fakten zu. So kontrastiert die theoretische Fragilität der Rekonstruktionen mit dem Reichtum an historischer, archäologischer, ethnologischer und philologischer Information. (G 51)²³⁴

Dementsprechend projiziert Derrida in seiner Ankündigung der neuen Schrifttheorie denn auch eine Kombination aus empirischer Forschung und der Ventilierung grundsätzlicher Fragen:

Die Theorie der Schrift bedarf also nicht nur einer wissenschaftlichen und erkenntnistheoretischen Befreiung, [...]. Zweifellos ist heute eine Reflexion notwendig, in der die „positive“ Entdeckung und die „De-konstruktion“ der Geschichte der Metaphysik in all ihren Begriffen sich wechselseitig und mit äußerster Sorgfalt kontrollieren lassen. (G 147/F 124)

Dabei spielt die Philosophie (in Gestalt der Transzendentalphänomenologie) die Rolle eines Korrektivs, das seinerseits nicht als letztes Wort fungieren kann, sondern einer erneuten, dekonstruktiven oder grammatologischen Korrektur bedarf. So warnt Derrida vor der „Gefahr des szientistischen Objektivismus, also einer anderen, nicht wahrgenommenen oder nicht eingestandenen Metaphysik“ (G 107/F 90) und macht in diesem Zusammenhang klar:

Nur um nicht wieder in diesen naiven Objektivismus zurückzufallen, beziehen wir uns hier auf eine Transzendentalität, die wir andernorts in Frage stellen. (G 107)²³⁵

²³⁴ In der Zwischenzeit hat sich die Problemlage in den Schriftwissenschaften zeitweilig offenbar umgekehrt, wie die folgende Bemerkung aus dem Einleitungsaufsatz des von Gumbrecht/Pfeiffer (1993) herausgegebenen Bands „Schrift“ zeigt, in dem Derridas Einfluß übrigens durchgehend (und sogar bis in Luhmanns Beitrag, siehe dort S. 349) spürbar ist: „Die historische Erforschung von Schriftsystemen vermag der vorliegende Band nicht allzu weit voranzutreiben. Dies fiel schon deswegen schwer, weil diese Studien – von Jensen bis Haarmann – einen Theoriebedarf sichtbar gemacht haben, den weder sie selbst noch auch die unterschiedlichen Theorien der Schrift – von Goodys ‘Logik der Schrift’ bis hin zu Derridas ganz anders gelagertem Begriff – befriedigt haben.“ (Pfeiffer 1993, 10)

²³⁵ Diese heteronome Mehrdeutigkeit erinnert an Derridas Begründung für sein Vorgehen, die „heuristischen und kritischen Ressourcen des Zeichenbegriffs“ (Pos 53) gegen dessen metaphysische Bedingtheit in Anspruch zu nehmen: „Es läßt sich aber nicht verhindern, daß entwicklungsmaßige Ungleichheiten (es ist unvermeidlich, daß es sie gibt) und die Notwendigkeit bestimmter Kontexte weiterhin den Rückgriff auf ein bestimmtes Modell strategisch unumgänglich machen, von dem man weiß, daß

Nur unter dieser Voraussetzung sind Derridas wechselnde Charakterisierungen der Schrift als einerseits philosophisches Problem zu verstehen, das einer einfachen Wissenschaft nicht zugänglich sei, andererseits aber auch nicht phänomenologisch konzipiert werden könne. Letzten Endes teilten Wissenschaft und Philosophie dieselbe Schwäche:

Es gilt, die *Inkompetenz* der Wissenschaft, die auch die Inkompetenz der Philosophie, die Geschlossenheit (*clôture*) der *episteme* ist, richtig zu verstehen. Vor allem anderen bedeuten sie nicht eine Rückkehr zu einer vorwissenschaftlichen oder infra-philosophischen Form des Diskurses. (G 169/F 142)

Allerdings konzidiert Derrida die Gefahr, daß bei unzureichender Aufmerksamkeit „der ultra-transzendente Text dem vorkritischen Text zum Verwechseln ähnlich“ sehe. (G 107)²³⁶ Nur die „Durchstreichung der Begriffe“ zeige an, daß diese hier als Markierungen des zukünftigen Denkens fungierten, wobei sie jedoch vor dieser Durchstreichung ihre „ganze Notwendigkeit offenbaren“ müßten²³⁷ (vgl. G 107). Trotz deren angesprochener Inkompetenz führt also der Weg in die Zukunft durch die wissenschaftliche und philosophische Betrachtung der Schrift hindurch und nicht an ihr vorbei:

Die Konstituierung einer Wissenschaft oder einer Philosophie der Schrift ist ein notwendiges und schwieriges Unterfangen. Aber ist man einmal bis zu diesen Grenzen vorgestoßen und geht sie unermüdlich immer wieder an, dann muß ein *Denken* der Spur, der *différance* und des Aufschiebs einmal auch über den Bereich der *episteme* hinausreichen. (G 169f./F 142)

Das oben zitierte Verdikt der Unzulänglichkeit, die Derrida grundsätzlich allen Einzelwissenschaften in bezug auf die Schrift zuspricht, gilt auch für die Sprachwissenschaft. Dies um so mehr, als die phonozentrische Ausrichtung ein bestimmender Faktor auch

es andernorts, dort wo die Forschung am wenigsten abgeschlossen ist, ein Hindernis wäre.“ (Pos 53/F 28)

²³⁶ Derridas Versuch, dem traditionellen metaphysischen Transzendentalismus einen Ultra-Transzendentalismus zur Seite zu stellen, auf den er gelegentlich en passant Bezugnimmt, wird bei Höfliger im Zusammenhang mit Derridas Husserl-Dekonstruktion genauer beleuchtet (vgl. Höfliger 1995, 126ff.).

²³⁷ Die von Heidegger übernommene Technik der „kreuzweisen Durchstreichung“ dient Derrida offenbar dazu, den „uneigentlichen“ Gebrauch von Begriffen zu markieren, die er dem metaphysischen Diskurs entnimmt, um sie ihm zu entreißen. Dabei handelt es sich in der Regel nicht wirklich um eine entsprechende graphische Markierung (vgl. aber z.B. G 77: „Das Draußen ~~ist~~ das Drinnen“). Vielmehr scheint Derrida hier eine allgemeine Kautele installieren zu wollen, die auf den *bricolage*-Charakter (vgl. Kap. 2) seiner Begriffsverwendung verweist und auch die vielen anderen Formen solcher Verweise mit einschließt. Vgl. etwa G 106: „Wie alle hier von uns verwendeten Begriffe gehört auch er [der Erfahrungsbegriff, J.L.] der Geschichte der Metaphysik an, und wir können von ihm nur als einem durchstrichenen Gebrauch machen.“

der Nach-Saussureschen Linguistik geblieben sei (vgl. G 93ff. zu Jakobson und Martinet). Nicht einmal die Kopenhagener Schule, deren Formalismus es ermöglicht habe, die spezifischen Gegebenheiten der graphischen Ausdruckssubstanz zu würdigen und eine vom Laut unabhängige Untersuchung der Schrift in Angriff zu nehmen, kann nach Derridas Urteil in den von ihm angezielten grammatologischen Bereich vorstoßen.²³⁸ Dennoch bestehe zwischen Sprachwissenschaft und Grammatologie ein besonders enges Verhältnis, unter anderem aufgrund der besonderen Bedeutung der Frage nach dem Schriftursprung:

Mehr als jeder andere Wissenschaftler sieht sich der Grammatologe genötigt, die Frage nach dem Wesen seines Gegenstandes als Frage nach dem Ursprung zu stellen: „Was ist die Schrift?“ meint „Wo und wann beginnt die Schrift?“ [...] Die Frage nach dem Ursprung der Schrift und die Frage nach dem Ursprung der Sprache lassen sich nur schwer voneinander trennen. (G 51)

Wie Derrida mit Hilfe einer Reihe von rhetorischen Fragen insinuiert, können jedoch nicht einfach Erkenntnisse der Sprachwissenschaft für eine zureichende Schrifttheorie in Anspruch genommen werden. Vielmehr zeitige eine genaue Betrachtung der Schrift weitreichende Rückwirkungen auf die Sprachwissenschaft:

Kann also die Grammatologie sich von der Linguistik mit Recht eine echte Hilfe versprechen, nach welcher sie in Wirklichkeit kaum je verlangt hat? Läßt sich nicht umgekehrt im Verhältnis zwischen gesprochenem Wort und Schrift eine metaphysische Voraussetzung herauschälen, die erfolgreich gerade in der Bewegung am Werk ist, über die die Linguistik sich als Wissenschaft etabliert hat? Würde diese Voraussetzung der Konstituierung einer allgemeinen Wissenschaft von der Schrift nicht im Wege stehen? Würde die Landschaft, in der sich die Linguistik friedlich eingerichtet hat, durch die Freilegung dieser Voraussetzung nicht völlig durcheinandergeraten? Zum Besseren wie zum Schlechteren? Zugunsten der Verblendung wie der Produktivität? Dieser Art ist die zweite Frage, auf die wir im folgenden eingehen möchten. Es soll versucht werden, sie am Vorhaben und an den Texten Ferdinand de Saussures als einem bevorzugten Beispiel zu präzisieren. (G 51f./F 44)

²³⁸ „So befreiend und unwiderlegbar die Glossematik auch in einigen ihrer Aspekte ist, muß sie dennoch mit einem traditionellen Schriftbegriff operieren. [...] Die Urschrift aber wäre in der Form und der Substanz nicht nur des graphischen, sondern auch des nicht-graphischen Ausdrucks am Werk. [...] In der Systematik Hjelmslevs konnte dies an keiner Stelle thematisiert werden.“ (G 105). Erneut fällt an dieser Stelle auf, daß sich Derridas Überlegungen zur Sprachwissenschaft fast ausschließlich im Bereich des strukturalistischen Paradigmas bewegen.

Ich habe diesen Prozeß im Verlauf von Kap. 4.2 verfolgt. Entsprechend der zitierten Ankündigung geht aus Derridas dekonstruktiver Untersuchung Saussures im Hinblick auf dessen Behandlung der Schriftthematik eine neue grammatologische Konzeption hervor, welche die Linguistik als Teilbereich umfassen soll und deren zeichentheoretische Grundlegung radikal umformuliert. Wie es scheint, wird dadurch jedoch eine *Sprachwissenschaft* im herkömmlichen Sinn unmöglich oder zumindest wertlos. Diese Konsequenz wird zwar von Derrida nicht *expressis verbis* gezogen, resultiert aber unmittelbar aus dem Gesagten: Wenn die Linguistik einen Teil der neuen Grammatologie darstellen soll, diese aber nicht als Wissenschaft konzipiert werden kann, muß dies auch für die Linguistik gelten.²³⁹ Der transwissenschaftliche Charakter der Urschrifttheorie – Derrida spricht auch von „Meta-Wissenschaftlichkeit“ und „Meta-Rationalität“ (vgl. G 156) – wird hingegen explizit statuiert:

Die Graphematik oder die Grammatographie dürften nicht länger als Wissenschaften dargestellt werden; das von ihnen Gemeinte hätte in exorbitanter Weise über den Horizont eines *grammatologischen Wissens* hinauszureichen. (G 130/F 109)

Leider verwendet Derrida die hier ausnahmsweise benutzten Termini „Graphematik“ und „Grammatographie“ nicht konsequent zur Abgrenzung von traditioneller Grammatologie. Sie stehen aber mit ihrer auch lexematischen Abwendung vom Logos und seinen Derivaten in einer Reihe ähnlicher Vorkehrungen, wie z.B. der häufigen Substitution von „Logik“ durch „Graphik“ in verschiedenen Werken Derridas (vgl. Kap. 8). Dementsprechend lautet das Fazit seiner Überlegungen zur neuen „Grammatologie als positive[r] Wissenschaft“ im letzten Satz von G I: „Grammatologie, Denken, das noch eingemauert bliebe in der Präsenz.“ (G 170/F 142)

²³⁹ Konsequenterweise negiert Derrida die Relevanz seiner Überlegungen für eine in diesem Sinn wissenschaftliche Linguistik (d.h. bei Derrida immer eine strukturalistisch verstandene Systemlinguistik): „Der Begriff der Urschrift vermöchte die wissenschaftliche, positive und (im Sinne Hjelmslevs) ‘immanente’ Beschreibung des Systems [der Sprache; J.L.] selbst um nichts zu bereichern, [...].“ (G 105) Auch für eine empirisch orientierte Sprachwissenschaft würde aber Derridas Vorbehalt gegenüber dem metaphysischen Erfahrungsbegriff gelten: „Seit je hat ‘*Erfahrung*’ das Verhältnis zu einer Präsenz charakterisiert, [...].“ (G 106/F 89, vgl. auch die anschließende Erläuterung) Die Eröffnung eines diesbezüglich neuen sprachtheoretischen Horizonts deutet sich in Derridas „Afterword. Toward An Ethic of Discussion“ an. Derrida erklärt dort, seine Grammatologie sei immer schon eine Art Pragmatik gewesen, die jedoch mit der gleichnamigen sprachwissenschaftlichen Disziplin aufgrund deren zahlreicher dekonstruktionsbedürftiger Voraussetzungen nicht gleichzusetzen („simply homogeneous“) sei. Die hier angekündigte „Pragmatologie“ hat Derrida meines Wissens nicht ausgearbeitet (vgl. Derrida 1988, 159, Anm. 16).

Die Verstricktheit in den Verblendungszusammenhang der abendländischen Metaphysik ist jedoch im Bereich der traditionellen Grammatologie noch weit größer, wie Derrida in einer kursorischen Betrachtung (vgl. G 132-148) zu belegen versucht. Dabei führt er als besonders bedeutsame Tatsache an, daß die alte 'theologische' Schriftdeutung, welche einige heilige, gottgegebene Ursprachen und -schriften annimmt (üblicherweise Hebräisch und Griechisch), aus denen sich alle anderen entwickelt hätten, kein beliebiges Vorurteil gewesen sei, sondern „das Haupthindernis für jegliche Grammatologie“²⁴⁰ (G 133), welches keine bisherige Aufarbeitung der Geschichte der Schrift habe überwinden können.²⁴¹ Insbesondere die Alphabetschriften seien von ihren Benutzern, die durch sie in besonderer Weise „von diesem Theologismus verblendet waren“ (G 133), nicht adäquat zu behandeln gewesen.

Auch nach der Entzifferung außereuropäischer Schriften, insbesondere des Chinesischen und Ägyptischen im 19. Jahrhundert, habe es jedoch gegen allen Anschein keine echte Veränderung gegeben. Durch die Begeisterung für das Chinesische und Ägyptische im Rahmen des Projekts einer Universalsprache und/oder Universalschrift – von Derrida hier in erster Linie mit den Namen Leibniz und Kircher assoziiert und als rationalistische *chinesische* bzw. mystizistische *hieroglyphische Illusion* qualifiziert²⁴², – sei die logozentrische Determination nur scheinbar aufgehoben worden. Zwar habe man die Eignung der erwähnten Schriften als Muster einer philosophischen Universalsprache und Universalschrift aus dem ihnen unterstellten nicht-phonetischen Charakter abgeleitet, sei jedoch dem Logozentrismus dadurch nicht entkommen:

Trotz aller Unterschiede, die die einzelnen Entwürfe zu einer Universalsprache oder Universalschrift in dieser Epoche aufweisen [...], ist doch der Begriff des einfachen Absoluten darin immer notwendig und

²⁴⁰ Gemeint ist offenbar die Grammatologie im neuen Sinn.

²⁴¹ Derrida gibt dazu keine weitere Erklärung, offenbar spielt er aber auf den in Kap. 4 erläuterten „Phonozentrismus“ als säkulare metaphysische Nachfolgeinstanz der 'theologischen' Sichtweise von der Gegebenheit des Sinns im Geist Gottes an.

²⁴² Das illusionäre Moment besteht in der (nach Derrida nicht zufälligen) Verkennung der phonetischen Anteile dieser Schriften: „Zur gleichen Zeit wie das 'chinesische Vorurteil' hatte ein 'hieroglyphistisches Vorurteil' dieselbe Wirkung hervorgerufen, nämlich interessierte Verblendung.“ (G 142/F 119) Ihre Qualifikation als 'rationalistisch' bzw. 'mystizistisch' bezieht sich auf Leibniz' Einschätzung der chinesischen Schrift als besonders philosophisch (wegen ihres angeblich an der sich ändernden Lautsprache vorbei direkt auf das unveränderliche Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zueinander zielenden Charakters) und Kirchers Aufladung der Hieroglyphen mit der Kraft, natürliche oder spirituelle Erkenntnisse quasi epiphanisch zu vermitteln. Der metaphysische Einschlag ist in beiden Fällen nicht zu übersehen, was Derrida zu dem Urteil veranlaßt, die „Dezentrierung“ der phonozentrischen Schrifttheorie durch die Begegnung mit dem Chinesischen und Ägyptischen habe sich selbst in ihre Grenzen gewiesen und sich „auf a-historischem Boden“ rezentriert (vgl. G 134), wobei Rationalismus und Mystizismus in ihrem appropriativen Gestus parallel gewirkt hätten: „Beide besetzen die Schrift des Anderen mit vertrauten Schemata.“ (G 143)

unabdingbar am Werk. Es ließe sich ohne weiteres zeigen, daß er immer auf eine infinitistische Theologie und auf den Logos oder den unendlichen Verstand Gottes verweist. (G 139/F 116f.)

Auch nachdem die genannten Mißverständnisse über die erwähnten nicht-alphabetischen Schriften durch Fréret und Warburton im wesentlichen korrigiert wurden, der Weg für eine adäquate Systematik des Verhältnisses zwischen Schrift und gesprochenem Wort also frei gewesen wäre, bleibe jedoch die allgemeine Historiographie der Schrift in ihren klassifikatorischen Teilen „[...] für lange Zeit von theoretischen Begriffen bestimmt [...], die nur unzureichend mit den gewaltigen Entdeckungen Schritt halten können“ (G 144):

In allen Allgemeinen Geschichten oder Typologien der Schrift stößt man zum Beispiel an manchen Stellen auf ein Zugeständnis, welches P. Berger, der in Frankreich als erster eine große *Histoire de l'écriture dans l'antiquité* (1892) verfaßte, einmal zu der Feststellung veranlaßte: „In den meisten Fällen stimmen die Fakten nicht mit den Unterscheidungen überein, welche ... nur theoretisch sind“ (p. xx). (G 145)

Insbesondere das vom phonetischen Modell bestimmte *instrumentalistische* und *technizistische* Schriftverständnis sei noch allenthalben nachweisbar, obwohl es seit der Bekanntheit mit den besagten außereuropäischen Schriften eigentlich unhaltbar geworden war. Ich zitiere eine längere Passage, in der Derrida eine beeindruckende Liste der für ihn inakzeptablen Implikationen einer derartigen instrumentellen Schriftauffassung anführt:

Dieser Instrumentalismus läßt sich jedoch überall nachweisen. Keiner formuliert ihn so systematisch und konsequent wie M. Cohen: Da die Sprache ein „Instrument“ ist, stellt die Schrift das „Zusatzteil zu diesem Instrument“ dar. Die Äußerlichkeit der Schrift gegenüber dem gesprochenen Wort, des gesprochenen Worts gegenüber dem Gedanken und des Signifikanten gegenüber dem Signifikat im allgemeinen könnte nicht besser beschrieben werden. Zu denken gibt jedoch der Preis, den eine Linguistik – oder eine Grammatologie –, die sich, wie im Falle Cohens, als marxistische versteht, damit an eine metaphysische Tradition zahlt; doch wird der gleiche Tribut überall entrichtet: logozentrische Teleologie (ein Pleonasmus); Gegensatz zwischen Natur und Institution; Spiel von Differenzen zwischen Symbol, Zeichen, Abbild usw.; ein naiver Begriff der Repräsentation; ein unkritisch übernommener Gegensatz zwischen Sensiblem und Intelligiblem, zwischen Seele und Leib; ein objektivistischer Begriff des Körpers und der Verschiedenartigkeit der sinnlichen Funktionen (die „fünf“ Sinne als sowohl dem Sprechenden wie dem Schreibenden verfügbare Werkzeuge); der Gegensatz zwischen Analyse und Synthese, dem Abstrakten und dem Konkreten, der eine entscheidende Rolle in den von

von J. Février und M. Cohen vorgeschlagenen Klassifikationen und in der um sie entstandenen Kontroverse spielt; ein Begriff des Begriffs, an dem die klassische philosophische Reflexion fast spurlos vorübergegangen ist; eine Bezugnahme auf das Bewußtsein und das Unbewußte, die ganz entschieden eine umsichtigeren Verwendung dieser Begriffe und eine stärkere Berücksichtigung der durch sie thematisierten Untersuchungen erforderlich machen würde; ein Zeichenbegriff, der von der Philosophie, der Linguistik und der Semiologie kaum problematisiert wird.²⁴³ (G 145ff./F 122f.)

Erst in neuerer Zeit deuten sich nach Derrida zaghaft die Konturen einer Grammatologie an, deren theoretische Grundlagen und Perspektiven nicht mehr den Humanwissenschaften oder – was laut Derrida etwa auf dasselbe hinausläuft – der traditionellen Metaphysik entstammen. Derrida nennt hier in erster Linie André Leroi-Gourhan und seine Umkehrung des Verhältnisses zwischen dem Menschen und der Schrift. Leroi-Gourhan konzipiert die Schrift nicht mehr als Vermögen des Menschen, sondern entwickelt unter dem Namen ‘*gramma*’ eine übergeordnete Einheit, in deren Perspektive der Mensch als ein Abschnitt oder eine besondere Figuration in der Geschichte des Lebens erscheint:

Von der „Genschrift“ und den programmatischen „Kurzsträngen“, die das Verhalten der Amöben und der Anneliden regeln, bis zur Überwindung der dem Logos und einem bestimmten *homo sapiens* zugeordneten alphabetischen Schrift strukturiert die Möglichkeit des *gramma* die Bewegung seiner Geschichte nach eindeutig originalen Ebenen, Typen und Rhythmen. (G 149)²⁴⁴

Différance, Spur, Programme und Speicherungsmöglichkeiten gewinnen in dieser Sicht und im Verein mit den entsprechenden technischen Entwicklungen eine Unabhängigkeit vom menschlichen Gedächtnis und Bewußtsein, die sie einen Schritt weiter aus dem Bannkreis der Humanwissenschaften und der logozentrischen Metaphysik heraustreten lassen:

[D]iese Speicherung konstituiert und tilgt²⁴⁵ in einer einzigen Bewegung die sogenannte bewußte Subjektivität, ihren Logos und ihre theologischen Attribute. (G 150/F 126)

²⁴³ Vgl. G/F 123: „[...] une notion de signe que la philosophie, la linguistique et la sémiologie éclairent rarement et faiblement.“

²⁴⁴ Entgegen dem Eindruck dieser Inanspruchnahme durch Derrida handelt es sich bei Leroi-Gourhans ausgezeichnete Abhandlung „Hand und Wort“ (dt. 1980) um eine durchaus traditionelle, wenngleich perspektivisch sehr weitgespannte Arbeit.

²⁴⁵ Eine der seltenen Erläuterungen zu der von Derrida häufig gebrauchten paradoxen Figur des „ermöglicht und verunmöglicht zugleich“ findet sich (am Beispiel der Iterabilität) in Derrida (1988, 129f.).

Des weiteren eröffne Leroi-Gourhans Rekonstruktion der Verdrängung des „mehrdimensionalen mythischen Denkens“ (G 153) und des ihm zugehörigen Mythogramms durch den Prozeß der *Linearisierung* den Blick auf die Relativität des linearen Schriftmodells²⁴⁶, von dessen analytischem Instrumentarium Philosophie und Wissenschaft mehrerer Jahrtausende bestimmt worden seien (vgl. G 154, Anm. 34).²⁴⁷ Dieser Ansatz impliziert für Derrida eine Übereinstimmung von größter Wichtigkeit hinsichtlich seines eigenen Vorhabens:

Wenn als gesichert gelten darf, daß die Linearität der Sprache nicht ohne den vulgären und weltlichen Begriff der Zeitlichkeit [...] auskommt, der, wie Heidegger nachgewiesen hat, die ganze Ontologie von Aristoteles bis Hegel im Innersten determiniert²⁴⁸, dann kann die Betrachtung der Schrift nicht länger von der Dekonstruktion der Geschichte der Philosophie getrennt werden. (G 153)

Allerdings ist das nichtlineare Denken trotz seines Bruchs mit der traditionellen Wissenschaft nicht als Rückkehr zur Mythographie zu verstehen. Die Analyse der Schrift und ihrer Geschichte zielt vielmehr auf eine bislang nur antizipatorisch anzudeutende „Meta-Rationalität“ oder „Meta-Wissenschaftlichkeit“ (G 156), die von Derrida emphatisch jenseits zentraler Determinanten des heutigen Denkens angesiedelt wird: „In ein und derselben Geste überschreitet sie den *Menschen*, die *Wissenschaft* und die *Zeile*.“ (G 156/F 131) In diesen Bereich versucht Derrida mit seiner Theorie einer allgemeinen Schrift vorzudringen.

²⁴⁶ Bemerkenswert (weil in dieser Phase selten) in ihrer Implikation politischer Relevanzen und anscheinend sogar marxistisch tingiert ist Derridas Begründung für die seit neuerem sich vergrößernde Möglichkeit, der philosophischen Linearitätsblindheit (vgl. G. 153) zu entgehen. Nach Derrida entsteht diese Perspektive nicht zufällig in dem Moment, da die Linearität „[...] ihre Unterdrückung lockert, weil sie allmählich die lange Zeit von ihr begünstigte technische und wissenschaftliche Ökonomie zu sterilisieren beginnt. [...] Seit langem befand sich ihre Möglichkeit mit der der Ökonomie, der Technik und der Ideologie in einer strukturalen Übereinstimmung, die in den Prozessen der Schatzbildung, der Kapitalisierung, des Seßhaftwerdens, der Hierarchisierung und der Ideologiebildung der schreibenden oder über Schreiber verfügenden Klassen erkennbar wird.“ (G 153/F 128f.)

²⁴⁷ Mit der Perspektive der Linearität ist in Derridas Auffassung das adäquate Instrument der Schriftklassifikation gegeben: „Der Begriff der *Linearisierung* ist weitaus wirksamer, genauer und inhärenter als alle anderen, welche man gewöhnlich für die Klassifikation der Schriften und zur Beschreibung ihrer Geschichte heranzieht (Piktogramm, Ideogramm, Buchstabe usw.).“ (G 152) Gegen den von Leroi-Gourhan rekonstruierten Linearisierungsprozeß gilt es laut Derrida, die diesen von Anfang an konterkarierenden Momente der „Diskretion, *différance*, Verräumlichung“ sichtbar zu machen (vgl. G 153).

²⁴⁸ Vgl. SZ 420-436 sowie Rdg 53-84.

6 Urschrift, Spur und Différance

Wie in Kap. 4 dargestellt wurde, ist das eigentliche Grundthema der „Grammatologie“ der Versuch, die Präsenzmetaphysik mit Hilfe des Zeichens zu dekonstruieren. Dem Zeichen – und besonders der Schrift – fällt dabei die Aufgabe zu, sowohl Ansatzpunkt als auch Treibmittel dieser Dekonstruktion zu bilden. Es wurde deutlich, daß Derrida auch Saussures Theorie des sprachlichen Zeichens als in Teilen phonozentrisch und präsenzbestimmt deutet. Ausschlaggebend dafür sind im wesentlichen die binäre Zeichenkonstruktion, die nach Derrida die Annahme eines transzendentalen Signifikats impliziert, sowie die Ausgrenzung der – ethnozentrisch nur als phonetische berücksichtigten – Schrift aus dem „inneren System“ der Sprache. Diese Ausgrenzung begreift Derrida als die (zum Beispiel bei Platon und Rousseau vorgezeichnete) traditionelle Geste der abendländischen Philosophie, welche auf der illusionären Figur der „sinntransparenten *phonè*“ basiert, die bei Saussure (allerdings nur in der veröffentlichten Fassung des „Cours“) als „natürliches Band“ zwischen Laut und Bedeutung figuriert.

Andererseits fördert die dekonstruktive Erarbeitung dieser metaphysischen Merkmale auch Saussures gegenläufige Ansätze zutage, die auf eine Überwindung der metaphysischen Geschlossenheit der abendländischen *episteme* vorausdeuten. Hier ist vor allem die These von der differentiellen Formation der Elemente des Sprachsystems, sowohl ausdrucks- als auch inhaltsseitig, zu nennen. Als Resultat dieser Untersuchungen propagiert Derrida eine Umkehrung des Verhältnisses zwischen Signifikat und Signifikant. Der exemplarische Signifikant, die Schrift, soll nicht nur innerhalb der Sprache seinen theoretischen Platz finden, sondern sogar zum Oberbegriff für Sprache, auch gesprochene, und überhaupt jedes Zeichensystem werden (siehe unten). Dementsprechend übernehme die Schriftwissenschaft den systematischen Ort, den Saussure der Semiologie zuweist:

Durch eine Substitution, die keineswegs bloß verbal wäre, müßte man also im Programm des *Cours de linguistique générale* das Wort *Semiologie* durch *Grammatologie* ersetzen:

„Wir werden sie [Grammatologie] nennen ... Da sie noch nicht existiert, kann man nicht sagen, was sie sein wird. Aber sie hat Anspruch darauf, zu bestehen; ihre Stellung ist von vornherein bestimmt. Die Linguistik ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft, die Gesetze, welche die [Grammatologie] entdecken wird, werden auf die Linguistik anwendbar sein.“ (p. 33/p. 19) (G 88f./F 74)²⁴⁹

²⁴⁹ Ein, wie ich finde, gelungener Schachzug, die Unbestimmtheit der eigenen Aussagen durch den performativen Verweis auf Saussures ähnlich ankündigenden Gestus indirekt abzusichern.

6.1 Die Urschrift als Vollendung der Dekonstruktion des binären Zeichens

Mit dieser Hierarchieumkehr vollzieht Derrida den zweiten Schritt im Rahmen des in Kap. 3.2 gegebenen Ablaufschemas der Dekonstruktion in bezug auf das Verhältnis zwischen gesprochener und geschriebener Sprache. Dieser wird jedoch mit dem dritten, der Umstrukturierung des gesamten dekonstruierten Bereichs und der internen Ordnung seiner Begrifflichkeit, verbunden. Die Schrift, das „Zeichen des Zeichens“, wird als allgemeines Prinzip der Rede vorgeordnet, die Formel hat jedoch einen neuen Sinn angenommen: *Zeichen des Zeichens* trifft insofern das Wesen aller Sprachsysteme, als Derrida in Konsequenz seiner Analysen das Zeichen nicht mehr als Einheit aus Signifikat und Signifikant konzipiert, sondern mit dem Modell des unendlichen Verweises arbeitet. In dieser neuen Perspektive ist also jedes Zeichen Schrift. Die klarste Formulierung Derridas hierzu findet sich als Vorausnahme im Zusammenhang der Argumentation gegen Saussures Schriftausschluß aus dem Gegenstandsbereich der Sprachwissenschaft:

Das System der Schrift im allgemeinen ist dem System der Sprache im allgemeinen nicht äußerlich [...]. Die Schrift ist nicht Zeichen der Zeichen, es sei denn, was schon in einem tieferen Sinne wahr wäre, man behauptet dies von jedem Zeichen. Wenn jedes Zeichen auf ein Zeichen verweist, und wenn 'Zeichen der Zeichen' Schrift bezeichnet, dann werden sich bestimmte Schlußfolgerungen [...] nicht vermeiden lassen. (G 75f.)

Es versteht sich, daß damit dem Schriftbegriff eine völlig neue Funktion und Bedeutung zuwächst, die den Bereich der alten Schrift weit überschreitet.²⁵⁰

Diese **Urschrift**²⁵¹ ist der Gegenstand der oben angesprochenen neuen „allgemeinen Grammatologie“. Ihr obliegt die angesprochene theoretische Erweiterung und Ersetzung der bisherigen, linguistik-dominierten Semiologie. Sie soll darüber hinaus durch die Einsetzung des (graphischen) Signifikanten in die ihm gebührende theoretische Stellung den Phonozentrismus und die damit verbundene Orientierung auf das Signifikat, das heißt das Denken der Präsenz und mithin die abendländische Episteme insgesamt er-

²⁵⁰ Entsprechend ergänzt Derrida seine These von der generalisierten Schrift, die die gesprochene Sprache einschließe, durch den Zusatz: „Doch setzt das einen modifizierten Schriftbegriff voraus, den wir vorerst nur antizipieren können.“ (G 97)

²⁵¹ Mit dem Konzept der Urschrift sind die Begriffe *Spur* und *différance* engstens verknüpft. Sie werden in der Literatur meist unexpliziert verwendet und erfahren daher hier wenngleich keine definitonische Festschreibung, so doch eine ausführliche Diskussion.

schüttern.²⁵² Wie üblich konfrontiert Derrida die alte Theorie nicht mit einem alternativen Entwurf, sondern entwickelt aus ihr, wie in den vorausgegangenen Kapiteln gezeigt, dekonstruktiv das Konzept der Urschrift.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, daß Derridas neues Schriftkonzept²⁵³ insbesondere eine Bedingung erfüllen muß, um von den präsenzmetaphysischen Bedingtheiten der alten Zeichentheorie frei zu bleiben: Sie darf kein (wie gesehen für Derrida letztlich immer transzendentes) Signifikat enthalten. Es lassen sich nun der zweite und der dritte Schritt der Dekonstruktion des metaphysischen Zeichenbegriffs genauer erkennen: Die Umkehrung der internen Hierarchie zwischen den Gliedern der ihn tragenden Opposition dispensiert das Signifikat und setzt statt seiner den Signifikanten als primäres und in gewissem Sinn einziges Element. Das Signifikat der alten Theorie erweist sich als verkappter Signifikant, während die Schrift als exemplarischer Signifikant nun das Wesen der Sprache erfaßt, dies jedoch in einem neuen Sinn:

Nicht daß das Wort „Schrift“ aufhörte, den Signifikanten des Signifikanten zu bezeichnen; in einem ungewohnten Licht wird aber deutlich, daß „Signifikant des Signifikanten“ nicht länger eine akzidentelle Verdopplung und abgefallene Sekundarität definiert. „Signifikant des Signifikanten“ beschreibt im Gegenteil die Bewegung der Sprache – in ihrem Ursprung; [...]. Das Signifikat fungiert darin seit je als ein Signifikant. Die Sekundarität, die man glaubte der Schrift vorbehalten zu können, affiziert jedes Signifikat im allgemeinen, affiziert es immer schon, das heißt *von Anfang, vom Beginn des Spieles an*. Es gibt kein Signifikat, das dem Spiel aufeinander verweisender Signifikanten entkäme, welches die Sprache konstituiert. (G 17/F 16)

Die metaphysische Binarität aus Signifikat und Signifikant wird also durch das Modell der *Signifikantenkette* abgelöst, welche Derrida, wie aus dem gerade zitierten Passus zu ersehen, auch als Schrift (im neuen Sinn) auffaßt und entsprechend als ‘Schrift’, ‘Urschrift’ oder ‘*différance*’ apostrophiert.²⁵⁴ Auf der Ebene formaler Betrachtung ist damit

²⁵² Die von Derrida häufig benutzten Formeln „erschüttern“ und „Erschütterung“ sollen offenbar der Tatsache Rechnung tragen, daß die Metaphysik und ihre Begriffe wie gesehen laut Derrida nicht einfach dispensiert, destruiert oder „überboten“ werden können. Statt dessen gelte es, ihre interne Widersprüchlichkeit zu exponieren und so den systematischen Zusammenhalt zu lockern, eben den metaphysischen Gesamtverbund und seine Teile zu „erschüttern“.

²⁵³ Derrida betont, daß die Innovation auf der Ebene der Konzeptualisierung des Vorhandenen liegt. Es geht an dieser Stelle nicht primär darum, den Bereich der Signifikationsformen zu erweitern: „Wir meinen, daß die generalisierte Schrift nicht allein die Idee eines noch zu erfindenden Systems, eines hypothetischen Zeichensystems oder einer zukünftigen Möglichkeit darstellt, sondern glauben im Gegenteil, daß die gesprochene Sprache bereits dieser Schrift zuzurechnen ist. Doch setzt das einen modifizierten Schriftbegriff voraus, [...]“ (G 97/F 81)

²⁵⁴ Die Frage der verschiedenen in diesem Zusammenhang von Derrida benutzten Etikettierungen ist schwer zu überschauen und wird weiter unten noch genauer betrachtet.

die angekündigte Dekonstruktion des Zeichens durch die Schrift²⁵⁵ vollendet. Die alte hierarchische Opposition zwischen Signifikat und Signifikant mit ihrer metaphysischen Implikation eines mit (Sinn-)Präsenz ausgestatteten transzendentalen Signifikats wird von einem neuen, signifikantenbasierten und deshalb als „Schrift“ bezeichneten „Zeichen“modell abgelöst. Jedes Zeichen ist wesentlich Schrift, insofern es als Signifikant auf weitere Signifikanten verweist, wodurch die Schrift ihren Status als sekundäres Zeichensystem verliert und zum Muster der Signifikation überhaupt wird. Entsprechend avanciert die auf eine so als Urschrift begriffene Schrift bezogene neue *Grammatologie* zur Nachfolgerin der Saussureschen allgemeinen Zeichentheorie, der *Semiologie*.

6.2 Die Spur – ein neues Element?

Die in der Literatur ubiquitäre ‘Signifikantenkette’²⁵⁶ und Derridas Behandlung des Signifikantenbegriffs in G bergen eine Problematik, die in der Regel nicht reflektiert und auch von Derrida nur am Rande angesprochen wird. Ein in anderem Zusammenhang geäußerter Einwand Ecos führt genau auf den kritischen Punkt:

Wenn das Zeichen nur durch den Signifikanten erkannt werden kann und wenn das Signifikat nur durch einen Akt der beständigen Substitution des Signifikanten hervortritt, dann scheint die semiologische Kette lediglich eine „Kette der Signifikanten“ zu sein. [...] Die Grundlage dieser Kritik ist in Wirklichkeit ein Mißverständnis, ein Wortspiel. Nur wenn man für „Signifikant“ jedes Mal, wenn der Begriff erscheint, „Signifikat“ einsetzt, wird der Diskurs dieser Theoretiker verständlich. (Eco 1985, 44)²⁵⁷

Die Situation ist nicht ohne Ironie. Während die Pointe der geschilderten Überlegungen Derridas zur Zeichenthematik in der Enttarnung des Signifikats als wesensmäßigem Signifikanten liegt, will Eco aufdecken, daß im Gegenteil die „sogenannte Signifikantenkette“ des Poststrukturalismus²⁵⁸ (Eco 1985, 45) eigentlich eine *Signifikatenkette* dar-

²⁵⁵ „Es gilt also, die Idee des Zeichens durch eine Betrachtung der Schrift zu dekonstruieren, [...]“ (G 128/F 107)

²⁵⁶ Der Ausdruck selbst fällt bei Derrida eher selten, z.B. Pos 56.

²⁵⁷ Der Verdacht, daß dieser beiläufige Angriff wie so oft bei Eco (vgl. Anm. 172) in erster Linie auf Derrida zielt, wird durch die Kapitelüberschrift „Die Dekonstruktion des sprachlichen Zeichens“ (Eco 1985, 39) erhärtet.

²⁵⁸ Eco nennt als Urheber dieser Sichtweise Lacan, der eine Reihe „unterschiedlicher, aber im wesentlichen verwandter Positionen“ (op. cit. 44) nach sich gezogen habe, als deren VertreterInnen man vermutlich die in der Folge genannten Barthes, Derrida und Kristeva unterstellen darf (vgl. Eco 1985, 45). Auch Frank führt übrigens die Idee der – in seinen Worten – „Ausdrucks-kette“ auf Lacan zurück und zitiert jenen Abschnitt der *Ecrits*, in dem tatsächlich von der „chaîne du signifiant“ die Rede ist (vgl. Frank 1984, 86).

stelle. Die Ursache dieser Konfrontation liegt, wie mir scheint, in der von Eco nicht berücksichtigten und von Derrida nur indirekt thematisierten Vermischung zweier Aspekte oder Dimensionen des binären Konzepts. Dabei handelt es sich zum einen um die Gegenüberstellung einer materiellen und einer intelligiblen Form, mit anderen Worten um die Ebene des Ausdrucks und diejenige des Inhalts. In dieser Hinsicht wäre die Idee einer reinen Signifikantenkette in der Tat sinnlos. Sie würde auf eine Zirkulation zwischen Einheiten der Ausdrucksebene hinauslaufen, die aber ohne jede Verbindung zu deren Inhalten und somit bedeutungslos bliebe. Hier ist Ecos Kritik ohne Zweifel berechtigt:

Es muß jedoch klar sein, daß in all den verschiedenen Verschiebungs- und Verdichtungsprozessen, [...] das Zusammenspiel (selbst wenn es auf Assonanzen, Alliterationen, Ähnlichkeiten des Ausdrucks basiert) immer unmittelbar auf die Zusammenfügung der Inhaltseinheiten zurückstrahlt und in Wirklichkeit den Inhalt bestimmt. (Eco 1985, 44f.)

Eco verfehlt jedoch den anderen, für Derrida entscheidenden Aspekt des Verhältnisses zwischen Signifikant und Signifikat, nämlich das Moment der Verweisung. Der ausschlaggebende Unterschied zwischen den beiden Elementen des klassischen Zeichens liegt für Derrida genau in dieser Eigenschaft. Das Signifikat setzt, wie oben zitiert, „letzten Endes dem Verweis von Zeichen zu Zeichen immer eine feste Grenze“ (G 85). Das Signifikat verweist nicht, sondern auf es wird verwiesen. Es erscheint so als Hort einer nicht differentiell konstituierten, sondern präsenten Bedeutung, das heißt als transzendentes Signifikat. Dies zumindest ist Derridas Folgerung aus Saussures Entgegensetzung der beiden Seiten des Zeichens (vgl. Kap. 4.2). Die Idee einer *Signifikatenkette* ist für Derrida undenkbar, da dem Signifikat im traditionellen Sinne keine Verweisungspotenz innewohnt, eine Verkettung mithin keine systematische Ursache haben kann.

Diese Überlegungen und somit auch Ecos Einwand haben selbstredend nur für die Bedingungen dieser Begrifflichkeit im Rahmen der traditionellen Semiologie Gültigkeit. So wie Derridas Inanspruchnahme des Schriftbegriffs mit wesentlichen Parametern dessen herkömmlicher Behandlung bricht²⁵⁹, ist jedoch auch seine (nicht immer als solche gekennzeichnete und daher oft mißverständliche) Neufassung des Signifikanten nur

²⁵⁹ Dies wurde oben im Zusammenhang der Schriftumwertung als dem dritten Schritt der Zeichendeckonstruktion evident, wird von Derrida jedoch auch expressis verbis gesagt: „Natürlich kann man nicht auf denselben Begriff der Schrift zurückgreifen und die Dissymmetrie, die man in Frage gestellt hatte, einfach umkehren. Es geht vielmehr darum, einen neuen Schriftbegriff zu schaffen.“ (Pos 66)

noch sehr bedingt im überkommenen Bezugsrahmen verortet, wodurch die Rede von der Signifikantenkette und vom Signifikanten überhaupt im Zusammenhang der neuen Grammatologie höchstens in einem vorläufigen, der alten Perspektive noch weitgehend verpflichteten Sinn zulässig erscheint. Welche Schwierigkeiten auch Derrida die traditionellen Konnotationen des Signifikantenbegriffs bereiten, die man andererseits erstens nicht per Dekret eskamotieren kann und die ja außerdem den wichtigsten Hebel für die dekonstruktive Erarbeitung der neuen Urschrift liefern, zeigt seine folgende Äußerung:

Dies besagt nicht, daß umgekehrt der Signifikant fundamental oder primär wäre. „Primat“ oder „Priorität“ des Signifikanten wäre ein unhaltbarer Ausdruck; ihn unlogisch gerade in der Logik zu formulieren, die er mit unbestreitbarer Berechtigung destruieren will, wäre absurd. Rechtmäßig kann der Signifikant dem Signifikat niemals vorangehen, denn damit wäre er nicht mehr Signifikant [...]. (G 36/F 32)

Das Element der neuen „Zeichentheorie“, das heißt der Schrift, kann also weder Signifikat (wie Eco meint) noch Signifikant im alten Sinn sein, sondern muß, so läßt sich schließen, eine Mischung aus beiden darstellen. Es handelt sich um einen Term, der jedenfalls kein *transzendentales* Signifikat darstellen kann, da die Verweiskette nirgends abbricht, sondern jedes Element auf andere weiterverweist. So gesehen handelt es sich also tatsächlich um eine Kette von Signifikanten. Andererseits *wird* auf jedes Glied der Kette durch seinen Nachbarn gleichermaßen *verwiesen*, so daß die Elemente in diesem Sinn auch Signifikatcharakter haben.²⁶⁰

Erarbeitet wird dieses abstrakte Modell auf dem Weg einer Radikalisierung der Rolle der Differenz bei Saussure gegen dessen (von Derrida unterstellte) Präsenzgebundenheit aufgrund der Verwendung der Opposition von Signifikant und Signifikat. Wie in Kap. 4.2.1 und 4.2.3.2 gesehen, spielt Derrida Saussures differentielle Konstitution des sprachlichen Zeichensystems gegen die Implikatur eines transzendentalen Signifikats aus. Sowohl inhalts- wie ausdrucksseitig entstehen bekanntlich nach Saussure Einheiten nur in negativer Abgrenzung zu sämtlichen anderen Elementen der jeweiligen Ebene.

²⁶⁰ Die Kettenmetapher ist genau genommen irreführend. Jedes Glied verweist ja gleichzeitig auf *alle* anderen Systemelemente, nicht nur auf ein benachbartes. Vgl. unten das Zitat aus Pos 66f., wo Derrida die Kette mit dem System gleichsetzt und als „Gewebe“ oder „Text“ bezeichnet. Übrigens läßt sich hier auch der Schlüssel für das Verständnis des notorischen „Es gibt kein Text-Außerhalb“ finden, womit keineswegs, wie oft behauptet, ein absurder Textualismus im Sinne einer Negation der außersprachlichen Wirklichkeit propagiert wird (vgl. z.B. Derrida 1988, 137). Vielmehr zielt diese so umstrittene Formulierung unter anderem auf den hier in Rede stehenden Sachverhalt, nämlich die nach Derrida grundsätzliche Unmöglichkeit solitärer, positiver Konstitution von (Id-)Entitäten jeglicher Art.

Dies bedeutet, daß das Signifikat (im alten Sinn) seine Kontur nur durch den *Verweis* auf die anderen ‘*concepts*’ gewinnt. Sein Sinn ist daher nicht präsent, sondern theoretisch nur im Durchgang durch alle anderen Elemente des Systems gegeben.²⁶¹ Die entscheidende Größe stellt dabei die **Spur** dar, die im folgenden von Derrida mit enormer Wichtigkeit ausgestattet wird, *hier* (!) verstanden als Markierung des einzelnen Systemelements durch alle anderen aufgrund seines konstitutiven diakritischen Verhältnisses zu ihnen.

Im Interview mit Kristeva bietet Derrida eine relativ klare Version seiner diesbezüglichen Argumentation (vgl. Pos 64-67), die den in G philosophisch elaborierten und offensiv unscharf konturierten (siehe unten) Spurbegriff mit einer handhabbaren Bedeutungskomponente ausstattet. Neben der Neutralisierung der Lautsubstanz (vgl. Kap. 4.2.3.2) folge aus der konsequenten Anwendung des Saussureschen Differenztheorems,

[...] daß wir jeden Bezeichnungsvorgang als formales Spiel von Differenzen anzusehen haben. Dabei handelt es sich um Spuren. [...] Das Spiel der Differenzen setzt in der Tat Synthesen und Verweise voraus, die es verbieten, daß zu irgendeinem Zeitpunkt, in irgendeinem Sinn, ein einfaches Element als solchen *präsent* wäre und nur auf sich selbst verwiese. [...] Aus dieser Verkettung folgt, daß sich jedes „Element“ – Phonem oder Graphem – aufgrund der in ihm vorhandenen Spur der anderen Elemente der Kette oder des Systems konstituiert. Diese Verkettung, dieses Gewebe ist der Text, [...]. Es gibt nichts, weder in den Elementen noch im System, das irgendwann oder irgendwo einfach anwesend oder abwesend wäre. Es gibt durch und durch nur Differenzen und Spuren von Spuren. Das *gramma* ist alsdann der allgemeinste Begriff der Semiologie – die auf diese Weise zur Grammatologie wird – und entspricht nicht allein dem Bereich der Schrift im engeren und klassischen Sinn, sondern auch dem der Linguistik. (Pos 66f./F 37f.)

Anders als das hier erwähnte *gramma* und Derridas unten ausführlich behandelte Neologismus *différance* stammt der Spurbegriff wie jener der Schrift direkt aus dem dekonstruierten traditionellen Theorieverbund. Derridas Versuch, diese beiden von ihren metaphysischen Implikationen möglichst zu befreien und in Elemente seiner neuen Grammatologie zu transformieren, ist ein aufwendiger Prozeß. Er beinhaltet die terminologische Umschreibung in „Urschrift“ und „Urspur“ und eine, wie sich zeigen wird,

²⁶¹ Eine hilfreiche Elaboration dieses Gedankens liefert Frank (1984, 88-102).

sehr grundsätzliche philosophische Problematisierung, ohne daß hier eine vollständige Ablösung von den alten Konzepten vollzogen werden könnte:

Wir werden uns im weiteren bemühen, diese beiden Begriffe allmählich dem klassischen Diskurs zu entreißen, dem wir sie notwendigerweise entnehmen. Wir wissen von vornherein, daß dieses mühevollen Unterfangen nie einen reinen und absoluten Erfolg zeitigen wird. (G 81)

Hinsichtlich der Schrift ist inzwischen deutlich geworden, wie diese dekonstruktive Neudeutung aufzufassen ist. Gerade ihre (alte) Fassung als „Zeichen des Zeichens“ erfaßt den (neuen) Entwurf einer „signifikatlosen“ Signifikantenkette. Für diese Auffassung der Schrift als Oberbegriff, der auch das gesprochene Wort mit einschließen soll, spielt der Begriff der Spur eine entscheidende Rolle:

Noch bevor er mit der Einkerbung der Gravur, der Zeichnung oder dem Buchstaben, einem Signifikanten also, in Verbindung gebracht wird, der im allgemeinen auf einen von ihm bezeichneten Signifikanten verweist, impliziert der Begriff der Schrift (*graphie*) – als die allen Bezeichnungssystemen gemeinsame Möglichkeit – die Instanz der vereinbarten Spur (*trace instituée*). (G 81/F 68)

Dabei deutet Derrida in einem gewagten Argument die Schrift aufgrund des Saussureschen Arbitraritätsmodells als Prototyp der Bezeichnung schlechthin:

Wenn „Schrift“ Inschrift und vor allem dauerhafte Vereinbarung von Zeichen bedeutet (was den alleinigen, irreduziblen Kern des Schriftbegriffs ausmacht²⁶²), dann deckt die Schrift im allgemeinen den gesamten Bereich der sprachlichen Zeichen. (G 78/F 65)

Der konventionelle Charakter der Verweisungsbeziehung von einem Signifikanten auf ein bestimmtes Signifikat, die „vereinbarte Spur“, bildet also laut Derrida die gemeinsame Grundlage mündlicher wie schriftlicher Bezeichnung. Das ist soweit wenig spektakulär und befindet sich in unstrittiger Übereinstimmung mit Saussure.²⁶³ Dagegen erstaunt die Kennzeichnung des institutionalen Charakters dieser Relation als Proprium der Schrift. Noch im selben Absatz wird jedoch deutlich, daß Derrida hier die (grundla-

²⁶² An dieser Stelle zwingt die Notwendigkeit, seinen neuen Schriftbegriff zu rechtfertigen, Derrida zu einem Verstoß gegen seine sonstige strikte Ablehnung definitiver Praktiken oder gar Wesensbestimmungen. Die Zuflucht zu der Formulierung vom „alleinigen, irreduziblen Kern des Schriftbegriffs“ muß wohl als rhetorisches Ausweichmanöver aufgefaßt werden.

²⁶³ Bei Saussure wird das Kriterium der Arbitrarität geradezu zum Ausweis der Zeichenhaftigkeit. „Natürliche Zeichen“ kann es in dieser Perspektive nicht geben, und folglich schließt Saussure Symbole, etwa im literaturwissenschaftlichen Sinn, genauso aus der Betrachtung des sprachlichen Zeichensystems aus wie jede andere Art primär motivierter Formen (vgl. C 80).

genphilosophisch dimensionierte) Urschrift veranschlagt, die dem Arbitraritätskonzept logisch vorgeordnet sei:

Die Idee der Vereinbarung selbst, also der Arbitrarität des Zeichens, kann vor der Möglichkeit der Schrift und außerhalb ihres Horizontes nicht gedacht werden. Das heißt ganz einfach [sic!] außerhalb des Horizontes selbst, außerhalb der Welt als dem Raum der Einschreibung, als Eröffnung der Emission und der räumlichen *Distribution* der Zeichen, des *geregeltten Spiels* ihrer – auch „lautlichen“ – Differenzen. (G 78)

Die Beziehung zwischen den Begriffen „Spur“ und „Schrift“ – bzw. „Urspur“ und „Urschrift“ ist also außerordentlich eng. Dabei erschwert Derridas unsystematischer Umgang mit dem teils gesetzten, teils mitzudenkenden Präfix „Ur-“ die ordnende Abgrenzung zusätzlich. Auch wenn ihre Behandlung gelegentlich ein Unterordnungsverhältnis anzudeuten scheint²⁶⁴ und der Begriff des „writing“ in der amerikanischen Diskussion klar dominiert²⁶⁵, scheint Derrida Schrift und Spur an vielen Stellen synonym oder zumindest äquivalent zu verwenden. So spricht er etwa beiden die folgenden hochspezifischen Eigenschaften gleichermaßen zu:

Die allgemeine Struktur der unmotivierten Spur läßt innerhalb derselben Möglichkeit, und ohne daß man sie anders als durch Abstraktion trennen könnte, die Struktur des Verhältnisses zum Anderen, die Bewegung der Temporalisierung und die Sprache als Schrift miteinander korrespondieren.²⁶⁶ (G 83)

Die Urschrift, Bewegung der *différance*, irreduzible Ursynthese, die in ein und derselben Möglichkeit zugleich die Temporalisation²⁶⁷, das Verhältnis zum Anderen und die Sprache eröffnet, [...]. (G 105)

Neben einer Vielzahl ähnlicher indirekter Hinweise auf eine Äquivalenz von (*archi-*) *trace* und (*archi-*) *écriture* finden sich jedoch auch gelegentlich explizitere Gleichsetzungen:

Wo und wann verengt sich die Spur – die Schrift im allgemeinen, die dem gesprochenen Wort und der Schrift gemeinsame Wurzel – zur

²⁶⁴ Zum Beispiel G 114 identifiziert die Schrift appositiv als „das Gewebe der Spur“.

²⁶⁵ Auch bei Derrida zeigt sich eine Neigung, vor allem etwa ab Mitte der siebziger Jahre das Etikett „Schrift“ oder „Urschrift“ als einen der Nenner seiner Arbeit zu bevorzugen.

²⁶⁶ Mit der Anspielung auf das „Verhältnis zum Anderen“, dem Temporalisierungsbegriff und der Formel der „irreduziblen Ursynthese“ (im folgenden Zitat) erweist sich die Problematik der Spur ebenfalls als tief im Boden der Derridaschen Auseinandersetzung mit Husserl verwurzelt.

²⁶⁷ Nur die deutsche Übersetzung unterscheidet hier „Temporalisierung“ von „Temporalisation“ im vorliegenden Zitat. Der französische Text (G/F 69 bzw. 88) bietet in beiden Fällen „temporalisation“.

„Schrift“ im geläufigen Sinne? (G 130)

Wenn die Spur [...] zur Bewegung der Bedeutung [signification, G/F 103] selbst gehört, so ist sie *a priori* eine geschriebene Spur, [...]. Diese Spur, Urschrift, ursprüngliche Möglichkeit des gesprochenen Worts, dann der „Schrift“ im engeren Sinn, [...]. (G 123).²⁶⁸

Und ich schlage vor, diese Konstitution der Gegenwart, als „originäre“, und in irreduzibler Weise nicht-einfache, also, *stricto sensu*, nicht-originäre Synthese von Merkmalen [...] Urschrift, Urspur zu nennen. (dif 39/F 14)

Die in der Überschrift dieses Teilkapitels suggerierte Hierarchie zwischen der Schrift als System und der Spur als neuem Element dieses veränderten, grammatologischen „Zeichensystems“ kennzeichnet somit nur einen Aspekt ihres Verhältnisses. Zusätzlich zu *dieser* terminologischen Unschärfe arbeitet Derrida mit einer Reihe weiterer Formeln, deren Grenzen zu den genannten sowie untereinander nicht klar markiert werden.²⁶⁹ Statt dessen strebt Derrida offenbar eine Vernetzung an und präsentiert immer neue Kombinationen, die eine Systematisierung in Form eines hierarchischen Begriffsgefüges verhindern. Ich möchte hier nicht den vermutlich aussichtslosen Versuch unternehmen, Derridas Bezeichnungswirbel in eine systematische Ordnung zu überführen, deren taxonomischer Charakter seinen Intentionen ganz offenbar widersprechen würde. Der programmatische Charakter und der theoretische Status dieser fehlenden begrifflichen Systematik werden jedoch in Kap. 8 erörtert. Statt dessen sollen hier die Begriffe *Spur* und (in Kap. 6.3) *différance* noch einer genaueren Betrachtung unterzogen werden.

Zusätzlich zu seiner eher verwirrenden Verwendungspraxis äußert sich Derrida auch theoretisch zur Wahl dieses Ausdrucks:

Warum [...] *Spur*? Welche Überlegungen haben uns bei der Wahl dieses Wortes geleitet? Mit der Antwort auf diese Frage haben wir schon begonnen. Doch die Frage, wie auch das Wesen unserer Antwort, ist so beschaffen, daß sich ihre jeweiligen Orte unaufhörlich verschieben müssen. Wenn die Wörter und die Begriffe nur in differentiellen Verkettungen sinnvoll werden, so kann man seine Sprache und die Wahl

²⁶⁸ Eine Durchsicht der einschlägigen Stellen zeigt, daß zumindest in G die oben angekündigte Vorgehensweise, Spur- und Schriftbegriff „dem klassischen Diskurs zu entreißen“, sich im Fall der Schrift häufiger auch terminologisch in der Verwendung von „Urschrift“ manifestiert. Die Verschiebung des Spurbegriffs zur Urspur findet demgegenüber, wie u.a. die zitierten Passagen zeigen, überwiegend auf inhaltlicher Ebene statt, auch wenn Derrida diesbezüglich ausführt: „Folglich muß man, um den Begriff der Spur dem klassischen Schema zu entreißen, [...], von einer ursprünglichen Spur oder Ur-Spur sprechen.“ (G 108/F 90)

²⁶⁹ Vgl. als ein Beispiel unter vielen: „[D]iese Bewegung der *Differenz selbst*, die wir aus strategischen Gründen als *Spur (trace)*, *Aufschub (réserve)* oder *différance* bezeichnet haben, dürfte nur in der historischen Geschlossenheit [...] Schrift genannt werden.“ (G 169). In und jenseits der G wird diese Kette durch eine Reihe weiterer „Begriffe“ (*pharmakon*, *supplement*, *hymen* und andere) fortgeführt, vgl. dazu z.B. Derrida (1988, 155, Anm. 2), dif 38 sowie die Kap. 6.3, 7 und 8 dieser Arbeit.

der Ausdrücke nur innerhalb einer Topik und im Rahmen einer historischen Strategie rechtfertigen. Mit anderen Worten, eine solche Rechtfertigung kann niemals absolut und endgültig sein. (G 122/F 102)

Ohne daß es also möglich oder (in Derridas Perspektive) wünschenswert wäre, den Spurbegriff semantisch ohne Rest zu bestimmen, halte ich es für wichtig, dem bisher Gesagten zwei Bestimmungen hinzuzufügen, die geeignet sind, ein Licht a) auf den „strategischen“ Wert des Terms und b) seine phänomenologischen Wurzeln zu werfen.

a) Derrida selbst erläutert im Zusammenhang mit seiner oben zitierten Festlegung auf eine bloß historisch-strategische Legitimität der eigenen Ausdruckswahl das Statut der Spur:

Außer den bereits definierten Gegebenheiten haben uns zu dieser Wahl eine Reihe zum Diskurs der Epoche gehöriger Gegebenheiten gedrängt. Das Wort *Spur* muß von sich aus auf eine Anzahl moderner Diskurse Bezug nehmen, deren Macht wir zwar berücksichtigen müssen, was aber nicht heißt, daß wir sie in ihrer Totalität hinnehmen wollen. Doch stellt das Wort *Spur* mit ihnen diejenige Verbindung her, die wir für die sicherste halten und die es uns erlaubt, mit jenen Entwicklungen umzugehen, die sich auf den betreffenden Gebieten als wirksam erwiesen haben. (G 122f.)

Mit der Verwendung des Ausdrucks „Spur“ zielt Derrida also auf eine Bündelung der im Sinne seiner Aufarbeitung der Metaphysik progressiven Elemente des zeitgenössischen Denkens. Derrida verweist auf „den Anschein, als ob dieser Begriff heute in allen wissenschaftlichen Disziplinen, namentlich der Biologie, vorherrschend und unreduzierbar wäre“, auf die Form, in der die Spur „im Diskurs Nietzsches und Freuds in Erscheinung tritt“²⁷⁰, sowie auf den Spurbegriff Levinas', dessen präsenzkritische Stoßrichtung er (mit einer „Heideggerschen Intention“ kombiniert) für die „Erschütterung einer Ontologie, die in ihrem innersten Verlauf den Sinn von Sein als Präsenz und den Sinn von Sprache als erfüllte Kontinuität des gesprochenen Wortes bestimmt hat“, nutzen

²⁷⁰ Eine ausführliche Diskussion des (ursprünglich neurologischen) Spurbegriffs bei Freud und seiner präsenzkritischen Implikationen gibt Derrida in „Freud und der Schauplatz der Schrift“ (SD 302-350, vgl. bes. 302-315). In einer Dekonstruktion metaphorischer Modelle bei Freud „[...] die weder der gesprochenen Sprache, den sprachlichen Formen, noch der phonetischen Schrift entlehnt sind, sondern einer Graphie, die nie der Rede unterworfen, ihr äußerlich oder nachträglich ist“ (SD 305/F 296), zeigt Derrida die Verbindung zwischen Freuds Spurbegriff, der für seine Erklärung des Gedächtnisses eine zentrale Rolle spielt, und einer 'graphischen' Konzeption der Psyche. Besondere Bedeutung kommt dabei den Äußerungen Freuds über den „Wunderblock“ als Bild des psychischen Apparates zu (vgl. SD 306-311). Übrigens betont Derrida auch hier die Auslöserfunktion Husserls: „Die Begriffe einer ursprünglichen 'Differenz' und *Verspätung* haben sich uns aus einer Lektüre Husserls aufgenötigt.“ (SD 312, Anm. 11)

möchte.²⁷¹ (Alle G 123) Es kann mithin nicht überraschen, daß ein Begriff, der die Korrespondenz zwischen derart verschiedenen Disziplinen, Denkweisen und thematischen Fokussierungen etablieren soll und an deren unterschiedlichen kontextuellen Determinierungen partizipiert, sich einer exakten semantischen Fixierung widersetzt.

Aufschlußreich, wenngleich problematisch, erscheint die oben zitierte *allgemeine* Begründung für die Wahl des Spurbegriffs. „Das Wort *Spur*“, heißt es dort, müsse „von sich aus auf eine Anzahl moderner Diskurse Bezug nehmen“. In dem anscheinenden Automatismus dieser Bezugnahme deutet sich ein Sprachmodell an, in dem die unterschiedlichen Bedeutungen eines Ausdrucks durch diesen Ausdruck miteinander auch in der Sprachpraxis und nicht nur im Lexikon in Verbindung stehen.²⁷² Die durch den gemeinsamen Signifikanten geschaffene Einheit wird dabei von Derrida gegenüber der üblichen kontextbezogenen Diversifikation seiner Polysemie betont, ein Ausdruck der in dieser Arbeit thematisierten Aufwertung des Signifikanten gegenüber dem Signifikat. Unklar bleibt jedoch der Einfluß der konkreten Sprachpraxis auf diese Effekte des Sprachsystems. Offenbar behält sich Derrida im hier betrachteten Beispiel ja eine selektive Akzeptanz dieser Effekte vor („was aber nicht heißt, daß wir sie in ihrer Totalität hinnehmen wollen“).²⁷³ Der „strategische“ Umgang mit dem Signifikanten *Spur* offenbart so indirekt ein theoretisches Defizit (nicht nur) Derridas, das die Ergänzungsbedürftigkeit des systemlinguistischen (post-)strukturalistischen Paradigmas durch eine pragmalinguistische Theorie der *parole* demonstriert.

b) Neben diesen sprachtheoretischen Implikationen weist Derridas Spurbegriff deutliche Zeichen seiner Auseinandersetzung mit Husserl auf. Diese wird besonders im Prozeß seiner Adaption der Spur an ihre neue Funktion virulent. Wie oben erwähnt, beabsichtigt Derrida, sie – wie die Schrift – „dem klassischen Diskurs zu entreißen“. (G 81) Die Problematik der Verwandlung der traditionellen Spur in die neue Urspur wirft dabei die Frage nach dem Verhältnis zwischen der Spur und dem, wovon sie Spur ist, ihrem Ursprung, auf. Diese Frage wird von Derrida ganz in den Kontext seiner Auseinandersetzung mit der Husserlschen Ursprungsphilosophie gestellt:

²⁷¹ Soweit ich sehe, löst Derrida diese Ankündigung nicht konkret ein. Vgl. aber seine große Levinas-Studie „Gewalt und Metaphysik“ (SD 121-235, bes. 155ff.).

²⁷² Vgl. dazu ausführlicher Teile von Kap. 7 sowie Kap. 8.

²⁷³ Vgl. hierzu auch Derridas Unklarheit bei der verwandten Frage des Verhältnisses zwischen den Aussageintentionen eines Autors und den von ihm nicht beherrschbaren Kräften seiner *langue* in PP (Kap. 7.3).

Folglich muß man, um den Begriff der Spur dem klassischen Schema zu entreißen, welches ihn aus einer Präsenz oder einer ursprünglichen Nicht-Spur ableitete und ihn zu einem empirischen Datum abstempelte, von einer ursprünglichen Spur oder Ur-Spur sprechen. Und doch ist uns bewußt, daß dieser Begriff seinen eigenen Namen zerstört, und daß es, selbst wenn alles mit der Spur beginnt, eine ursprüngliche Spur nicht geben kann.^{Anm}

Anm.: In der Einleitung zu *L'origine de la géométrie* von Husserl, 1962, p. 60, haben wir versucht einen Argumentationsrahmen für diese Kritik des (empirischen und/oder transzendentalen) Ursprungsbegriffs im allgemeinen zu finden. (G 108/F 90)

Das Konzept der Ur-Spur erweist sich als untrennbar vom Hintergrund der transzendentalen Meditation des Ursprungs bei Husserl.²⁷⁴ Es überrascht daher nicht, in Derridas Äußerungen zum Thema Spur fast durchgehend expliziten oder impliziten diesbezüglichen Verweisen zu begegnen. So weist zum Beispiel der folgende Passus über die differenzielle Konzeption der Ausdrucksebene des sprachlichen Systems bei Saussure mit der Verwendung des Reduktionsbegriffs²⁷⁵, dem Verweis auf eine Ursynthese und dem auf die Abhängigkeit der Differenz von der inneren Zeiterfahrung gleich drei Husserl-Indices auf:

Der Appell an die Differenz als Reduktion der Lautsubstanz kommt hier voll zum Tragen. An dieser Stelle setzen das Erscheinen und die Tätigkeit der Differenz eine ursprüngliche Synthese voraus, der keine absolute Einfältigkeit mehr vorangeht. Sie wäre also die ursprüngliche Spur. Ohne in der minimalen Einheit der zeitlichen Erfahrung festgehalten zu werden, ohne eine Spur, die das Andere als Anderes im Gleichen festhält, könnte keine Differenz ihre Arbeit verrichten und kein Sinn in Erscheinung treten. (G 109/F 91f.)

Noch deutlicher wird die Bindung der Spur an phänomenologische Grundbegriffe und die in StPh erörterten Fragen bzgl. Husserls Überlegungen zum „inneren Zeitbewußtsein“ in Derridas Diskussion des Saussureschen „psychischen Abdrucks“ und seinen damit verbundenen Ausführungen zum metaphysischen Zeitbegriff (G 111ff.), dem die folgende Passage entstammt:

Diese Unmöglichkeit, die Evidenz einer ursprünglichen Präsenz unumschränkt wiederherzustellen, verweist uns also auf eine absolute Vergangenheit. Dies aber berechtigt uns, *Spur* zu nennen, was sich nicht in der Einfältigkeit einer Gegenwart fassen läßt. Gewiß hätte

²⁷⁴ Diese kann laut Derrida weder übernommen noch einfach abgelegt werden, sondern muß als „durchstrichene“ lesbar gehalten werden (vgl. G 107).

²⁷⁵ Derrida gebraucht „Reduktion“ allerdings stark inflationär, so daß der Ausdruck seinen phänomenologischen Akzent teilweise verliert.

man uns entgegenhalten können, daß in der unzerlegbaren Synthese der Temporalisation die Protention ebenso unerläßlich sei wie die Retention [...]. (G 116)

Auch die Qualifikation der Spur als „Urphänomen des ‘Gedächtnisses’“ (G 123) verweist auf den Zusammenhang des Husserlschen Bewußtseinsstroms (vgl. Kap. 4.1). Der folgende, in verschiedener Hinsicht zentrale Satz spricht diesen Bezug klar aus:

Die Dekonstruktion der Präsenz verläuft über die Dekonstruktion des Bewußtseins, also über den nicht weiter ableitbaren Begriff der Spur*, [...]. (G 123/F 103, Hvhg. J.L.)

Die Verwurzelung des Derridaschen Spurbegriffs im Diskussionszusammenhang der Phänomenologie ist unübersehbar. Dennoch ist nach dem in Kap. 5 Gesagten klar, daß sie den Horizont phänomenologischer Weltbetrachtung überschreiten muß. Dies wird von Derrida auch unmißverständlich formuliert:

Das Denken der Spur kann deshalb so wenig mit einer transzendentalen Phänomenologie brechen wie auf sie reduziert werden. (G 108)²⁷⁶

Es zeigt sich, daß Derrida mit dem Term „Spur“ einen äußerst vielgestaltigen und weitreichenden „Begriff“ einführt, der die Grundbedingungen menschlicher Existenz berührt, andererseits aber durchaus eine konkrete Rolle bei Fragen der Sprache und der Schrift im alten Sinn spielt. Gelegentlich durchmißt Derrida diesen Raum mit wenigen Zeilen:

Als Ursprung der Erfahrung des Raums und der Zeit macht es die Schrift, das Gewebe der Spur, möglich, daß sich die Differenz zwischen Raum und Zeit artikuliert und als solche in der Einheit einer Erfahrung (eines „gleichen“ Gelebten, ausgehend von einem „gleichen“ Leib) erscheint. Diese Artikulation erlaubt es also einer graphischen („visuellen“ oder „taktilen“, „räumlichen“) Kette, sich – unter Um-

²⁷⁶ Auch wenn dies nicht ohnehin aus dem bisher Vorgetragenen ersichtlich wäre – schließlich soll die neue Schrift gerade die Dekonstruktion der Präsenz leisten, deren zentrale Rolle in der Husserlschen Phänomenologie das Thema von StPh bildete –, wäre es z.B. aus der Gegenüberstellung der beiden folgenden Passagen abzuleiten: „[M]it ihrem ‘Prinzip der Prinzipien’ bleibt [Husserls] Phänomenologie die radikalste und kritischste Restauration der Metaphysik der Präsenz.“ (G 86) „[...] ist die Spur so wenig ideal wie reell, intelligibel wie sinnlich, und so wenig transparente Bedeutung wie opake Energie; kein Begriff der Metaphysik kann sie beschreiben.“ (G 114)

ständen linear – einer gesprochenen („lautlichen“, „zeitlichen“) Kette anzugleichen. (G114f./F 96)

Der Grund dieser erstaunlichen Versatilität liegt in Derridas Auffassung der Spur als ursprünglichem Muster, das jeder Differenzialität vorausliegt und sie ermöglicht. Letzere wird wiederum von der ontologischen Differenz bis zum differentiellen Charakter des Sprachsystems als Bedingung einer Vielzahl von Gegebenheiten gedeutet, welche auf sehr unterschiedlichen Ebenen der Konkretion oder Grundsätzlichkeit angesiedelt sind:

Die unerhörte Differenz zwischen dem Erscheinenden und dem Erscheinen (zwischen der „Welt“ und dem „Erlebten“)²⁷⁷ ist die Bedingung für alle anderen Differenzen, alle anderen Spuren, *she ist selbst schon eine Spur*. Und dieser Begriff ist schlechthin und rechtens „älter“ als das ganze *physiologische* Problem der Natur des Engramms, [...]. *In Wirklichkeit ist die Spur der absolute Ursprung des Sinns im allgemeinen; was aber bedeutet, daß es einen absoluten Ursprung des Sinns im allgemeinen nicht gibt. Die Spur ist die différence, in welcher das Erscheinen und die Bedeutung ihren Anfang nehmen.* (G 113f./F 95)

Bis zu einem gewissen Grad stützt diese Passage die von R.M. Strozier vorgetragene Interpretation der G, Derridas metaphysikkritischer Angriff gegen das abendländische Denken ziele auf dessen zentrale Stütze, die Idee des *Ursprungs*, die Strozier mit Präsenz gleichsetzt oder zumindest unlösbar an diese koppelt. Diesen Angriff realisiert Derrida nach Strozier mit dem Mittel der Parodie, indem er seinerseits mit den Prinzipien *Spur* und *différance* die klassischen Ursprungs- und Begründungsgesten in ironischer Mimesis durchspiele:

The method in *Of Grammatology*, on the other hand, is parody. [...] In *Of Grammatology* Derrida points to the absence of the center, to the non-present non-origin, by means of a strategy of repetition or replacement which substitutes its own non-origins, the trace and **différance** [...]. It is this question of presence as origin or the present origin which must necessarily be pursued. (Strozier 1988, 179)

Oder in ähnlicher Formulierung etwas später:

The overall strategy of Part I [der G; J.L.] has already been mentioned: to repeat carefully the gestures of the western metaphysical tradition in terms of origin or principle. Derrida institutes his own origins, the trace and **différance** [...]. The repetition is in effect a parody which points quite clearly to the mystification of presence within which the

²⁷⁷ Mit anderen Worten: zwischen „noetischem“ und „noematischem“ Sinn des Phänomens.

metaphysical thought grounds itself. (Strozier 1988, 186, vgl. des weiteren 169, 204, 210)

Ohne Zweifel hat Strozier recht, wenn er die Problematisierung des Ursprungskonzepts als ein zentrales Anliegen der G bezeichnet (auch wenn ihm dabei der Lapsus unterläuft, die für Derrida entscheidende Instanz dieser Problematisierung, nämlich Husserls Phänomenologie mit ihrem „Prinzip aller Prinzipien“ vollkommen außer acht zu lassen, vgl. op. cit. 168-226). Mag man die perspektivische Zuspitzung auf dieses Anliegen als Hauptnenner der G – zumindest ihres ersten Teils – möglicherweise akzeptieren, so scheint mir die Qualifikation von Spur und *différance* als reine Instrumente einer großangelegten Parodie der okzidentalen Ursprungssucht abwegig. Hier würde das Ziel, das ja in einer Demonstration der Absurdität dieser Versuche bestehen müßte, in keinem Verhältnis zum getriebenen Aufwand stehen. Derridas Ton hat nichts Parodistisches – jedenfalls nicht hier. Im Gegenteil: Seine vielfältigen Anläufe, Wiederholungen, Reformulierungen und Rekontextualisierungen zeigen vielmehr das ernsthafte, ja fast verzweifelte (und nicht immer erfolgreiche) Bemühen, mit vorgefundenen und selbstgeschaffenen Mitteln das gesteckte Ziel, die Erweiterung der metaphysisch beschränkten Denkweise der abendländischen Tradition, zu erreichen, ohne dabei hinter die eigenen kritischen Maßstäbe zurückzufallen. „Spur“ und „*différance*“ sind so fragwürdige wie vorläufige – beides wird von Derrida immer wieder betont – Hilfskonstruktionen auf diesem Weg. Dabei gerät Derrida, wie nicht nur das obige Zitat zeigt, in der Tat gelegentlich in Gefahr, seine neuen Begriffe mit einer Reichweite auszustatten und in einer derart grundlegenden Funktion zu präsentieren, daß der häufig geäußerte Vorwurf, er setze nur seine eigene metaphysische Begrifflichkeit an die Stelle der kritisierten traditionellen Denk- und Sprechweise, durchaus verständlich erscheint.

6.3 Die *différance*

Der Neologismus „*différance*“ in der vom üblichen französischen „*différence*“ abweichenden Schreibweise ist einer der prominentesten Begriffe in Derridas Frühwerk. Er kann wie der Spurbegriff aus prinzipiellen Gründen nicht erschöpfend geklärt werden, es ist jedoch möglich, zumindest eine Skizze seines Stellenwerts und seiner Rolle in Derridas Theorie zu geben. Dies ist im hier behandelten Zusammenhang auch deshalb unverzichtbar, weil ein wesentlicher Aspekt des programmatisch offenen Bedeutungsspektrums dieses Begriffs in seiner Funktion besteht, den Entwurf einer neuen Schrift zu bezeichnen:

Es geht [...] darum, einen neuen Schriftbegriff zu schaffen. Man kann ihn *gramma* oder *différance* nennen. (Pos 66/F 37)

Die kreative lexikalische Bezugnahme auf die Differenz ist dabei natürlich kein Zufall. Wie gesehen, stellt die Differentialität der sprachlichen Zeichen- und Systemkonstitution für Derrida die entscheidende theoretische Ressource des Zeichenbegriffs gegen seine metaphysische Präsenzabhängigkeit in Form des (transzendentalen) Signifikats dar. Die differentielle Natur des Systems führt in seiner Sicht zu jener prinzipiell endlosen Verweisung, durch die jedes Element nicht etwa auf ein (transzendentales) Signifikat verweist, dessen Wesen darin besteht, den Verweisungsprozeß anzuhalten, sondern auf einen weiteren Signifikanten. Alle Elemente des Systems werden dadurch zu Signifikanten von Signifikanten, was Derrida dazu veranlaßt, in Anlehnung an die traditionelle Formulierung der Schrift als 'Signifikant des Signifikanten' sein neues „Zeichen“-konzept als *Schrift* – wenngleich in einem modifizierten Sinn – zu bezeichnen.

Der neue Schriftbegriff basiert also im Kern auf der Differenz. Faßt man die *différance* vorläufig schlicht als eine inhaltlich noch nicht näher bestimmte Variante der *différence*, so erweist sich ihre Inanspruchnahme zur Bezeichnung des neuen Schriftbegriffs als durchaus einleuchtend. Derrida setzt der Präsenz das Denken der Differenz²⁷⁸ in Form seiner neuen Schrifttheorie entgegen, um so auf dem Wege der Dekonstruktion des klassischen Zeichenbegriffs die abendländische Metaphysik zu erschüttern. Der *différance* fällt so der Status *des* entscheidenden Gegenprinzips zum metaphysischen Präsenzsyndrom zu. Es versteht sich, daß es sich dabei nicht einfach um eine Differenz im herkömmlichen Sinn handeln kann. Vielmehr geht es darum, den Differenzbegriff dem traditionellen Diskurs ebenso zu „entreißen“ wie die mit ihr verwandten Begriffe der Spur und der Schrift²⁷⁹. Terminologisch wird das, anders als bei den letztgenannten, nicht durch die Beigabe des Präfix „Ur-“ markiert, sondern eben durch die genannte „Vokalverschiebung“, deren Bedeutung unten noch eingehender gewürdigt wird. Auf inhaltlicher Ebene gestaltet sich der Modifizierungsprozeß schwieriger. Dies überrascht nicht, wenn man bedenkt, daß schon in G die Entwicklung der Spur zur Urspur ein

²⁷⁸ Kimmerle hat zu Recht auf die Mißlichkeit der – von ihm selbst benutzten – Formeln „Differenzdenken“ oder „Philosophie der Differenz“ hingewiesen. Diese versammeln, nach dem Prinzip der Klassenbildung gemäß *gemeinsamer Merkmale*, Denkansätze, deren Pointe gerade in der Abwendung von dieser Perspektive zugunsten der Aufmerksamkeit auf das je Individuelle, Ungleichartige, eben: Differente besteht (vgl. Kimmerle ³1992, 15).

²⁷⁹ Angesichts der sporadischen Benutzung des *différance*-Begriffs in G, der auch eine klare In-Bezugsetzung zu (Ur-)Spur und (Ur-)Schrift nicht zuläßt, stütze ich mich bei der Behandlung der *différance* in erster Linie auf den ergiebigeren, gleichnamigen Aufsatz (Rdg 29-71).

kompliziertes Unterfangen war, das sehr weitgehende philosophische Überlegungen involvierte. Gegenüber der *différance* handelt es sich dabei jedoch – in der rückblickenden Perspektive des „*différance*“-Vortrags – bloß um eine Vorstufe²⁸⁰. Die *différance* hat, zumindest in Derridas Frühwerk, die Funktion, die gegen die Metaphysik der Präsenz gerichteten Impulse seines Denkens zu versammeln²⁸¹:

An dem Punkt, wo der Begriff der *différance* – und alles, was mit ihm verkettet ist – ins Spiel kommt, werden alle begrifflichen Gegensätze der Metaphysik, weil sie letztlich immer auf die Präsenz eines Gegenwärtigen bezugnehmen [...], unwesentlich. (Pos 71)

Das *différance*-Konzept trägt also eine enorme Last hinsichtlich der Erschütterung des logozentrischen Denkkomplexes. Entsprechend intensiv versucht Derrida, ihr argumentatives Umfeld gegen den unbemerkten Einfluß metaphysischer Determinanten zu sichern. Dies führt zu einer Reihe von (teilweise bereits bekannten) Vorsichtsmaßnahmen, die allerdings die Verhältnisse zum Teil erheblich komplizieren. Besonders irritierend ist hier der Versuch, den Ausdruck *différance* aus dem gängigen System sprachlicher und gedanklicher Kategorien auszugliedern. Entgegen seiner eigenen Praxis, die *différance* regelmäßig als Wort oder Begriff zu apostrophieren, spricht Derrida ihr beide Qualitäten im strengen Sinn ab:

[...] das, was vorläufig das Wort oder der Begriff der *différance* heißen soll, aber, wie wir sehen werden, *à la lettre* weder ein Wort noch ein Begriff ist, [...]. (dif 29)²⁸²

Ich gehe auf die Implikationen dieser Festlegung unten noch genauer ein. Sie erklärt sich möglicherweise aus Derridas Gleichsetzung von Begriff mit Signifikat sowie seiner Bindung des Worts an den Begriff:

²⁸⁰ „Ich habe auf die Absicht, aus der Geschlossenheit dieses Schemas hinauszukommen, mittels der ‘Spur’ hinzuweisen versucht, die ebensowenig Effekt ist, wie sie eine Ursache hat, die jedoch für sich allein, außerhalb des Textes, nicht zur notwendigen Überschreitung hinreicht.“ (dif 38/F 12) Diese erfordere die *différance*.

²⁸¹ Ähnlich der Verdichtung verschiedener antimetaphysischer Tendenzen im Begriff der Spur (vgl. Kap. 6.2) spricht Derrida von der *Bündelung* unterschiedlicher Richtungen in der *différance* (vgl. dif 29) und hält sie für „[...] am besten geeignet, das Irreduzibelste unserer Epoche zu denken.“ (dif 33/F 7)

²⁸² Vgl. auch: „[...] die *différance*, die weder ein Wort noch ein Begriff ist, [...]“ und „obgleich ‘*différance*’ weder ein Wort noch ein Begriff ist, [...]“ (beide dif 33). Man sieht erneut, wie heikel Derridas Vorgehen ist, das auch in diesem Text des von ihm letztlich abgelehnten Vokabulars nicht entraten kann. Ähnliches gilt für die hier verwendete Formel: ‘Die *différance* ist nicht X’, die im Zusammenhang der Definition des Dekonstruktionsbegriffs von Derrida heftig abgelehnt wird (vgl. Kap. 3.1) und deren dort monierte Präsenzgebundenheit in bezug auf die *différance* erst recht fehl am Platz scheint.

Die erste Folgerung [aus dem Saussureschen Differenzprinzip; J.L.] wäre, daß die bezeichnete Vorstellung, der Begriff, nie an sich gegenwärtig ist, in hinreichender Präsenz, die nur auf sich selbst verweise. [...] Aus dem gleichen Grunde ist die *différance*, die kein Begriff ist, auch kein einfaches Wort, das sich als ruhige und gegenwärtige, auf sich selbst verweisende Einheit eines Begriffs und eines Lautes gegenwärtigen läßt. (dif 37/F 11)²⁸³

Die Schwierigkeiten, Aussagen über einen solchen Nicht-Begriff zu treffen, liegen auf der Hand. Vor allem scheint jede Bestimmung seiner Intension ausgeschlossen. Dieses Problem wird von Derrida auch direkt angesprochen. Wie kann man überhaupt, so fragt er, von der *différance* sprechen? Seine Antwort ist so erwartbar hinsichtlich ihrer Begründung wie rätselhaft in bezug auf ihre Konsequenzen. Die *différance*, die jede versichernde Bezugnahme auf eine Präsenz dispensieren soll, kann in seiner Sicht nicht *dargestellt* werden:

Man kann immer nur das exponieren, was in einem bestimmten Augenblick *anwesend*, offenbar werden kann, ein in seiner Wahrheit gegenwärtig Seiendes, in der Wahrheit eines Anwesenden oder des Anwesens des Anwesenden. Wenn aber die *différance* das ~~ist~~ (ich streiche auch das „~~ist~~“ durch), was die Gegenwärtigung des gegenwärtig Seienden ermöglicht, so gegenwärtigt sie sich nie als solche. [...] In jeder Exposition wäre sie dazu exponiert, als Verschwinden zu verschwinden. Sie liefe Gefahr zu erscheinen: zu verschwinden.²⁸⁴ (dif 31f./F 6)

Die *différance* **ist** also nicht, sie hat dementsprechend „keine Existenz“ und „kein Wesen“ (vgl. dif 32). Dennoch befaßt sich Derrida ausgiebig mit dieser antimetaphysischen Größe. Seine Aussagen sind dabei offenbar mit einem Vorbehalt zu verstehen, dessen genaue Qualität und Reichweite jedoch nicht ganz klar wird. Trotz der aufgeführten Bedenklichkeiten kündigt Derrida nämlich eine inhaltliche Bestimmung an, die jedoch nicht der gewohnten Darstellungspraxis entsprechen soll:

Obgleich „*différance*“ weder ein Wort noch ein Begriff ist, wollen wir eine vorläufige und approximative semantische Analyse versuchen, die uns bei dem, was auf dem Spiel steht, leiten wird. (dif 33)
Was ich hier vortrage, wird sich also nicht einfach wie eine philosophische Rede entwickeln, die nach einem Prinzip, nach Postulaten, Axiomen oder Definitionen verfährt und sich entlang der diskursiven

²⁸³ Es ist jedoch anzumerken, daß dies offenkundig für alle „Begriffe“ und „Wörter“ (in diesem Sinn!) gilt.

²⁸⁴ Zu dem hier massiv fühlbaren Einfluß Heideggers vgl. Derridas Ausführungen zum Verhältnis von *différance* und ontologischer Differenz (dif 47-52).

Linearität einer Ordnung von Begründungen verschiebt. Alles in der Zeichnung der *différance* ist strategisch und kühn. (dif 32)

Meines Erachtens sind hier die Grenzen des gedanklich Statthaften erreicht. Eine *semantische* Füllung oder gar Analyse, wie „vorläufig“ oder „approximativ“ auch immer, kann nicht an einer Größe vorgenommen werden, die des Charakters als *semeion* erklärmaßen grundsätzlich entraten soll und einen gänzlich ungeklärten Status hinsichtlich ihres theoretischen Bezugsrahmens aufweist. Wenn mit der *différance* kein Wort und kein Begriff, überhaupt kein Zeichen vorliegt, so bewegt sie sich in einer theoretischen Dimension, die keine Verbindung zu jenem Bereich aufweist, in dem sich sinnvoll von Semantik sprechen läßt. Allerdings ist mit dem Stichwort „strategisch“ im obigen Zitat nach meinem Dafürhalten der entscheidende Schlüssel für das Verständnis des von Derrida mit dem *différance*-„Begriff“ Beabsichtigten angesprochen. Ich diskutiere diesen Aspekt am Ende des Kapitels an den konkreten strategischen Implikationen der Ersetzung des „e“ der *différence* durch den ersten Buchstaben des Alphabets. Die im folgenden referierten Hinweise Derridas über die Bedeutung der *différance* werden hingegen ungeachtet aller vorgetragenen Kautelen als das behandelt, was sie sind: traditionelle Annäherungsbewegungen an den begrifflichen Gehalt eines Ausdrucks.

Wie oben erwähnt, knüpft Derrida mit der *différance* terminologisch und inhaltlich an die Rolle der Differenz im Werk Saussures an. Derridas Differenzdenken ist gelegentlich als „radikalierter Saussure“ bezeichnet worden, und in der Tat leitet Derrida die *différance* ausdrücklich aus einer konsequenten Anwendung des Saussureschen Differenzprinzips her (vgl. Pos 66). Mit der fast stereotypen Formulierung, diese seien „nicht vom Himmel gefallen“ (vgl. zum Beispiel Pos 68, dif 37), betont Derrida jedoch gegenüber Saussure den Effektcharakter der Differenzen und etabliert die *différance* als deren generative Instanz. Diese begnügt sich nicht mit der naheliegenden Wiedereingemeindung der von Saussure methodisch und vorläufig ausgeschlossenen *parole*, sondern soll theoretisch über den Zirkel der gegenseitigen Abhängigkeit von *langue* und *parole* bei Saussure (vgl. C 22) ausgreifen:

Man muß daher vor jeder Trennung von Sprache und Sprechen, von Code und Botschaft usw. (mit allem was dazugehört) eine systematische Produktion von Differenzen, *Produktion* eines Systems von Differenzen – eine *différance* – annehmen, aus deren Wirkungen man e-

ventuell [...] eine Linguistik der Sprache und eine Linguistik des Sprechens herauschneiden können wird.²⁸⁵ (Pos 69f.)

Neben der oben genannten ersten Bedeutung von *différance* als Name des neuen Schriftbegriffs ergibt sich somit als zweite Bedeutung ihre Rolle als Instanz bzw. Prinzip der Differenzproduktion.

Diese 'Aktivierung' der Differenz spiegelt sich in der terminologischen Metamorphose von *différence* zu *différance*, „[...] da das *a* unmittelbar vom Partizip Präsens (*différant*) her stammt und uns der Aktivität des *différer* näherbringt, [...].“ (dif 34) Die (quasi kompensatorische) Betonung des aktiven Moments in Begriff und Zeichenform der *différance* resultiert – wie angesichts Derridas Haltung gegenüber begrifflichen Gegensatzbildungen nicht weiter überraschend – nicht in einer einfachen Umkehrung, also der Inthronisierung des Aktiv zu Lasten des passivischen Anteils:

Es ist zu bedenken, daß im Französischen die Endung auf *ance* unentschieden *zwischen* dem Aktiv und dem Passiv verharret. Und wir werden sehen, warum, was sich durch „*différance*“ bezeichnen läßt, weder einfach aktiv noch passiv ist, sondern eher eine mediale Form ankündigt oder in Erinnerung ruft, [...]. Nun hat aber wohl die Philosophie mit der Aufteilung der medialen Form, einer gewissen Nicht-Transitivität, in Tätigkeitsform und Leideform eingesetzt und sich in dieser Repression konstituiert. (dif 34f.)

„*Différance*“ drückt somit nicht nur die Neutralität dieses Prinzips gegenüber der metaphysischen Opposition aktiv/passiv mit den ihr verbundenen weiteren Gegensatzpaaren handeln/leiden und Subjekt/Objekt (vgl. dif 34) aus, sondern symbolisiert darüber hinaus dessen prä- bzw. transphilosophisches Statut.

²⁸⁵ Natürlich wirft die hier angesprochene Verbindung von Genese und System (im Saussureschen Sinn) die Frage nach der theoretischen Kompatibilität von *différance* und post-Saussureschem Strukturalismus auf. Leider scheint Derrida das Problem und die hier naheliegende pragmalinguistische Ergänzungs- und Konkretisierungsarbeit mit einer präventiv-apodiktischen Geste ausschließen zu wollen: „Es hieße nicht lesen, vor allem das nicht lesen, was hier gegen die orthographische Ethik verstößt, wollte man auf der Grundlage der ältesten metaphysischen Opposition etwas dagegen einwenden, indem man etwa irgendeinen generativen Gesichtspunkt einem strukturalistisch-taxinomischen [sic] Gesichtspunkt entgegensetzt oder umgekehrt. Für die *différance* haben, was zweifellos dem Denken mißbehagt, und die Bequemlichkeit verunziert, diese Oppositionen nicht die mindeste Pertinenz.“ (dif 38/F 13) Statt dessen zieht sich Derrida auf eine zwar differenzierte, aber wenig konkrete, im Kern strukturalistische Position zurück: „Die Differenzen sind das Ergebnis von Transformationen; daher ist das Motiv der *différance*, von diesem Gesichtspunkt aus, mit dem statischen, synchronischen, taxonomischen, ahistorischen usw. Begriff der *Struktur* unvereinbar. Aber es ist klar, daß die Struktur nicht allein von diesem Motiv her bestimmt wird und daß das Hervorbringen von Differenzen, die *différance*, nicht a-strukturell ist [...]. Der Begriff der *différance* entwickelt sogar die im höchsten Maß legitimen grundlegenden Anforderungen des 'Strukturalismus'.“ (Pos 68f./F 39)

Mit der über das partizipiale „a“ der *différance* vermittelten Nähe zum Verbum verbindet Derrida einen weiteren wichtigen Bedeutungskomplex. *Différance* bezeichnet auch die miteinander verknüpften Momente der „Verräumlichung“ und der „Verzeitlichung“, bzw. des Aufschubs. Auf der von Derrida implizit genutzten Bildebene lassen sich diese beiden als Bewegungen gegen die üblicherweise modellhaft als Punktualität konzipierte Präsenzvorstellung begreifen.²⁸⁶ Die beiden Möglichkeiten der Präsenz (räumlich und zeitlich) werden durch die grundsätzliche Erweiterung von Raum- bzw. Zeitpunkt auf eine unbestimmte Distanz außer Kraft gesetzt. Diese neue Bedeutungskomponente bezieht Derrida aus dem semantischen Überschuß des Verbs *différer*, das neben dem in der substantivierten Form *différence* erhaltenen „unterscheiden“ auch die Bedeutung „aufschieben“ aufweist.²⁸⁷ Diesen Aspekt einzugemeinden ist ein weiterer Sinn des Derridaschen Neologismus: „Diesen Sinnverlust müßte das Wort *différance* (mit *a*) – ökonomisch – kompensieren.“ (dif 34) Ausgehend vom traditionellen Zeichenbegriff, den die neue Schrift ablösen soll, hebt Derrida den aufschiebenden Charakter der Vertretungsrelation hervor:

Wenn wir die Sache, sagen wir das Gegenwärtige, das gegenwärtig Seiende, nicht fassen oder zeigen können, wenn das Gegenwärtige nicht anwesend ist, bezeichnen wir, gehen wir über den Umweg des Zeichens. [...] Das Zeichen wäre also die aufgeschobene (*différée*) Gegenwart. Ob es sich um mündliche oder schriftliche Zeichen, um Währungszeichen, um Wahldelegation oder politische Repräsentation handelt, schiebt die Zirkulation der Zeichen den Moment auf (*diffère*), in dem wir der Sache selbst begegnen könnten, [...]. (dif 35/F 9)²⁸⁸

²⁸⁶ Zur Rolle des Punktmodells in der philosophischen Behandlung der Zeitproblematik von Platon bis Heidegger vgl. Derridas „Ousia und gramme“ (Rdg 53-84, bes. 62f.).

²⁸⁷ Derrida weist auf die analoge Doppeldeutigkeit des lateinischen „differre“ hin. Die Ausbeutung der Polysemie des französischen „différer“ ist für Derrida um so attraktiver, als sie im griechischen „diapherein“, dessen Nachbildung das lateinische „differre“ darstellt, nicht gegeben ist: „In diesem Sinne ist das lateinische *differre* nicht die einfache Übersetzung des griechischen *diapherein*, und dies wird für uns nicht folgenlos bleiben, da es unser Thema an eine besondere Sprache bindet, die als weniger philosophisch, philosophisch weniger originell als die andere gilt.“ (dif 33) Diese Bindung entspricht sowohl Derridas Tendenz zur Umkehrung von Hierarchieverhältnissen als auch seiner Distanznahme zur Philosophie. Im Unterschied zum Deutschen besitzt die englische Sprache mit den Verben „to differ“ (sich unterscheiden) und „to defer“ (aufschieben) eine begrenzte Nachahmungsmöglichkeit für die französische Konstellation.

²⁸⁸ Derridas Ausführungen involvieren gegen den Anschein dieser Passage vermutlich weder einen nomenklaturtheoretischen Ansatz noch einen vordergründigen „Realismus“. Der Term „Sache“ steht „[...] hier sowohl für die Bedeutung als auch für den Referenten [...]“. (dif 35) Auf Derridas Indifferenz gegenüber der Unterscheidung Signifikat/Referent wurde bereits mehrfach hingewiesen. Die dieser vermutlich zugrundeliegende phänomenologische Perspektive auf den noetischen und noematischen Aspekt eines Dings als Modi ihrer egologischen Gegebenheit (vgl. meine Ausführungen zu „Sinn“, Kap. 4, Anm. 174) steht quer zu einer sprachwissenschaftlichen Deutung des obigen Aufschubtheorems. Da es in linguistischer Sicht undenkbar ist, einem Signifikat als „der Sache selbst“ zu begegnen, wäre der von Derrida im folgenden entwickelte permanente Aufschub in Form der These

Diese von Derrida als „klassisch“ apostrophierte Struktur des Zeichens basiert nach seinen Ausführungen auf der Idee der Präsenz:

[...] sie setzt voraus, daß das Zeichen, welches die Präsenz aufschiebt (*différant*), nur von der Präsenz, die es aufschiebt, *ausgehend* und *im Hinblick* auf die aufgeschobene Präsenz, nach deren Wiederaneignung man strebt, gedacht werden kann. (dif 35)

Die Suspendierung dieser Präsenzabhängigkeit durch die Radikalisierung des Aufschubgedankens führt zu dem bereits bekannten Theorem der Signifikantenkette. Dort bildet eine Präsenz, eine „Sache selbst“ (das heißt hier: ein transzendentes Signifikat) weder den Ausgangspunkt noch das Ziel des Verweisungs- bzw. Aufschubprozesses. Die *différance* überschreitet so den Begriff des Zeichens und gewinnt gegenüber dessen traditionell sekundärem, vorläufigen und substitutiven Status den Charakter eines nicht abgeleiteten, ursprünglichen Prinzips, weshalb Derrida auch von „originärer *différance*“ spricht (vgl. dif 35).²⁸⁹

Der Temporalisierungseffekt hängt engstens mit der Verräumlichung zusammen. Dabei handelt es sich im Grunde nur um eine andere Perspektivierung des bekannten und bei Saussure dominanten Aspekts der Differenz, die hier als räumlicher Abstand gefaßt wird:

Die andere Bedeutung von *différer* ist die eher gewöhnliche und identifizierbare: nichtidentisch sein, anders sein, erkennbar sein usw. [...] [Dafür] ist erforderlich, daß zwischen den verschiedenen Elementen aktiv, dynamisch und mit beharrlicher Wiederholung, Intervall, Distanz, *Verräumlichung* entstehen. (dif 34)

Der Zusammenhang zwischen Temporalisierung und Verräumlichung funktioniert nicht nur formal über den gemeinsamen Signifikanten „*différer*“ und die strategische Einheit

von der *sprachlichen Immanenz* seit langem Gemeingut der Sprachwissenschaft. Dennoch hätte eine – möglicherweise an die Überlegungen des Wittgenstein der „Philosophischen Untersuchungen“ angebundene – explizite Distanzierung von abbildtheoretischen Modellen zugunsten der von Derrida, wie ich glaube, mit dem „strategischen“ Element des *différance*-Konzepts (s.u.) eigentlich intendierten instrumentalen Sprachauffassung mit Hilfe des gängigen sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Instrumentariums vermutlich einiges an Unklarheit vermeiden können.

²⁸⁹ Hier wie gelegentlich sonst gerät Derrida trotz der oben genannten Vorsichtsmaßnahmen in das Dilemma, seine neuen Begriffe und Prinzipien als entweder aus überkommenen präsenzmetaphysisch bedingten Fundamentalien abgeleitet zu begreifen oder ihnen selbst den Charakter echter Prinzipialität zuzuschreiben und sie dadurch ihrerseits zu präsenzgebundenen Ursprungsphänomenen zu machen. Entsprechend nimmt er auch hier den gerade statuierten basalen Charakter der *différance* umgehend zurück: „[...] so wird zweifellos sichtbar, wie eine originäre *différance* sich ankündigt, aber sie läßt sich insofern weder ursprünglich noch endgültig nennen, als die Werte Ursprung, Arche, Telos, *eschaton* usw. immer auf die Präsenz: *ousia*, Parousie usw. hingewiesen haben.“ (dif 35)

„*différance*“, die nach Derridas Absicht diese Polysemie im Unterschied zu „*différence*“ erhalten soll. Diese stellen vielmehr die äußeren Insignien eines inneren Zusammenhangs dar, in dem die Figur des Aufschubs aus dem Spiel der Differenzen (also der Veräumlichung) resultiert:

Das *a* der *différance* bringt daher auch zum Ausdruck, daß die Zwischenräume *Verzeitlichung*, Umweg, Aufschub sind, mittels derer die Intention, die Wahrnehmung, der Konsum, mit einem Wort der Bezug zur Gegenwart, zu einer gegenwärtigen Realität, zu einem *Seienden*, immer *differiert* (*différés*) werden. Diese Differenzierung geht auf das Prinzip der Differenz selbst zurück, von dem aus ein Element nur dann funktionieren und bezeichnen [...] kann, wenn es im Rahmen der Ökonomie der Spuren auf ein anderes, vergangenes oder zukünftiges Element verweist. (Pos 70/F 40)

Auch das Moment der Verzeitlichung beruht also indirekt auf Saussure und seiner Theorie der differentiellen Systemkonstitution. Allerdings geht Derridas Hinzufügung des temporalen Moments wie schon im Fall der Interpretation der *différance* als generative Instanz der Differentiation über Saussures synchronischen Ansatz hinaus. Mit aller Vorsicht gesagt, scheint mir jedoch die temporale Ausdeutung der negativen, verweisenden Elementkonstruktion das Modell in eine Aporie zu führen. Den Einbezug des Zeitfaktors als Resultat der Verweisung halte ich im Rahmen der von Derrida vorgenommenen abstrakt-schematischen Theoretisierung des Sprach- bzw. „Schrift“-*systems* nicht für statthaft. Hier wäre ein Modell realer Kommunikationsvorgänge erforderlich, das die raumzeitlichen Bedingungen im Kontext einer linguistisch-pragmatischen Konzeptualisierung thematisiert.²⁹⁰

Ein weiterer Aspekt der *différance*, der sich oben im Zusammenhang der Ursprungsthematik bereits andeutete, knüpft ebenfalls an Saussure an. Dieser hatte, im Unterschied zur *parole*, die *langue* vom Individuum unabhängig gedacht: „Die Sprache ist nicht eine Funktion der sprechenden Person.“ (C 16) Das gleiche gilt laut Derrida für die *différance*, die als Erzeugerin der Differenz fungiert, ohne daß ihr selbst irgendeine ursprünglichere Größe vorgeordnet wäre:

²⁹⁰ Dem entspricht z.B. Simons sehr interessante Version der Signifikantenkette (besser: Interpretantenkette), bei der ein verstehendes Subjekt solange versucht, einen fraglichen Ausdruck durch andere Zeichen zu substituieren, bis eine klärende Beruhigung des Frageimpulses eintritt (vgl. Simon 1989 passim, z.B. 61). Es versteht sich, daß Simons Überlegungen durch seine Bezugnahme auf ein Subjekt des Signifikationsprozesses mit Derridas Ansatz weitestgehend inkompatibel sind.

Da das Sprachsystem, das bei Saussure eine Klassifikation ist, nicht vom Himmel gefallen ist, wurden die Differenzen produziert, sind sie produzierte Effekte, deren Ursache [**nicht**] ein Subjekt oder eine Substanz, eine Sache im allgemeinen, ein irgendwo gegenwärtiges und selbst dem Spiel der *différance* entweichendes Seiendes ist. (dif 37, geänderte Übersetzung²⁹¹)

Derrida deutet vielmehr umgekehrt, analog zu der in StPh festgestellten Vorgängigkeit des Zeichens vor dem Subjekt, die Subjektivität als eines der Produkte der „ursprünglichen“ *différance*.²⁹²

Nichts – kein präsent und nicht differierend Seiendes geht also der *différance* und der Verräumlichung voraus. Es gibt kein Subjekt, das Agent, Autor oder Herr der *différance* wäre und dem sie sich möglicherweise empirisch aufdrängen würde. Die Subjektivität ist – ebenso wie die Objektivität – eine Wirkung der *différance*, eine in das System der *différance* eingeschriebene Wirkung. (Pos 70)

Es ist bezeichnend, daß Derrida an dieser entscheidenden Stelle, da die *différance* als grundlegendes Prinzip dem Subjekt vorgeordnet wird, auf die Problematik des Bewußtseins und seiner Selbstgegenwart zu sprechen kommt. Ohne daß dies explizit markiert würde, schließt Derrida hier an seine Überlegungen in StPh an. In seiner kurzen Erörterung der Möglichkeit eines zeichenunabhängigen Bewußtseins werden die Resultate der Diskussion des „einsamen Seelenlebens“ implizit vorausgesetzt:

Aber kann man sich nicht eine Gegenwart und Selbst-Gegenwart des Subjekts vor seinem Sprechen oder seinem Zeichen, eine Selbst-Gegenwart des Subjekts in einem schweigenden und intuitiven Bewußtsein denken?

Eine solche Frage setzt voraus, daß vor dem Zeichen und außer ihm, unter Ausschluß jeglicher Spur und jeglicher *différance*, so etwas wie Bewußtsein möglich ist. (dif 42)

Dies ist jedoch, wie Derrida in StPh zu zeigen versucht, nicht der Fall. Vielmehr bedeutet die Inanspruchnahme der Kategorien „Subjekt“ und „Bewußtsein“ – die auch hier eindeutig phänomenologisch gedacht werden – einen Rückgriff auf zentrale metaphysische Konzeptionen. Da die Idee des Subjekts laut Derrida an die Idee der Selbstgegen-

²⁹¹ Leider verkehrt die deutsche Übersetzung, in der das von mir eingeschobene „nicht“ fehlt, den Sinn dieser Passage ins Gegenteil. Vgl. im Original: „[...] mais des effets **qui n'ont pas** pour cause un sujet ou une substance [...]“ etc. (Rdg/F 12, **Hvhh**. J.L.)

²⁹² Ich verweise erneut auf Derridas gleichzeitige Statuierung und Sollizitation des basalen Charakters dieses „Prinzips“: „Die *différance* ist der nicht-volle, nicht-einfache Ursprung der Differenzen. Folglich kommt ihr der Name 'Ursprung' nicht mehr zu.“ (dif 37)

wart gebunden ist, beruht sie auf der metaphysischen Präsenzannahme, das heißt letztlich auf der Fiktion des unteilbaren Augenblicks:²⁹³

Wie die Kategorie des Subjekts ohne Bezug auf die Gegenwart als *hypokeimenon* oder als *ousia*²⁹⁴ usw. nicht gedacht werden kann und niemals gedacht werden konnte, ebenso hat das Subjekt als Bewußtsein sich nie anders denn als Selbstgegenwart ankündigen können. Das dem Bewußtsein zuerkannte Privileg bedeutet also das der Gegenwart zuerkannte; und selbst wenn man so eingehend wie Husserl die transzendente Temporalität des Bewußtseins beschreibt, ist es doch die „lebendige Gegenwart“, der die Fähigkeit zur Synthese und zum unaufhörlichen Sammeln der Spuren eingeräumt wird. Dieses Privileg ist der Äther der Metaphysik, das Element unseres Denkens, sofern es in der Sprache der Metaphysik befangen ist. (dif 42/F 17)

Es wird nun deutlich, inwiefern die *différance* nicht einfach eine neue Zeichen- bzw. Schrifttheorie darstellt, sondern durch ihre radikale Suspendierung der Gegenwart – auf dem geschilderten langen Weg über die Dekonstruktion des Bewußtseins via Dekonstruktion des unteilbaren Augenblicks – diesen „Äther der Metaphysik“ außer Kraft setzen soll und sich anschickt, den Sinn von Sein aus seiner präsenzmetaphysischen Verhaftung zu lösen:

Es kommt also dahin, daß die Gegenwart – und besonders das Bewußtsein,²⁹⁵ das Beisichsein des Bewußtseins – nicht mehr als die absolute Matrixform des Seins, sondern als eine „Bestimmung“ und ein „Effekt“ gesetzt wird. Bestimmung oder Effekt innerhalb eines Systems, das nicht dasjenige der Gegenwart, sondern das der *différance* ist, [...]. (dif 42/F 17)

Es liegt auf der Hand, wird aber von Derrida auch geäußert, daß es ihm keinesfalls darum geht, ein neues *maître-môt* zu installieren. Im Zuge der Diskussion des Verhältnisses

²⁹³ Zum genauen Zusammenhang zwischen Präsenzmetaphysik, Bewußtsein und Zeitbegriff vgl. Kap. 4.1. Nicht zufällig fällt übrigens, wenn auch nur beiläufig, erneut am zentralen Punkt der Derridaschen Argumentation der Name Husserls.

²⁹⁴ Die revidierte Meiner-Ausgabe der „Metaphysik“ des Aristoteles, auf dessen Begrifflichkeit Derrida hier Bezug nimmt, gibt für *hypokeimenon* die Übersetzung „Zugrundeliegendes“ (mit der erwünschten Doppeldeutigkeit als „Subjekt“ und „Substrat“) und für *ousia* „Wesen“ (mit den möglichen Lesarten „Substanz“ und „Wesenheit“), vgl. Seidl (Hg.) 1978 XXI-XXVI.

²⁹⁵ In „Freud und der Schauplatz der Schrift“ versucht Derrida nachzuweisen, daß auch die Ergänzung des Subjektbegriffs um die Kategorie des Unbewußten nicht in der Lage ist, diesen aus seiner metaphysischen Verstrickung zu lösen. Wenn auch das Unbewußte schon an sich die Selbstgegenwart des Subjekts in Frage stellt und diesem nur als Gedeutetes, das heißt in Form signitiver Vermittlung zugänglich werden kann, so ist für Derrida damit die theoretische „Überwindung“ der Präsenz dennoch nicht erreicht. Dies sei erst unter Einbezug des Denkens der radikalen und ursprünglichen Differenzialität und Schriftlichkeit (mithin der *différance*) möglich (vgl. SD 319-323).

der *différance* zur ontologischen Differenz identifiziert Derrida ihren „herrschaftsfreien“ Charakter mit ihrem Status als nicht zum Bereich des Seienden gehörige Größe:

Mit dem Gedanken der *différance* wird die Bestimmung des Seins als Anwesenheit oder als Seiendheit erfragt. Eine solche Frage könnte hier nicht aufkommen und verständlich sein, ohne daß irgendwo der Unterschied des Seins zum Seienden sich auftäte. Erste Konsequenz: die *différance* ist nicht. Sie ist kein gegenwärtig Seiendes, so hervorragend, einmalig, grundsätzlich oder transzendent man es wünschen mag. Sie beherrscht nichts, waltet über nichts, übt nirgends eine Autorität aus. [...] Und immer läßt sich ihr in dem Wahn, sie erhöhe sich durch eine Majuskel, im Namen eines Reiches der Vorwurf machen, sie wolle herrschen. (dif 47/F 22)²⁹⁶

Derridas oben angesprochene Ablehnung, die *différance* als Wort oder Begriff zu verstehen, stellt vermutlich eine Konkretisierung der Sichtweise dar, daß diese „nicht ist“. Neben der trivialen Implikation, daß einem *allgemein* nicht Existierenden keine besondere Seinsweise (etwa als Wort oder Begriff) zukommen kann, lassen sich diesem Zusammenhang weitere Facetten abgewinnen. Die *différance* als radikalisiertes Differenzprinzip bezeichnet, wie gesehen, vor allem die Abkehr von der Annahme eines transzendentalen Signifikats. Genau diese Bewegung wendet Derrida nun auf das „Zeichen“ *différance* an, wenn er diesem den Charakter eines Worts oder eines Begriffs abspricht, da beide in seiner Sicht das Konzept einer präsenten, nicht-differierten Bedeutung, das heißt eben eines (transzendentalen) Signifikats beinhalten. Es leuchtet ein, daß Derrida die Bezeichnung seines wichtigsten Prinzips nicht von der Wirkung dieses Prinzips ausnehmen kann. Dies käme formal einem Rückfall in das Konzept des zentrierten Systems (vgl. SD 422-424) und inhaltlich der Unterwerfung unter eine fundierende Präsenz gleich. Folglich akzeptiert er die entstehende Rekursivität und ihre logischen Verwicklungen. Das aufgeworfene Problem hat letztlich folgende einfache Form: Wenn *différance* eine feste Bedeutung hat, dann die, daß es keine festen Bedeutungen gibt. Also hat *différance* keine feste Bedeutung – eine Kontradiktion ($A \wedge \neg A$), der sich Derrida hier einmal nicht durch den Hinweis auf die Unzulänglichkeit klassischer Logik zu entziehen versucht. Wir sind damit an einem Problem angelangt, welches tatsächlich die Struktur des in Kap. 3.3 erwähnten Kreterparadoxons aufweist, das Steiner für die Aussagen der Vertreter der Dekonstruktion allgemein veranschlagen wollte.

²⁹⁶ Ähnlich dif 51: „Wir wissen [...], daß es ein einzigartiges Wort, einen Ober-Namen nie gegeben hat, nie geben wird. Deshalb ist der Gedanke des Buchstabens *a* der *différance* keine erste Bestimmung und auch keine prophetische Ankündigung einer bevorstehenden und noch unerhörten Benennung. Dieses ‘Wort’ hat nichts Kerygmatisches mehr, wenn man nur seine Kleinschreibung (*émajusculation*) wahrnimmt.“

Derridas Ausweg aus dem Dilemma involviert eine Verschiebung des Fokus der Betrachtung auf die Problematik des Eigennamens. Hier liegt seines Erachtens offenbar der Kern des genannten Problems. In der Tat bleibe die von ihm versuchte begriffliche Annäherung, wie jede andere denkbare, letztlich im Bannkreis der Metaphysik gefangen:

Für uns bleibt die *différance* ein metaphysischer Name und alle Namen, die sie in unserer Sprache erhält, sind immer noch qua Namen metaphysisch. (dif 51)

Die eigentlich angezielte Größe bleibt grundsätzlich unbenennbar.²⁹⁷ Sie ist im Rahmen einer Zeichensynthese, die *einen* Signifikanten mit *einem* Signifikat verbindet, nicht zu fassen. Sie stellt im Gegenteil die produktive Instanz dar, die das Funktionieren solcher Einheiten bis zu einem gewissen Grad verbürgt:

Dieses Unbenennbare ist jenes Spiel, das nominale Effekte bewirkt, verhältnismäßig einheitliche oder atomare Strukturen, [...] in denen zum Beispiel der nominale Effekt „*différance*“ selbst *herbeigeführt*, wiedereingeschrieben wird, als blinder Einstieg oder blinder Ausgang immer noch Teil des Spieles, Funktion des Systems ist. (dif 51/F 28)

Derrida versucht nun den nominalen, signifikatgebundenen Charakter der *différance* abzuschwächen, indem er sie als Element einer unabschließbaren Reihe konzipiert und so das präsenznegierende Verweisungsmoment auch hier einführt.²⁹⁸ Das „Zeichen“ *différance* steht bei ihm im Zusammenhang mit anderen, ähnlichen strategischen Einheiten und gewinnt im offenen System dieser Einheiten eine instabile Bedeutung:

[...] *différance*, die kein Name, die keine reine nominale Einheit ist und sich unaufhörlich in eine Kette von differierenden Substitutionen auflöst. (dif 51)

In einer anfechtbaren Formulierung – aber wo wäre hier ein unangreifbarer Punkt – ließe sich sagen, daß dasjenige, was Derrida hier mit allem Vorbehalt als *différance* „benennt“, in anderen thematischen Zusammenhängen in Gestalt anderer Einheiten auftritt, die jeweils unterschiedliche Merkmale teilen, denen allen jedoch gemeinsam ist, daß sie die Widerstände ihres Umfelds gegen die Wirkung der illusionären Präsenzannahme

²⁹⁷ Allerdings möchte Derrida diese Problematisierung des Eigennamens nicht als mystifizierendes Manöver verstanden wissen: „Dafür gibt es keinen Namen“: diesen Satz in seiner ganzen *Plattheit* lesen. Dieses Unbenennbare ist kein unaussprechliches Wesen, dem kein Name nahekommen könnte: Gott zum Beispiel.“ (dif 51)

²⁹⁸ Ich halte es für wahrscheinlich, daß eine intensive Auseinandersetzung mit der sprachphilosophischen Eigennamendiskussion von Mill und Frege bis Quine, Kripke und Tugendhat noch ganz andere Möglichkeiten in den Blick bringen könnte (vgl. Wolf 1993).

mobilisieren sollen. Als andere Glieder dieser „Kette, in der die *différance* sich, je nach dem Erfordernis des Kontextes, einer gewissen Anzahl von nicht synonymen Substitutionen unterwirft“ (dif 38), nennt Derrida unter anderem „Reserve“, „Urschrift“, „Urspur“, „Verräumlichung“, „Supplement“, „*pharmakon*“ und „Hymen“ (vgl. dif 38).²⁹⁹ Einige von ihnen kommen in dieser Arbeit zur Sprache.

Trotz der angedeuteten (und in Derridas Text noch weitaus zahlreicheren) einschränkenden Vorsichtsmaßnahmen steht die *différance* immer wieder in Gefahr, als Prinzip zu erscheinen, das der Präsenz, welche sie außer Kraft setzen soll, an Grundsätzlichkeit, Ursprünglichkeit und Fundamentalität nicht nachsteht. Derridas wichtigste und perspektivisch folgenreichste Maßnahme, um zu verhindern, daß hier unter neuem Namen die alten metaphysischen Gesten wiederholt werden, stellen nach meiner Einschätzung seine Bemühungen dar, die *différance* als „strategische Einheit“ aufzufassen und einzusetzen. Hier sind bereits erste Anzeichen für das später ausgebaute Vorgehen zu beobachten, operative Konsequenzen aus der Einklammerung des Signifikats im Sinne einer Signifikantenpraxis zu ziehen.

Der strategische Charakter der *différance* läßt sich meines Erachtens am besten fassen, wenn man sie nicht im Rahmen eines sprachlichen Abbildmodells³⁰⁰ konzipiert, sondern als Werkzeug begreift. *Différance* bezeichnet so gesehen nicht ein Phänomen, eine Kraft oder ein Prinzip, das als solches erkannt und mit diesem Signifikanten verbunden wird. Vielmehr handelt es sich um eine operative Einheit, **deren Bedeutung in der von Derrida mit ihr vorgenommenen Arbeit besteht**, das heißt in ihren spezifischen Wirkungen auf die begrifflichen und theoretischen Kontexte, mit denen Derrida sie assoziiert.³⁰¹ Eine komprimierte Übersicht dieser strategischen Wirkungen, die Derrida über die bisher genannten Bestimmungen seines Neologismus hinaus mit dem „a“ der *différance* verbindet, findet sich am Anfang des gleichnamigen Vortrags (vgl. dif 29-31). Ich nenne im folgenden einige davon, die Derridas Praxis mit diesem Signifikanten am deutlichsten illustrieren.

²⁹⁹ Zum Thema dieser quasi-metasprachlichen Begriffskette vgl. Kap. 8.

³⁰⁰ Eine ganze Reihe der von Derrida verhandelten Schwierigkeiten scheinen mir aus seiner Bindung an abbildtheoretische Auffassungen zu resultieren. Ein verstärkter Rekurs auf (seit Platon diskutierte; vgl. Keller 1995, 22ff.) instrumentalistische Zeichenmodelle könnte in vielen Punkten vermutlich einfachere Lösungen ermöglichen. Allerdings steht jede Art von Instrumentalismus bei Derrida ebenfalls unter Metaphysikverdacht (vgl. Kap. 5 bzgl. der Schrift als Instrument). Nichtsdestotrotz akzeptiert Derrida wie gesehen immerhin die „Werkzeuge“ der bricolage.

³⁰¹ Ein besonders prägnantes Beispiel für einen derartigen Umgang mit kreativ variierten Begriffen, das mir den strategischen Aspekt der *différance* erst wirklich erschlossen hat, stellt Erich Frieds Glosse über die „Schneibarkeit“ dar (vgl. Fried 1975, 7-16).

Différance stellt als erstes die Veränderung einer *Schreibweise* dar. Das Manöver ist also im Bereich der Schrift angesiedelt, die in Derridas Frühwerk eine so zentrale Rolle spielt und wie gesehen eine der Bedeutungen des Ausdrucks ist. Des weiteren handelt es sich um eine *Alteration*, die ganz allgemein dem veränderten Umgang mit der Schriftthematik korrespondiert, und zwar in Form eines Regelverstoßes, von Derrida beschrieben als „[...] Verstoß gegen eine Orthodoxie, die eine Schrift regelt, gegen das Gesetz, welches das Geschriebene regelt und es in die Grenzen seiner Schicklichkeit einschließt.“ (dif 29) Die Parallele zu der provozierenden Transformation der Schrift aus einem sekundären Phänomen zum allgemeinen Prinzip der Bezeichnung liegt hier auf der Hand.

Mit der akustischen Identität der beiden Formen im Französischen verbindet Derrida verschiedene Aspekte. Sie impliziert für ihn ein antizipierendes Moment „stumme[r] Ironie“ (dif 29) gegenüber Versuchen, die mit der *différance* verbundenen Überlegungen und Vorstöße zu ignorieren. Im Rahmen einer auf das Hören und die *phonè* zentrierten Haltung – so deutet diese Geste an – ist dies möglich und sogar bis zu einem gewissen Grade berechtigt. Eine weitere Konsequenz der Unhörbarkeit des Unterschieds zwischen der regulären und der neuen Schreibweise besteht in einer Umkehrung der Hierarchie zwischen gesprochenem Wort und Schrift. Nur die Schrift ist in der Lage, die gemeinte Version *direkt* zu markieren, während mündliche Umschreibungen – wie sie Derrida in seinem Vortrag benutzt („*différance* mit ‘a’“) – in *Abhängigkeit* von der schriftlichen Vorgabe stehen. Darüber hinaus ist diese orthographische Manipulation nur im Rahmen einer phonetischen Schrift möglich, wodurch auch diese so zentrale Thematik implizit angesprochen ist, während die graphematische Aufspaltung des Lauts gleichzeitig das von Derrida öfter betontes Faktum illustriert, daß es natürliche phonetische Schriften genau genommen nicht gibt.

Die Unhörbarkeit der Differenz zwischen den beiden Schreibweisen verweist außerdem auf ein weiteres zentrales Argument der Dekonstruktion des Phonozentrismus, nämlich die generelle Unhörbarkeit der Differenz³⁰², welche in Derridas Widerlegung des Saussure unterstellten Schriftausschlusses auf dem Weg über die Behauptung eines „natürlichen Bands“ zwischen Laut und Bedeutung eine so entscheidende Rolle spielt (vgl. Kap. 4.2.3). Sie symbolisiert dadurch die Entmachtung der *phonè* und (unter anderem)

³⁰² Vgl. dif 31: „Gibt es also keine rein phonetische Schrift, so weil es keine rein phonetische *phonè* gibt. Die Differenz, welche die Phoneme aufstellt [...] bleibt an sich unhörbar.“ Dies gilt natürlich *mutatis mutandis* ebenso für die ‘graphische Differenz’, was Derrida so deutet, daß die *différance* eben keiner sinnlichen Ordnung angehöre, allerdings auch nicht ihrem metaphysischen Komplement, dem Reich des Intelligiblen.

der damit verbundenen präsensmetaphysischen Hauptkonstruktion des *s'entendre-parler* durch Betonung der differentiellen Konstitution von Bedeutungssystemen.

Die hier vorgelegten Ausführungen zur *différance* dürften deutlich gemacht haben, auf welcher vielfältigen Weise dieser Signifikant, wenn man dabei noch von einem solchen sprechen kann, mit Derridas antimetaphysischer Arbeit verknüpft ist. Seine Funktion erschöpft sich bei weitem nicht in der Etikettierung des Derridaschen neuen Schriftkonzepts. Vielmehr korrespondiert die *différance* in verschiedenster Hinsicht mit diesem. Aufgrund der von Derrida mit bemerkenswerter Phantasie hergestellten Verbindungen zu einer Vielzahl der in seinem Frühwerk diskutierten Fragen, erstrecken sich die Wirkungen dieses 'Nicht-Begriffs' tatsächlich quer über das thematische Terrain der Metaphysik, zumindest wenn man dessen Konturierung so akzeptiert, wie Derrida sie vornimmt. Vor allem die zuletzt betrachtete Verschiebung im Umgang mit „*différance*“ von der traditionellen wissenschaftlichen oder philosophischen Intensionalisierung zur Nutzung als strategische Einheit scheint geeignet, einen Ausweg aus der rekursiven nominalen oder begrifflichen Metaphysikverfallenheit zu eröffnen. Dabei geht die sogenannte operative Einklammerung des Signifikats deutlich über Derridas bis dahin unternommene Bemühungen hinaus und weist bereits auf jenen als „Signifikantenpraxis“ bezeichneten Bereich des 'Denkens vom Signifikanten aus', der in den beiden folgenden Kapiteln einer näheren Betrachtung unterzogen wird.

7 Platons Apotheke

„La pharmacie de Platon“ stellt den ältesten Teil des 1972 veröffentlichten Bands „La dissémination“³⁰³ dar. Der Aufsatz war, wie die beiden anderen dort enthaltenen umfangreichen Texte „La double séance“ (1970) und „La dissémination“ (1969) bereits früher in einer Zeitschriftenversion erschienen, und zwar 1968 in *Tel Quel* Nr. 32 und 33. Eingeleitet wird die Zusammenstellung³⁰⁴ von einem zusätzlichen, *Hors livre* betitelten Text, der sich mit dem paradoxen Charakter und dem fiktionalen Status von Vorworten befaßt.

Seit 1995 sind die Texte in einer deutschen Ausgabe zugänglich.³⁰⁵ „Platons Pharmazie“, wie der Aufsatz dort heißt, bietet sich im Zusammenhang der in dieser Arbeit verfolgten Fragestellung deshalb ganz nachdrücklich für eine nähere Betrachtung an, weil hier eine relativ umfangreiche Analyse (frz. 125 Seiten, dt. 121 Seiten) ausgehend und untrennbar von einem einzigen Signifikanten, dem griechischen Wort *pharmakon* in Szene gesetzt wird. „Platons Pharmazie“ stellt damit das am konsequentesten realisierte Beispiel jenes *Denkens vom Signifikanten her* dar, welches als einen, wenn nicht gar *den* wesentlichen Zug der ersten Derridaschen Arbeitsphase nachzuweisen eines der Hauptanliegen dieser Arbeit ist.

Darüber hinaus steht im Zentrum der besagten Analyse die schon unter 4.2.3 mit Bezug auf Saussure erörterte Verurteilung der Schrift in Platons *Phaidros* und die (von Derrida so gesehene) wesentliche Verbindung dieser Verurteilung mit den strukturellen Determinanten der platonischen Philosophie und damit, wie immer bei Derrida, der Philosophie überhaupt. Die Betrachtung von Derridas Dekonstruktion des platonischen Texts – denn um eine solche handelt es sich natürlich – bietet also auch eine Ergänzung der oben im Zusammenhang mit Saussure referierten Überlegungen Derridas zum Thema der Schriftunterdrückung als konstitutivem Moment des abendländischen Denkens und ist möglicherweise geeignet, die Plausibilität dieser auf den ersten Blick vielleicht abwegig anmutenden Zentralthese Derridas weiter zu erhöhen.³⁰⁶ Auch die folgenden Überlegungen haben also ihren Bezugspunkt in Derridas metaphysikkritischer ‘Arbeit

³⁰³ Jacques Derrida: *La dissémination*, Paris: Ed. du Seuil 1972.

³⁰⁴ Aus pragmatischen Gründen betrachte ich im folgenden PP primär als von den anderen in „Dissemination“ versammelten Texten unabhängige Einheit. Der kunstvoll organisierten sprachlichen Verwobenheit der vier Teile wird dabei nicht nachgegangen.

³⁰⁵ Jacques Derrida: *Dissemination*, Wien: Passagen 1995.

³⁰⁶ Leider ist es mir nicht möglich, die dritte umfangreiche Betrachtung dieser Frage, die große Rousseau-Dekonstruktion des zweiten Teils der „Grammatologie“ mit einzubeziehen, die eine weitere Elaboration dieser These enthält. Wie sich immer wieder zeigt (vgl. Welsch 1996, 271-274; Zima 1994, 38f., 118-120; Norris 1987, 97-113), ist es völlig ausgeschlossen, diese etwa 300 Seiten umfassende Arbeit

berlegungen haben also ihren Bezugspunkt in Derridas metaphysikkritischer ‘Arbeit am Zeichen’.³⁰⁷

7.1 Das pharmakologische System

Ausgangspunkt und Wegweiser der Derridaschen Auseinandersetzung mit Platons *Phaidros* (und weiteren mit diesem verbundenen Texten und Fragestellungen insbesondere Platons) bildet die Bezeichnung der Schrift als *pharmakon* durch Sokrates in diesem Dialog (zum Beispiel 274e, 275a).³⁰⁸ Derrida reklamiert für seine Studie, mit dieser auf die Verwendung des Zeichens *pharmakon* konzentrierten Lektüre nach Jahrhunderten der Verkennung erstmalig die Textur³⁰⁹ des *Phaidros* freizulegen (vgl. PP 73). Dieser stelle im Gegensatz zu den gängigen Hypothesen, welche den Dialog entweder als unreifes Früh- oder altersschwaches Spätwerk deuten, ein Meisterwerk dar, dessen subtile Komposition sich unter anderem in einer bisher übersehenen „geheimen Organisation von Themen, Namen und Worten“ (PP 75) realisiere. Diese verdeckte Textur konterkariert in Derridas Sicht die vordergründige Struktur des Dialogs, welche die Frage der Schrift in einer Art Anhang (ab 274b) behandelt, der einen vom Hauptteil thematisch unabhängigen Zusatz darstellt.³¹⁰ Demgegenüber verfißt Derrida die These, der Dialog sei von Anfang an „fest, wenn auch nicht sehr gut sichtbar“ (PP 76) mit der Frage nach Wesen und Wert der Schrift verknüpft und auf diese Thematik hin perspektiviert. Der letzte Teil des Dialogs stelle daher entgegen dem äußeren Anschein mitnichten einen im

kursorisch zu behandeln. Hier wäre eine detailorientierte und entsprechend umfangreiche Einzelstudie erforderlich.

³⁰⁷ Allem Anschein nach beginnt auch 25 Jahre nach „*La dissémination*“ grundsätzliches Nachdenken über Zeichen und Schrift noch immer bevorzugt bei Platon (vgl. Gumbrecht/Pfeiffer 1993, 9; Keller 1995, 21ff.).

³⁰⁸ Platonzitate erfolgen wie üblich nach der Stephanus-Numerierung.

³⁰⁹ Diese Ausführungen zur verborgenen Textur des *Phaidros* werfen ein gewisses Licht auf Derridas Textbegriff, in dessen Gebrauch durchgängig die etymologisch verankerte Gewebemetapher spürbar ist. (Vgl. dazu auch Derridas Ankündigung zum Modus seiner Analyse in PP 73/F 73: „Wir werden uns in den Grenzen dieses *Webens* halten: zwischen der Metapher des *histos* [...] und der Frage nach dem *histos* der Metapher.“) Es zeigt sich, daß hier auch andere Formen der Verwobenheit eine Rolle spielen als diejenigen, welche üblicherweise die Kriterien der Textkonstitution bilden. Einige dieser Verbindungen reichen weit über den hier primär betrachteten Dialog hinaus (vgl. besonders Kap. 7.2.4 und 7.3) und sind so außerdem geeignet, den Sinn des vielzitierten Derridaschen „*Es gibt kein Text-Äußeres*“ (z.B. G 274) erhellen zu helfen.

³¹⁰ Angesichts Derridas Überlegungen zur Doppelnatur des Supplements als Anhang und Ergänzung (vgl. G 250) leuchtet ein, daß die Präsentation eines anscheinend appendikulären Supplements seinen Versuch auf den Plan ruft, nach der verborgenen Einheit von Totalität und Zusatz zu forschen. Allerdings ist anzumerken, daß die kurze Erörterung der Schrift entgegen Derridas Darstellung nicht ganz am Ende des Dialogs steht, sondern ihr noch eine abschließende Betrachtung der Ausgangsthematik folgt.

Grunde genommen unerheblichen Zusatz dar: „In Wahrheit wird im *Phaidros* durchgehend strikt danach verlangt.“ (PP 75/F 75)

Bereits an dieser Stelle, im Bereich präliminarischer Ausführungen im Vorfeld der eigentlichen Untersuchungen, deutet sich an, daß Derrida hier die Arbeitsweise der Dekonstruktion gegenüber G und besonders im Vergleich zur „Dreischritt-Formel“ ganz beträchtlich erweitert. Geblieben ist der Ansatz, die Inkohärenz des Texts auszubeuten und seine mehr oder weniger verborgenen Widerstandskräfte gegen eine Oberflächenschicht auszuspielen. Im Unterschied etwa zur Saussure-Dekonstruktion aber besteht die hier in den Blick genommene Spannung zwischen Deklaration und Geste nicht primär in einem inhaltlichen Widerspruch expliziter oder impliziter Aussagen, sondern in der antagonistischen Tendenz verschiedener Strukturmomente. Wie sich zeigen wird, spielen für Derridas Analyse direkte Aussagen eine eher untergeordnete Rolle. Seine Aufmerksamkeit gilt vielmehr in erster Linie dem platonischen Text als *Ensemble verschiedener Signifikationsmodi*. Die Fruchtbarkeit dieser Herangehensweise wird in diesem Fall durch die Tatsache begünstigt, daß es sich um einen Text mit stark literarischem Einschlag handelt.³¹¹ Auch wenn Derrida dies keiner methodologischen Erwähnung für wert hält³¹², scheinen mir einige seiner Manöver ihre Möglichkeit oder zumindest einen großen Teil ihrer Überzeugungskraft aus dieser Eigenart der Vorlage zu beziehen.

Die dramatische Einkleidung der Abhandlung, die ja Elemente wie zum Beispiel eine Rahmenhandlung, Protagonisten, eine Kulisse etc. impliziert, stellt für Derrida kein einfaches illustratives Moment dar, sondern bildet einen integralen Bestandteil des signitiven Gesamtmechanismus. So verweist Derrida zum Beispiel auf die durchkalkulierte und mit der thematischen Ebene des Dialogs verflochtene Gestaltung des Spielorts:

Die *Topoi* des Dialogs sind nicht gleichgültig. Die Themen, die Plätze im Sinne der Rhetorik, sind präzise eingeschrieben, einbegriffen in jeweils signifikante Landschaften, sie sind inszeniert; [...]. (PP 77/F 77)

³¹¹ Wie alle platonischen Dialoge stellt der *Phaidros* eine literarische Form der Bearbeitung philosophischer Fragen dar. Diese eignen sich daher in besonderer Weise für eine Art der Deutung, welche die klassischen Schranken zwischen Theorie und Literatur aufzuheben versucht (wie das Derrida zugesprochen wird, vgl. z.B. Norris 1987, 21-27) und bilden selbst das philosophiegeschichtlich prominenteste Beispiel einer entsprechenden Schreibpraxis.

³¹² Derrida spricht im Zusammenhang mit dem Fortwirken der Theuth-Erzählung in der philosophischen Elaboration von „Szene“, „Bühne“ und „Theater“, zielt damit aber auf viel weitergehende Konstellationen als den hier gemeinten einfachen Sachverhalt (vgl. Kap. 7.2.4).

Die so zustande kommenden Effekte sind von durchaus unterschiedlicher Tief- bzw. Vordergründigkeit. Die Szenerie des Flusses Ilissos etwa bietet relativ zu Anfang des Dialogs die Gelegenheit zu einer beiläufigen dreifachen Antizipation, indem sie den Anstoß für eine a) (nicht ganz ernst gemeinte) *Mythosdeutung* liefert, in der b) das *pharmakon* alludiert und c) mit der physikalistischen Interpretation des mythischen Raubs der Oreithyia durch Boreas ein typisch *sophistisches* Modell vorgeführt wird (229a ff.). Damit treten drei zentrale Themen des Dialogs in spielerischer Verknüpfung und ohne großen Nachdruck in Erscheinung, denen überdies – merkwürdigerweise unterläßt es Derrida, auf diese Tatsache hinzuweisen – eine enge Beziehung zur Schriftthematik gemeinsam ist: Sokrates leitet seine Erörterung der Schrift durch die Wiedergabe des Theuth-Mythos ein (274c ff., vgl. Kap. 7.2.1), diese wird dort als *pharmakon* (274e) bezeichnet, und die Sophistik spielt im Rahmen von Platons Schriftverurteilung eine (wie Derrida zeigen wird äußerst ambivalente) Hauptrolle (vgl. Kap. 7.2.2).

Als theoretisch schwerwiegender und für Derridas Analyse bedeutsamer, weil tiefer in die „geheime Organisation“ des Texts verwoben, erweist sich die Tatsache, daß Sokrates durch die Neugier auf die von Phaidros mitgeführte Schriftrolle zu einem seiner wenigen überlieferten Ausflüge außerhalb der Stadt veranlaßt wird (230d). Ich komme anläßlich der Besprechung der rituellen jährlichen Stadtentsühnung in Athen durch die Ausstoßung eines *pharmakos* unter 7.2.5 auf diesen Punkt zurück. Eine Reihe weiterer Aspekte der literarischen Textorganisation, die für Derridas *Phaidros*-Deutung relevant sind, werden im Lauf dieses Kapitels an geeigneter Stelle ausführlich besprochen.

Im Verein der unterschiedlichen literarischen Mechanismen der Bedeutungsgeneration fällt einer auf den ersten Blick sehr gewöhnlichen Figur die zentrale Position in Derridas Analyse zu. Die Rede ist von der Apostrophierung der Schrift durch Sokrates als *pharmakon* (Droge, Gift, Heilmittel, Trank etc.). In üblicher Perspektive handelt es sich hier um eine schlichte Metapher, jedoch zeigt bereits Derridas Betrachtung einer früheren metaphorischen Bildung, Platons Wendung vom „Vater des Logos“ (siehe unten), daß die Dinge für ihn so einfach nicht liegen. Die Provokanz wie auch die Originalität und theoretische Fruchtbarkeit von Derridas Platonexegese basieren letztlich auf seiner Weigerung, die figurative Gleichsetzung von Schrift und *pharmakon* als inhaltlich unbedeutende, rhetorische Illustration, d.h. als Metapher im üblichen Sinn zu behandeln, der auf thematischer Ebene keine weiterreichende Bedeutung zukommt. Bereits im ersten Absatz von Teil I des Essays findet sich, wie erwähnt, die programmatische Ankündigung, sich im folgenden im Rahmen der Frage nach der *Metapher des Gewebes* (der

‘Textur’, des ‘Texts’, der ‘Textualität’) und dem *Gewebe der Metapher* zu bewegen (vgl. PP 73): Die erwähnte Freilegung der bislang verborgenen Textur des Dialogs vollzieht sich am Leit-Faden der Verwobenheit der *pharmakon*-„Metapher“ in den platonischen Text.

7.1.1 Der Vater des Logos

Anhand Derridas Umgang mit der platonischen Redeweise vom „Vater des Logos“ läßt sich zeigen, welche Perspektive auf „Metaphern“ er hier anstelle der üblichen entwickelt. Dieser bildet so einen erhellenden Vorlauf zum späteren Verfahren mit dem Zeichen *pharmakon* und bietet sich daher zur Gewinnung einiger Erkenntnisse über die bei Derrida größtenteils unausgesprochenen methodischen Implikate seines Vorgehens an.

Das Kap. 2 von „Platons Pharmazie“ mit dem Titel „Der Vater des Logos“ unterzieht die Rolle des Vaters in den vielfältigen Verwendungen und Zusammenhängen des Worts bei Platon einer vorbereitenden Untersuchung.³¹³ Diese assoziiert den Logos mit einer Vaterinstanz und bahnt ein Netz von Bedeutungen an, auf die später im Zusammenhang mit der Exploration der Schrift als vaterloser Rede verwiesen und aufgebaut wird. Derrida konstatiert

[...] die Durchgängigkeit eines platonischen Schemas, das den Ursprung und die Macht des Wortes, sprich: des *logos*, der väterlichen Stellung zuweist [...]. Nicht, daß dies allein und vornehmlich bei Platon geschähe. Es ist bekannt bzw. man kann es sich ohne weiteres vorstellen. Doch daß der „Platonismus“, der die gesamte abendländische Metaphysik in ihrer Begrifflichkeit begründet, der Allgemeinheit dieses strukturellen Zwangs nicht entgeht, daß er dies gar mit einem Glanz (*éclat*) und einer Subtilität ohnegleichen illustriert, ist als Faktum um so signifikanter. (PP 85/F 86)

Dies meine weniger die gelegentliche Gleichsetzung von Vater und Logos, sondern in erster Linie die Bezeichnung und Konzeptualisierung des *Ursprungs* des Logos *als dessen Vater*.³¹⁴ Dabei insistiert Derrida darauf, daß die Formulierung *Vater des Logos*

³¹³ Die Thematik der Vaterschaft wird von Derrida im achten Kapitel „Das Erbe des Pharmakon: Die Familienszene“ erneut und mit enorm vergrößerter Reichweite diskutiert. Ihre gleichsam antizipatorische Behandlung relativ zu Anfang von PP könnte als mimetisches Element bzgl. ähnlicher proleptischer Gegebenheiten im *Phaidros* (s.o.) gedeutet werden und würde dann einen ‘performativen’ Verweis auf die *Mimesis*-Thematik bilden, die die verschiedenen Texte in Dis verklammert (vgl. Dis 2).

³¹⁴ Daß darunter nicht in erster Linie das sprechende Subjekt zu verstehen ist, versteht sich für Derrida fast von selbst (vgl. PP 85).

„keinerlei Metapher [...], zumindest wenn man die geläufige und konventionelle Wirkung einer Rhetorik so versteht“ (PP 85), darstelle.

Aus der relativ ungeordneten Menge von Aussagen Derridas zu diesem Syntagma „*patēr tou logou*“³¹⁵ (PP 88) lassen sich meines Erachtens zwei Argumente formalisieren, die (zumindest im Fall des zweiten) eine grundsätzliche und für Derridas Werk äußerst folgenreiche Problematisierung der Figur der Metapher als solcher vornehmen. Dabei handelt es sich 1.) um eine beiläufig ausgeführte Kurzdekonstruktion der Hierarchie zwischen Bildspender und Bildempfänger (vgl. PP 89f.) sowie 2.) um die Zurückweisung einer bloß punktuellen Beziehung zwischen diesen beiden (vgl. PP 88).

1.) Derrida bietet eine versuchsweise Erklärung der Phrase als Metapher an:

Man würde dann sagen, daß der Ursprung oder die Ursache des *logos* mit dem verglichen wird, von dem wir wissen, daß es die Ursache eines lebendigen Sohnes ist, sein Vater. Man verstünde oder imaginierte die Geburt und den Prozeß des *logos* von einem ihm fremden Bereich her: der Weitergabe des Lebens oder der Generationsbeziehungen.³¹⁶ (PP 89)

Dieser Sichtweise hält Derrida entgegen, daß der Vater mitnichten einfach als der Erzeuger außerhalb einer sprachlichen Beziehung zum Sohn aufzufassen sei. Die Heterogenität der involvierten Bereiche Vater/Sohn und Erzeuger/Erzeugtes werde gerade durch das diakritische Element der Sprache, den *logos* also, konstituiert. Vom – in derridafremder Formulierung – üblichen metaphorischen Transport eines Attributs aus ei-

³¹⁵ Ich folge hier und im weiteren der Umschriftpraxis in Hans-Dieter Gondeks Übersetzung. Im Unterschied zu Derridas Version, die im Prinzip die griechischen Buchstaben η und ω im lateinischen Alphabet durch *accent grave* bzw. *accent circonflexe* (also è und ô) wiedergibt – des öfteren fehlt die Kennzeichnung aber auch (vgl. z.B. PP/F 79: „(*dokeis moi tes emes exodou to pharmakon ηρηκεναι*)“ für *δοκεις μοι της εμης εξοδου το φαρμακον ηρηκεναι* (230d) oder PP/F 73 (*semeinei*), PP/F 88 (*aletheia*), PP/F 109 (*mathema*), PP/F 116 (*upomneseôs*), PP/F 133 (*ten psuchen*), PP/F 154 (*eue-theia*), PP/F 162 (*phoneenta; aphonya*), PP/F 173 (*georgos*), PP/F 185 (*pases genesêôs; upodokhen auten oion tithenen*), PP/F 194 (*tes ousias*)) –, markiert die deutsche Fassung die Änderung der Quantitäten gegenüber ε und ο durch Längungsstriche (ē bzw. ô). Die fehlenden, ab und an auch fehlerhaften Markierungen Derridas (z.B. gelegentlich gegen das geschilderte Prinzip gesetzte *accents aigus*, fast regelmäßig etwa bei *hypomnêsis* (vgl. z.B. PP/F 124, 125, 126)) werden dabei von Gondek zuverlässig nachgetragen bzw. korrigiert, desgleichen die bei Derrida wechselnde Wiedergabe des υ als u oder y harmonisiert und wo nötig die Aspiration am Wortbeginn ergänzt (z.B. PP/F 116 (*upomneseôs; eures*) → PP 144 (*hypomnêseôs; heures*) oder PP/F 170 (*osper; o dè*) → PP 166 (*hōsper; ho dē*)).

³¹⁶ Derridas Metaphernverständnis orientiert sich hier offenbar sehr allgemein an der seit Quintilian geläufigen Formel vom ‘verkürzten Vergleich’ sowie dem spezifischen Kennzeichen des Bereichswechsels unter Ausbeutung bzw. Konstruktion einer (hier funktionalen) Homologie der Bereiche. Eine Auseinandersetzung mit Arbeiten zeitgenössischer Metaphertheorie hält Derrida hier offenbar ebenso für überflüssig wie in WM oder in „Der Entzug der Metapher“ (dt. 1998).

nem bekannten, bildspendenden Feld in einen dadurch illustrierten Bereich könne also keine Rede sein. Eher lägen die Dinge in gewissem Sinn umgekehrt:

Mit anderen Worten, vom *logos* her kündigt sich so etwas wie die Vaterschaft an und gibt sich zu denken. Selbst wenn in der Redeweise „Vater des Logos“ eine einfache Metapher läge, so würde das erste Wort, wiewohl es am *vertrautesten* (*le plus familier*) schiene, dennoch mehr an Bedeutung vom zweiten erhalten, als es auf dieses übertrüge. [...] Es gilt also in einer generellen Umkehrung zu allen metaphori-schen Richtungen vorzugehen, nicht zu fragen, ob ein *logos* einen Vater haben kann, sondern zu verstehen, daß das wovon der Vater der Vater zu sein vorgibt, ohne die wesentliche Möglichkeit des *logos* nicht funktionieren kann. (PP 90/F 91)

Es fällt nicht schwer, in dieser Argumentation die vertrauten Züge des in Kap. 3.2 dargestellten dreischriftigen Dekonstruktionsmusters zu erkennen: Die dem Metaphernbegriff inhärente Opposition von Bildspender und Bildempfänger wird mit den ihr zugeordneten Oppositionspaaren bekannt/unbekannt, Bedeutung spendend/Bedeutung empfangend etc. aufgedeckt und in ihrer funktionalen Hierarchie skizziert. Diese wird im nächsten Schritt umgekehrt, wobei gleichzeitig eine neue Betrachtungsebene erreicht wird, welche die Thematik der direkten generativen Beziehung zwischen einer Rede und ihrem Urheber durch die Frage nach dem allgemeinen Verhältnis zwischen der Stellung der Begriffe *logos* und *patēr* im platonischen Text ablöst.³¹⁷

2.) Von zentraler theoretischer Bedeutung ist die zweite Implikation in Derridas Behandlung der Vatermetapher. Diese bildet ein Vorspiel³¹⁸ der später unter dem Begriff der „Sinnkorridore“ angestellten Überlegungen Derridas zur Frage nach der Reichweite der monosemierenden Funktion konkreter Kontexte für die in ihnen verwendeten Ausdrücke.

Derrida wendet sich hier gegen die Behandlung der Metapher als isoliertes Phänomen, das nur in einer einzigen Hinsicht, als Spender *eines* bestimmten Attributs oder Qualitätskomplexes in Anspruch genommen wird. Diese eminent folgenreiche perspektivische Umorientierung wird in den anschließenden Ausführungen deutlich wahrnehmbar realisiert. Die explizite Formulierung deutet hingegen ihre Tragweite nur kurz an:

³¹⁷ Allerdings bleibt an dieser Stelle unklar, ob sich die dekonstruktive Hierarchieumkehr auf das Paar Vater/Logos beschränkt. Erwartbar wäre natürlich eine allgemeine Dekonstruktion der internen Struktur des metaphorischen Mechanismus, diese wird jedoch hier nicht ausgeführt. Möglicherweise verzichtet Derrida auf eine weitere solche, schablonenhafte dekonstruktive Bewegung zugunsten der unter Punkt 2.) angedeuteten fruchtbareren Elaboration des Metaphernkonzepts.

³¹⁸ Damit manifestiert sich eine weitere Antizipationslinie dieser Stelle, die den Verdacht auf eine bewußte strukturelle Platonimitation Derridas bestärkt.

Was wir provisorisch und der Bequemlichkeit halber auch weiterhin eine Metapher heißen werden, gehört in jedem Fall einem System an. (PP 88, Hvbog. J.L.)

Wie sich später zeigen wird, ist dieses System für Derrida der griechischen Kultur bzw. Sprache koextensiv. An dieser Stelle verfolgt Derrida jedoch nur einen Ausschnitt aus dem lexikalisch-semantischen Gewebe im Umfeld der figurativen Qualifikation des Logos als Sohn. So korrespondiert zum Beispiel die Ausstattung des Logos mit einem Vater seiner anderweitigen Behandlung als *zōon*, das heißt als lebendiges Wesen. Derrida betont hier die Zugehörigkeit zu einer physischen Ordnung, die unter anderem den Besitz eines eigenen und spezifisch artikulierten *Körpers* impliziert. In diesem Sinn führt er den folgenden *Phaidros*-Ausschnitt an:

SOKRATES: Aber dieses, glaube ich, wirst Du doch auch behaupten, daß eine Rede (*logon*) wie ein lebendes Wesen (*hōsper zōon*) gebaut (*synestanaí*) sein und ihren eigentümlichen Körper haben muß, so daß sie weder ohne Kopf ist noch ohne Fuß, sondern eine Mitte hat und Ende, die gegeneinander und gegen das Ganze in einem schicklichen Verhältnis gearbeitet sind. (264 bc) (PP 89)

Bis dahin könnte es sich um ein lokales, harmonisiertes Metapherngefüge handeln, das die intensionalen Implikationen der Vatermetapher noch ein kleines Stück weiter in einer sehr konventionellen Richtung verfolgt. Eine Betrachtung von Derridas Ausführungen offenbart jedoch weitere Verbindungen (vgl. PP 90-93). Die wichtigste zeigt sich im Zusammenhang der berühmten Sonnenanalogie im Vorfeld des „Höhlengleichnis“ der *Politeia* (507a ff.). Da der Verstand beim direkten Zugriff auf den obersten Wert, die Idee des Guten, überfordert wäre wie die Augen beim Blick in die Sonne, wird nicht dieser durch Sokrates theoretisiert, sondern sein *Sprößling* (*ekgonos*), während „des Vaters Beschreibung“ auf später verschoben wird (506e). Das Verhältnis wird also wiederum als Vater-Sohn Beziehung gestaltet. Der Logos dient dabei zur Erkenntnis der durch die Sonne bzw. die Idee des Guten erschaffenen sinnlichen oder intelligiblen einzelnen *onta*. Sein Ermöglichungsprinzip kann er jedoch nicht erfassen. Entsprechend verzichtet Sokrates, wie gesagt, auf eine direkte Thematisierung und kündigt statt dessen jene analogische Behandlung an (506e), als die sich dann die Substitution des gedanklichen Bereichs (*noētos topos*) durch den sichtbaren (*horatos*) erweisen wird (508c). Dieser wird von Platon nicht nur als Sprößling oder Sohn (*εκυονος*), sondern auch als „Zins“ (*τοκος*) bezeichnet, der als Abschlag auf das wahre Kapital akzeptiert werden möge (507a). Auch *τοκος* jedoch weist neben „Gewinn“, „Zins“, „Ertrag“ die weiteren Bedeutungen „Geburt“, „Nachkommenschaft“, „Kind“ auf (vgl. Gemoll 743) und ver-

weist so erneut auf den Bereich des Lebendigen, dem die ersatzweisen *logoi* des Sokrates damit indirekt und „metaphorisch“ zugeordnet werden.³¹⁹

Es zeigt sich also, daß der Hinweis auf die Systematizität der Vatermetapher auf deren Verflechtung mit verschiedenen thematischen Bereichen (und anderen Texten) des platonischen Œuvres zielt. Die Mechanik dieser Verbindungen umfaßt figurative, ‘normale’ lexikalische und thematische Relationen, die jedoch an dieser Stelle noch nicht genauer untersucht werden. Das bis hierher Gesagte sollte genügen, um die Richtung anzuzeigen, in die sich Derridas Analyse weiterbewegen wird, wenn er daran geht, das Gewebe (nicht nur) des *Phaidros* zu untersuchen, indem er jene „*geregelt Polysemie*“ (PP 80/F 80) zu rekonstruieren versucht, die nach seinem Dafürhalten das Gesetz des Dialogs und die „Regel seines Spiels“ (P 71) bildet.

7.1.2 Das Gewebe des *pharmakon*

Die theoretischen Voraussetzungen und Implikationen der Derridaschen (Re-)Konstruktion³²⁰ der untergründigen Faktur des *Phaidros*, soweit sie von Derrida offen statuiert werden, finden sich ganz überwiegend am Anfang von Kap. 4: DAS PHARMAKON (bes. PP 106-110). Trotz ihrer Kürze und ihres nur bedingt theoretischen Charakters geben diese Ausführungen einige aufschlußreiche Hinweise. Sie werden daher im folgenden als Basis der späteren Analysen kurz ausgewertet.

Analog zur Vatermetapher konstatiert Derrida im Fall des Ausdrucks *pharmakon* bei Platon eine Systematik seiner semantischen Aspekte:

³¹⁹ Den gemeinsamen Punkt aller betrachteten Verhältnisse bildet jedoch, wie mir scheint, gegen Derridas oben zitierte, komplizierende Sicht, die Abhängigkeit der „Söhne“ von einer generativen, „väterlichen Instanz“.

³²⁰ Ich mache mir hier und im folgenden Derridas doppeldeutige Formulierung zu eigen und halte mich so im Unentschiedenen hinsichtlich der Frage, in welchem Maß die in seinen Interpretationen aufscheinenden Strukturen unabhängig von diesen Deutungen gegeben sind. Derrida selbst äußert sich über die weder im Modus des Aktiv noch der Passivität eindeutig zu bestimmende Arbeit seiner Auseinandersetzung mit (hier Platons) Texten folgendermaßen: „Es gälte also, in einer einzigen, aber zweigeteilten (*dédoublé*) Geste, zu lesen und zu schreiben. Und derjenige hätte nichts von dem Spiel verstanden, der sich aus dem Grunde (*du coup*) autorisiert fühlte, dem weiter hinzuzufügen, das heißt *irgend etwas* hinzuzufügen. Er würde nichts hinzugefügt haben: die Naht würde nicht halten. Umgekehrt würde derjenige nicht einmal lesen, den die „methodologische Umsichtigkeit“, die „Normen der Objektivität“ und die „Schutzgitter des Wissens“ davon abhielten, das seine da hinzuzutun.“ (PP 72/F 72) Vgl. ganz ähnlich G 273.

Kommen wir zum Text von Platon zurück, [...]. Das Wort *pharmakon* wird darin in einer Kette von Bedeutungen aufgenommen. Das Spiel dieser Kette macht einen systematischen Eindruck.³²¹ (PP 106)

Wie aus den folgenden Erläuterungen Derridas deutlich wird, zielt diese Bemerkung auf den von ihm beobachteten Sachverhalt, daß über den gemeinsamen Signifikanten *pharmakon* verschiedene Kontexte, in denen das Wort mit je unterschiedlicher Bedeutung figurieren kann, inhaltlich verknüpft werden:

Dank dem Spiel der Sprache kommt es zu geregelten Verbindungen zwischen diversen Funktionen des Wortes und, in ihm, zwischen diversen Sedimenten oder diversen Regionen der Kultur. (PP 106)

Sehr brauchbar scheint mir der in diesem Zusammenhang von Derrida hier benutzte, im folgenden aber nicht wieder aufgegriffene Terminus „**Sinnkorridor**“ (PP 106, vgl. Kap. 8). Am Beispiel der Verwendung von *patēr*, *ekgonos* und *tokos* in unterschiedlichen semantischen Feldern (oder bzgl. unterschiedlicher Bereiche der Realität) wurde erkennbar, in welcher Form Derrida die konjunktive Wirkung dieser Sinnkorridore in der Systematizität figurativer wie „normal-intensionaler“ Verbindungen über gemeinhin akzeptierte Kontextgrenzen hinweg bestätigt findet.

Eine im Horizont der damaligen Diskussion in Frankreich nicht ungewöhnliche³²², in ihrer lapidaren Präsentation hier jedoch einigermaßen provokante Implikation des Korridortheorems betrifft die Rolle des aktuellen Verfassers eines Texts. Wie nicht weiter überraschend, gesteht Derrida den Absichten eines Autors nur eine untergeordnete Bedeutung zu. Das „Spiel der Sprache“, wie es oben hieß, produziert laut Derrida Notwendigkeiten, zu denen sich ein Autor unterschiedlich verhalten kann. Dabei beschränkt sich sein Spielraum jedoch lediglich auf verschiedene *Modi der Unterwerfung* unter dieses (vgl. PP 106). So sei es zwar möglich, bestimmte Sinnkorridore in einem willentlich gesteuerten Spiel zu markieren und hervorzuheben – etwa indem der *logos* als *zōon* bezeichnet und nach Maßgabe der Implikationen dieses Bildes konzipiert wird. Das Fehlen einer aktiven Nutzung dieser Kanäle resultiere jedoch nicht in deren Virtualisierung, sondern bloß in einer möglichen Verschleierung ihrer Wirksamkeit. Leider ver-

³²¹ Derrida spricht im folgenden konsequent von „System“ und gibt damit zu erkennen, daß die vorsichtigeren Formulierung „semble systématique“ (PP/F 108) primär rhetorische Qualität hat.

³²² Derrida befindet sich hier in Übereinstimmung z.B. mit den ungefähr gleichzeitig veröffentlichten Überlegungen Barthes in 'La mort de l'auteur', das seinerseits offenbar Einflüsse der Derridaschen Schrifttheorie aufweist: „[...] writing is the destruction of every voice, of every point of origin. Writing is that neutral, composite, oblique space, where our subject slips away, the negative where all identity is lost, [...].“ (The Death of the Author 142, zitiert nach Barthes 1977)

richtet Derrida in diesem Punkt auf eine weitergehende Theoretisierung des Intentionalitätsproblems und begnügt sich damit, in einer bei ihm häufig anzutreffenden Geste die metaphysischen Implikationen der damit üblicherweise verbundenen Fragestellungen zu kritisieren:

Wie Platon auch in anderen Fällen imstande ist, die Verbindungen nicht zu sehen, sie im Schatten zu lassen oder sie darin zu unterbrechen. Und dennoch werden diese Verbindungen von sich aus tätig. Trotz ihm? Dank ihm?³²³ In *seinem* Text? *Außerhalb* seines Textes? Aber wo dann? Zwischen seinem Text und der Sprache? Für welchen Leser? In welchem Moment? Eine grundsätzliche und allgemeine Antwort auf derartige Fragen wird uns allmählich unmöglich scheinen; und dies wird uns Anlaß geben zu der Vermutung, die Frage selbst, jeder ihrer Begriffe und jeder der so beglaubigten Gegensätze sei falsch gestellt. (PP 107/F 108)

Auch in Kenntnis der metaphysik- und wissenschaftskritischen Gründe für Derridas Ablehnung, an dieser Stelle von seiner sonstigen Praxis abzugehen und eine systematische Theorie zu präsentieren, bleibt anzumerken, daß seine Behandlung des Autorproblems und der damit verbundenen Frage nach der Abgrenzbarkeit von Texten die Konsequenzen seiner provozierenden Andeutungen nicht diskutiert. Zwar lassen die hier und im weiteren betrachteten Überlegungen erkennen, daß Derrida zum Beispiel die Vorstellung eines geschlossenen (platonischen) Texts³²⁴ ablehnt, der Status und die konkreten Formen der Autoraktivität bleiben aber jenseits der gelegentlich von Derrida konstatierten Versuche Platons, das Wirken der *différance* und die „Graphik“ des *pharmakon* logozentrisch zu neutralisieren, fast völlig im Dunkeln. Angesichts der Bedeutung der Thematik und der enormen (zum Beispiel textwissenschaftlichen) Konsequenzen, die Derridas Thesen zu beinhalten scheinen, wirkt diese Zurückhaltung wenig glücklich.

Anstelle der hier verweigerten „allgemeinen und grundsätzlichen“ Erörterung verfolgt Derrida in concreto das Labyrinth der offen oder verdeckt funktionierenden Sinnkorri-

³²³ Die folgende Passage scheint mir anzudeuten, daß Derrida hier entsprechend seiner Unterscheidung zwischen Intention und Geste in *G* die Irrelevanz der Autorenintention hauptsächlich auf eine textuelle Tiefenschicht bezieht: „[...] einmal unterstellt, den Kategorien des Willentlichen und des Unwillentlichen käme noch irgendeine absolute Trefflichkeit zu in einer Lektüre – was wir nicht einen Augenblick lang glauben, zumindest nicht auf der textuellen Ebene, auf der wir uns vorwagen – [...].“ (PP 81). Seine ausweichende Haltung bezüglich einer Theorie der dort wirksamen Mechanismen wiederholt sich in den Ausführungen über die Rolle der Anwesenheit eines bestimmten Signifikanten in einem Text und dessen Beziehung zum Sprachsystem insgesamt (PP 146ff., vgl. 7.3).

³²⁴ Vgl. entsprechend in bezug auf Rousseau: „Streng genommen gibt es keinen Text, dessen Autor oder Subjekt Jean-Jacques Rousseau ist.“ (G 423/F 350)

dore auf dem verschlungenen textuellen Terrain des *Phaidros*, des platonischen Œuvres, der griechischen Sprache und – eine neue Überraschung – sogar darüber hinaus. Dabei spielt das Wort *pharmakon* eine Sonderrolle, deren Spezifik es, wie sich zeigen wird, nachgerade zum Symbol der von Derrida gezeichneten paradoxen Logik der Philosophie und des okzidentalen Denkens überhaupt prädestiniert. Um die Rekonstruktion dieses verschlungenen Systems ‘*pharmakon*’ geht es im folgenden.

Den Ausgangspunkt der Überlegungen bildet die Tatsache, daß das griechische Wort *pharmakon* in der französischen Übersetzung je nach Zusammenhang entweder als ‘*remède*’ (Heilmittel) oder ‘*poison*’ (Gift) erscheint.³²⁵ Die oben skizzierte semantische Korrespondenz unterschiedlicher Bedeutungen über bestehende Kontextschränken hinweg erfährt in diesem Fall eine nicht unbeträchtliche Komplikation durch die Gegensätzlichkeit dieser Teilbedeutungen. Im Unterschied zum griechischen Original spaltet die wechselnde Übersetzung durch „Arznei“, „(Heil-) Mittel“ oder „Gift“ diese prekäre Einheit auf und destruiert so die ambivalente Textur:

Eine derartige Übersetzung zerstört vor allem, was wir weiter unten die anagrammatische Schrift Platons heißen werden, indem sie die Bezüge unterbricht, die sich darin zwischen verschiedenen Funktionen desselben Wortes an verschiedenen Orten weben – virtuell „zitathafte“ Bezüge, dies aber notwendigerweise.³²⁶ Wenn ein Wort sich als Zitat eines anderen Sinns desselben Wortes einschreibt, wenn die textuelle Vorbühne (l’avant-scène) des Wortes *pharmakon*, wiewohl es (*Heil-)* *Mittel* bedeutet, zitiert, re-zitiert und zu lesen gibt, was *in demselben Wort* an einem anderen Ort und in einer anderen Tiefe der Bühne *Gift* bedeutet (zum Beispiel, denn *pharmakon* will noch andere Dinge sagen), so bewirkt die Auswahl eines einzigen dieser französischen [oder deutschen; J.L.] Worte durch den Übersetzer als erstes eine Neutralisierung des Zitatenspiels, des „Anagramms“ und *a limine* schlechthin der Textualität des übersetzten Textes. (PP 109)

Die Desintegration der Textualität ist jedoch nicht erst ein Resultat der Übersetzung „in die Erb- und Depositärsprachen der abendländischen Metaphysik“ (PP 110). Bereits der platonische Text selbst weist nach Derrida die starke Tendenz auf, das Netzwerk seiner untergründigen Verbindungen zu blockieren. Es lasse sich zeigen

³²⁵ Die hier und im folgenden angestellten Untersuchungen Derridas haben für die (auch von Gondek seiner Übersetzung zugrundegelegte) Schleiermachersche deutsche Standardversion der Werke Platons dieselbe Gültigkeit (z.B. *Phaidros* 274e, gibt für φάρμακον: ‘Mittel’; *Lysis* 220d: ‘Arznei’, *Phaidon* 116c: ‘Gift’, 116d: ‘Trank’). Ich beziehe mich im folgenden daher nicht mehr auf die französische Fassung.

³²⁶ Die Übersetzung verunklart hier die im Original eindeutige Syntax: „[...] rapports virtuellement mais nécessairement ‘citationnels’.“ (PP/F 111)

[...], daß diese Unterbrechung zwischen den gegensätzlichen Werten selbst bereits ein „Platonismus“-Effekt ist, die Konsequenz einer Arbeit, die bereits im übersetzten Text begonnen hat, im Verhältnis von „Platon“ zu seiner „Sprache“. [...] Die Textualität [...] ist von Natur aus absolut heterogen und schließt ständig Kompromisse mit den Kräften, die auf ihre Annullierung hinzielen. (PP 110/F 111)³²⁷

Die konkrete Art und Weise des Zusammenwirkens dieser beiden Kräfte bildet laut Derrida „in einem bestimmten Sinne das einzige Thema dieses Essays“. (PP 110) Ich erinnere in diesem Zusammenhang daran, daß Derrida den Beginn der abendländischen Philosophie regelmäßig mit Platon assoziiert. Es kann daher nicht überraschen, daß er diesem seines Erachtens für Platons Denken so zentralen Punkt bevorzugte Aufmerksamkeit zukommen läßt. Ohne daß diese ganz explizit formuliert würde, lanciert Derrida die These, daß sich im lexikalischen Brennpunkt des *pharmakon* die bis heute entscheidende Weichenstellung des westlichen Denkens fokussiert, welche eine grundsätzliche textuelle Ambivalenz und Ambiguität zugunsten eines widerspruchsfreien, identitätslogisch stringenten Denk- und Signifikationsparadigmas zu verdrängen sucht. Ich zitiere den diesbezüglich (und möglicherweise überhaupt) bedeutsamsten Passus des Aufsatzes:

Einerseits treibt Platon die Entscheidung einer Logik, die den Übergang zwischen den beiden gegensätzlichen Bedeutungen ein und desselben Wortes nicht duldet, um so stärker voran, als sich ein derartiger Übergang als etwas ganz anderes herausstellen wird denn eine einfache Konfusion, Alternanz oder Dialektik von Gegensätzen. Und doch konstituiert andererseits das *pharmakon*, sollte sich unsere Lektüre bestätigen, die ursprüngliche Mitte [„le milieu original“ (PP/F 112); J.L.] dieser Entscheidung, das ihr vorgängige, sie umfassende, sie umrahmende Element, das sich niemals darauf reduzieren läßt und das von keinem einzigen im griechischen und platonischen Text operierenden Wort (oder signifikanten Apparat) getrennt werden kann. (PP 110, Hvb. J.L.)³²⁸

Eine in mehrfacher Hinsicht eminente Stelle. Platons Schriften erscheinen in dieser Perspektive als Schauplatz – nicht umsonst spricht Derrida so oft von „Szene“, „Bühne“ etc. – des Kampfs zwischen einem Denken logisch-semanticischer Homogenisierung und dem Denken textuell verankerter Ambivalenz. Dieser Kampf findet statt in Gestalt von an der Textoberfläche liegenden Versuchen, die besagten Sinnkorridore zu unterbrechen

³²⁷ Dieser heterogene Charakter der Textualität bildet, wie gesehen, die allgemeine Grundlage des dekonstruktiven Verfahrens überhaupt.

³²⁸ Die hier angesprochene Verbindung der reversiblen „Logik des *pharmakon*“ mit wesentlichen strukturellen Determinanten des Platonismus bildet ein wiederkehrendes Thema der folgenden Kapitel, vgl. besonders 7.2.2.

einerseits, und den weniger deutlich sichtbaren gegenläufigen textuellen Effekten, die die Struktur unter anderem des hier primär betrachteten *Phaidros* bestimmen, andererseits. Die Verbindungen unterschiedlicher und nicht homogener Bereiche, die über den Signifikanten *pharmakon* hergestellt werden, bilden in Derridas Analyse „das Milieu“ dieses Kampfs. Auch wenn diese Sonderstellung des *pharmakon* nicht a priori theoretisch zu begründen ist, sondern erst als Resultat der konkreten Betrachtung seines Funktionierens im platonischen Text erscheint, läßt sich mit der großen Spannung zwischen den verschiedenen Polen seines Bedeutungsspektrums sicherlich ein intrinsischer Faktor festhalten, der einleuchten läßt, daß die besagten gegensätzlichen Tendenzen gerade an diesem Wort besonders eklatant in Erscheinung treten. Die Untersuchung dieser Zusammenhänge muß nach Derrida die prototypischen Unterdrückungsmechanismen im bis heute andauernden selbstkonstitutiven Prozeß der Philosophie (d.h. der Metaphysik) genauso zutage fördern, wie sie eine spezifische Organisation der dabei auftretenden Gegenkräfte sichtbar macht.³²⁹

Dabei ist trotz aller exemplarischer Relevanz die gesamte Betrachtung nicht von dem speziellen Signifikanten „*pharmakon*“ zu trennen. Derrida betont ausdrücklich „[...] die plastische Einheit dieses Begriffs, [...] und die befremdende Logik, die ihn an seinen Signifikanten bindet [...].“ (PP 80) Noch deutlicher wird die konkrete Wortgebundenheit dieser „Logik“ in den folgenden Sätzen ausgesprochen:

[...] so ist diese Notwendigkeit in das *Zeichen pharmakon* eingeschrieben, welches Robin [der französische Herausgeber und Übersetzer; J.L.] (zum Beispiel) zergliedert, hier in das Heilmittel und dort in die Droge. Wir sagen ausdrücklich das *Zeichen pharmakon*, womit wir vermerken wollen, daß es sich *unauflöslich* um einen Signifikanten und einen signifizierten Begriff handelt. (PP 112/F 113)³³⁰

Derridas (Re-)Konstruktion der hier als ‘Logik des *pharmakon*’ apostrophierten heterogenen textuellen Organisation bildet den Gegenstand der folgenden Kapitel. Sie wird dort nach den bisherigen, eher grundsätzlichen Darstellungen einer konkreten und detailorientierten Betrachtung unterzogen. Ich möchte jedoch im Vorab nachdrücklich auf

³²⁹ Diese, hier mit dem Wort *pharmakon* verknüpft, korrespondiert mit einer Anzahl anderer sich wechselseitig beleuchtender Konfigurationen, die Derrida des öfteren unter den Stichworten *Supplement*, *(Ur-)Schrift*, *(Ur-)Spur*, *différance*, *Hymen*, *Tympanon* u.a. aufzurufen pflegt. Vgl. zum Thema dieser Kette quasi-metasprachlicher Analysekonzepte weiter unten Kap. 8.

³³⁰ Diese Betonung der Untrennbarkeit von Signifikat und Signifikant macht noch einmal die Verbindung zu der entsprechenden Thematik in G deutlich und untermauert die dort vorgetragene Sichtweise. In gewisser Weise ist es durchaus zutreffend, die ganze Platon-Studie als eine großangelegte Demonstration der Unhaltbarkeit des ‘transzendentalen Signifikats’ zu begreifen.

den von Derrida geäußerten Vorbehalt gegenüber seinem eigenen Unternehmen hinweisen. Ganz im Sinne seiner Betonung der Verweisung zu Lasten eines stationären Signifikats erteilt er der Möglichkeit, die Totalität der Bedeutungskette des *pharmakon* zu erfassen und so die Verfügungsgewalt über dessen semantisches Feld zu erlangen, eine Absage³³¹: „Kein absolutes Privileg gestattet es uns, ihr textuelles System absolut zu beherrschen.“ (PP 107) Jedoch sei eine Verschiebung der bisherigen Grenze der Wahrnehmung dieses Systems sowohl geboten als auch möglich (vgl. PP 107). Wie dies geschehen kann, will Derrida allerdings nicht theoretisch darlegen, sondern statt dessen praktisch demonstrieren:

Die Möglichkeiten der Verschiebung, die Mächte der Verschiebung sind diverser Natur, und statt hier die Titel aufzuzählen, versuchen wir lieber, im *Weitergehen* durch die platonische Problematik der Schrift hindurch einige Wirkungen davon hervorzubringen. (PP 107/F 109)

7.2 Platons Text

Nachdem bis hierhin im wesentlichen die impliziten und expliziten theoretischen Grundzüge der Derridaschen Platonuntersuchung präsentiert worden sind, wende ich mich nun Derridas konkreten Deutungsbewegungen zu. Diese zielen, wie gesagt, auf eine – wenngleich prinzipiell unvollständige – (Re-)Konstruktion der verborgenen Textur des platonischen Texts. Von der Plausibilität der dabei propagierten Zusammenhänge und Verknüpfungsformen hängt die Beurteilung der bislang vorgetragenen theoretischen Momente weitgehend ab, die ja in der vorgestellten Form primär assertorischen Charakter haben, ohne daß das darin implizierte alternative Textualitätsmodell eine gründliche Diskussion oder gar eine stringente Ableitung erfahren hätte.³³²

³³¹ Mit anderen Worten bedeutet dies, daß die Machart und damit die Mechanismen der Sinnproduktion dieses Texts nicht restlos zu erfassen sind. Diese Einschränkung korrespondiert der in Kap. 3.3 angesprochenen Position Derridas, nach der ein Text „letztlich“ keine feste Bedeutung habe.

³³² Derrida ist sich der Ungewöhnlichkeit seiner Analyse wie auch ihrer Exposition durchaus bewußt, wie die folgende Passage zeigt, in der außerdem ein gewisser Stolz auf die eigene, risikofreudige Originalität mitzuschwingen scheint: „Die Auseinandersetzung (*l'explication*) mit Platon, so wie sie in diesem Text umrissen wird, untersteht bereits nicht mehr den anerkannten Modellen des Kommentars, der genealogischen oder strukturalen Wiederherstellung eines Systems, ob damit eine Bestätigung oder eine Widerlegung [...] beabsichtigt wird. Es geht hier um etwas ganz anderes. Auch um dies, aber noch um etwas ganz anderes. Man lese nochmals, sofern man Zweifel daran hat, den vorangehenden Absatz. Über alle Vorbilder klassischer Lektüre wird darin an einem Punkt hinausgegangen, [...]“ (PP 116/F 118)

7.2.1 Der Mythos von Theuth

Der Theuth-Mythos des *Phaidros* spielt für Derridas Überlegungen, wie sich zeigen wird in mehrerer Hinsicht, eine kruziale Rolle. Er wird von Sokrates vorgetragen, um die Erörterung des Wesens der Schrift einzuleiten (274c ff.). Dort vollzieht sich auch die erste offene Etikettierung der Schrift als *pharmakon*:

SOKRATES: Ich habe also gehört, zu Naukratis in Ägypten sei einer von den dortigen alten Göttern gewesen, dem auch der Vogel, welcher Ibis heißt, geheiligt war, er selbst aber der Gott habe Theuth geheißten. Dieser habe zuerst Zahl und Rechnung erfunden, dann die Meßkunst und die Sternkunde, ferner das Brett- und Würfelspiel, und so auch die Buchstaben. Als König von ganz Ägypten [sic] habe damals Thamus geherrscht in der großen Stadt des oberen Landes, welche die Hellenen das ägyptische Thebe nennen, den Gott selbst aber Ammon. Zu dem sei Theuth gegangen, habe ihm seine Künste gewiesen, und begehrt sie möchten den andern Ägyptern mitgeteilt werden. Jener fragte, was doch eine jede für Nutzen gewähre, und je nachdem ihm, was Theuth darüber vorbrachte, richtig oder unrichtig dünkte, tadelte er oder lobte. Vieles nun soll Thamus dem Theuth über jede Kunst dafür und dawi-der gesagt haben, welches weitläufig wäre alles anzuführen. Als er aber an die Buchstaben gekommen, habe Theuth gesagt: Diese Kunst, o König, wird die Ägypter weiser machen und gedächtnisreicher, denn als ein Mittel [φάρμακον] für den Verstand und das Gedächtnis ist sie erfunden. Jener aber habe erwidert: O kunstreichster Theuth, Einer weiß, was zu den Künsten gehört, ans Licht zu gebären; ein Anderer zu beurteilen, wieviel Schaden und Vorteil sie denen bringen, die sie gebrauchen werden. So hast auch du jetzt als Vater der Buchstaben aus Liebe das Gegenteil dessen gesagt, was sie bewirken. Denn diese Erfindung wird der Lernenden Seelen vielmehr Vergessenheit einflößen aus Vernachlässigung des Gedächtnisses, weil sie im Vertrauen auf die Schrift sich nur von außen [ἔξωθεν] vermittelst fremder Zeichen, nicht aber innerlich [ἔνδοθεν] sich selbst und unmittelbar erinnern werden. Nicht also für das Gedächtnis, sondern nur für die Erinnerung hast du ein Mittel [φάρμακον] erfunden, und von der Weisheit bringst du deinen Lehrlingen nur den Schein bei, nicht die Sache selbst. Denn indem sie nun vieles gehört haben ohne Unterricht, werden sie sich auch vielwissend zu sein dünken, da sie doch unwissend größtenteils sind, und schwer zu behandeln, nachdem sie dünkeltweise geworden statt weise. (274c-275b)

Derrida legt größtes Gewicht darauf, daß dieser Mythos, obwohl er mit dem Zikadenmythos (gleichfalls in diesem Dialog, 259b-d) als einzige originäre mythologische *Erfindung Platons* gilt, keineswegs *frei* erfunden ist, sondern seine Elemente „von strengen

Notwendigkeiten überwacht und begrenzt werden“ (PP 94).³³³ Letztere verortet Derrida einerseits in dem nicht-griechischen mythologischen Hintergrund der Theuth-Legende, andererseits in jenem Komplex hellenischen Sprechens und Denkens, in dem sich Platon bewegt:

Die Organisation des Mythos ist machtvollen Zwängen unterworfen. Diese wirken als ein System von Regeln zusammen, die sich bald im Inneren dessen, was empirisch für uns als „Werk Platons“ [...], als „die griechische Kultur“ oder „die griechische Sprache“ Kontur gewinnt, bald im Äußeren in der „fremden Mythologie“ anzeigen. (PP 94/F 96)

Bezüglich des angesprochenen Regelsystems wird Derrida auf dieser grundsätzlichen Ebene nur wenig konkreter. Immerhin nennt er zumindest einige Stichworte:

Platon hat seine Erzählung Strukturgesetzen anpassen müssen. Die allgemeinsten, diejenigen, welche die Gegensätze Sprechen/Schreiben, Leben/Tod, Vater/Sohn, Herr/Knecht, erster/zweiter, legitimer Sohn/Waise-Bastard, Seele/Körper, Drinnen/Draußen, Gut/Böse, Ernst/Spiel, Tag/Nacht, Sonne/Mond etc. kommandieren und artikulieren, beherrschen gleichfalls und denselben Konfigurationen gemäß die ägyptische, die babylonische und die assyrische Mythologie. (PP 95/F 96)

Dabei handelt es sich, wie Derrida betont, nicht einfach um einen Entlehnungsvorgang³³⁴ – erst recht nicht um die isolierte Entlehnung der Theuth-Figur durch Platon. Die Übertragung von Mythemen setze vielmehr eine „innere und strukturelle Notwendigkeit“ (PP 95) voraus:

Die strukturelle Analogie, über die sie [die Theuth-Figur; J.L.] mit anderen Göttern der Schrift und zuvorderst mit dem ägyptischen Thoth in Beziehung gesetzt wird, läßt sich weder auf eine zerstückelte oder totale Entlehnung noch auf den Zufall oder die Einbildungskraft Platons zurückführen. Und ihre gleichzeitige, so strikte und so enge Einfügung in die Systematik der Philosopheme Platons, diese Aneinanderfügung des Mythologischen und des Philosophischen verweist auf eine tiefer vergrabene Notwendigkeit.³³⁵ (PP 95).

³³³ Diese Feststellung ist für Derridas weitere Ausführungen von entscheidender Bedeutung, insofern die vielfältigen Vernetzungen zwischen der mythischen Konfiguration der Theuth-Szene und dem philosophischen Œuvre Platons andernfalls jede Signifikanz verlören.

³³⁴ Dem entspricht Derridas bewußte Ausblendung des Problems „der faktischen Genealogie und der empirischen, tatsächlichen Verbindung zwischen den Kulturen und den Mythologien“ (PP 95).

³³⁵ Leider versagt sich Derrida nähere Angaben über die Beschaffenheit und den Status des hier angedeuteten gemeinsamen Dispositivs für Mythos und Logos, Asien und Europa. Die Tendenz der Passage verbindet sie jedoch mit Derridas Bemühen in PP, die Selbstkonstitution der Philosophie als Verdrängung ihres mythischen Anteils sowie das letzte Scheitern dieses Abspaltungsprozesses nachzuweisen. Vgl. neben vielen anderen Stellen: „Vielmehr soll [...] die allgemeine Problematik der Bezüge

Diese inhaltlich erst angedeutete Homologie zwischen (unter anderem) dem platonischen Œuvre und den im *Phaidros* virulenten mythologischen Zusammenhängen wird von Derrida im weiteren Verlauf teilweise belegt, teilweise auch bloß unterstellt, vor allem aber in spezifischer Weise ausgebeutet. Dabei zieht Derrida die mythischen Verhältnisse und Strukturen zur Deutung einzelner Figuren oder größerer Konstellationen der platonischen Philosophie heran.

Die Grundlage dieses Transfers bildet eine Sammlung der Charakteristika des ägyptischen Schriftgottes **Thoth**. Nachdem er diesen in einem ersten Schritt als dem Theuth des *Phaidros* struktural analoge Figur etabliert hat (vgl. PP 96), trägt Derrida aus den verschiedenen Phasen der ägyptischen Mythologie die Thoth dort zugeschriebenen Qualitäten, Potenzen, Taten und andere kennzeichnende Details zusammen. Diese umfassen unter anderem:

- Die untergeordnete Stellung des Thoth gegenüber seinem Vater und König Amun (Re), dem „verborgenen“ Sonnengott.
- Dessen kreative Potenz, durch spielerischen Wortgebrauch Dinge zu erschaffen, im Gegensatz zu Thoths Botenfunktion, der die Botschaft des Horus bloß verkündet und so dessen Gedanken nur zeichenhaft repräsentiert.
- Die Einführung der Differenz durch Thoth (das heißt den Ursprung der Vielsprachigkeit) und die Erfindung des Spiels.
- Seine Eigenschaft, den Herrscher zu vertreten (zum Beispiel als Mond, während die Sonne in der Unterwelt leuchtet), sich ihm ähnlich zu machen und ihn sogar vom Thron zu stoßen und seine Stelle einzunehmen.
- Sein opportunistisches Paktieren mit wechselnden Herren auch gegen ehemalige Verbündete.
- Seine Stellung als Schreiber der Götter und speziell seines Bruders und Königs Osiris.
- Die Funktion als Gott des Todes und der Auferstehung, das heißt als Gott des Übergangs zwischen den Extremen und Organisator der ewigen Wiederholung.
- Seine Rolle als Sachwalter des Rechnens und der rationalen Wissenschaft, aber auch als Vertreter magischen und okkulten Wissens.

zwischen Mythemem und Philosophemem im Ursprung des abendländischen *logos* eröffnet werden. Das heißt einer Geschichte – oder vielmehr der Geschichte –, die voll und ganz in der *philosophischen* Differenz zwischen *mythos* und *logos* entstanden ist und die sich darin wie in der natürlichen Selbstverständlichkeit ihres eigenen Elements blind verkriecht.“ (PP 96/F 98)

Anhand dieser Eigenschaften charakterisiert Derrida Thoth als einen Gott ohne Identität, einen Gott der Schrift, der gleichzeitig sein Vater, sein Sohn und er selbst ist, der eigentlich nicht *ist*, keine festen Eigenschaften zeigt, sondern Funktionen, Attribute und Aktivitäten von instabiler Ambivalenz aufweist (vgl. ausführlicher und in bereits stark deutender Darstellungsweise PP 96-104).

Mit allen diesen Daten wird am Ende des dritten Kapitels die Verklammerung von Schrift und *pharmakon* aufgeladen, wenn sie dort in der Medizin als der eigentlichen Domäne Thoths kulminieren:

Wissenschaft und Magie, Übergang zwischen Leben und Tod, Supplement des Übels und des Mangels: die Medizin sollte Thoths bevorzugte Domäne bilden. Alle seine Mächte kamen darin zusammen und zur Anwendung. (PP 104)

Der Gott der Schrift ist also ein Gott der Medizin. Der „Medizin“: Wissenschaft und okkulte Droge zugleich. Des Heilmittels und des Giftes. Der Gott der Schrift ist der Gott des *pharmakon*. Und es ist die Schrift als *pharmakon*, die er dem König im *Phaidros* mit einer Unterwürfigkeit präsentiert, die genauso beunruhigend ist wie die Herausforderung. (PP 105f.)

Die Pointe von Derridas Interpretation der Thoth/Theuth-Gestalt besteht bei genauer Betrachtung in einer Aufhebung der Punktualität der figurativen Beziehung, wie sie in Kap. 7.1.1 in seinem Umgang mit der Vatermetapher deutlich wurde. Theuth personifiziert die Schrift, aber nicht sie allein. Derrida weigert sich, in Theuths Rolle als mythischer Schrifterfinder, als der er im *Phaidros* ausschließlich in Anspruch genommen werden soll, das Ganze seiner signitiven Funktion zu sehen. Statt dessen akzentuiert er die Totalität der durch Theuth personifizierten semantischen Markierungen, die durch die Zusammenfassung in dieser Figur mit einer letztlich unauflösbaren inhaltlichen Korrespondenz (man könnte auch sagen: einem System von ‘Sinnkorridoren’) ausgestattet werden. In dieser Perspektive **sind** das *pharmakon* und die Schrift Theuth/Thoth und partizipieren an allen seinen oben aufgelisteten Qualitäten. Dies ist die Voraussetzung für Derridas Vorgehen,

[...] der Entsprechung zwischen der Figur des Thoth in der ägyptischen Mythologie und einer bestimmten Organisation von Begriffen, Philosophemen, Metaphern und Mythenen [zu folgen], wie sie sich vom sogenannten platonischen Text her zu erkennen gibt. Das Wort *pharmakon* ist uns überaus geeignet erschienen, alle Fäden jener Entsprechung in diesem Text zusammenzuknüpfen. (PP 107/F 109)

Nachdem die mythologischen Valenzen des *pharmakon* betrachtet worden sind, gilt es nun, Derridas (Re-)Konstruktion ihrer Korrespondenzen im platonischen Text zu verfolgen.

7.2.2 Die Einheit der Gegensätze

Wie bei Derrida üblich, geschieht auch die Untersuchung des *Phaidros* dekonstruktiv. Es wurde bereits mehrfach angesprochen, daß die Möglichkeit jeder Dekonstruktion auf der Inhomogenität³³⁶ ihres Gegenstands beruht. Dies gilt auch im Fall von PP, und man findet hier darüber hinaus unter anderem auch das ebenfalls bekannte Muster „Deklaration versus Geste“ als konkrete Form der inneren Widersprüchlichkeit. Für seine Platon-Arbeit bezeichnet Derrida diese Konstellation so:

[...] das Werk Platons kann jenseits seines logozentrischen „Inhalts“³³⁷ und unabhängig davon – der nur mehr eine darin eingeschriebene Funktion ist – in seiner anagrammatischen Textur³³⁸ gelesen werden.
(PP 177/ F 177)

Nach Derridas These entspricht dieses verborgene Gewebe, insofern es wiederum eine in sich widersprüchliche Einheit bildet, der Struktur des Zeichens ‘*pharmakon*’, das unter anderem die gegensätzlichen Bedeutungen ‘Gift’ und ‘Heilmittel’ in der Einheit seines Signifikanten birgt. Diese Sicht führt offenbar zu der Redeweise von der ‘Logik (oder Graphik) des *pharmakon*’, welches somit eine „metasprachliche Tendenz“ (vgl. Bennington/Derrida 1994, 103) gewinnt und dem eine entsprechende Verwendung als metasprachlicher Ausdruck zufällt. Dieser wird – wie im Fall des *Supplements* für Rousseau – aus dem dekonstruierten Text entnommen und funktioniert sowohl als Name für die Logik der Signifikation innerhalb Platons Werk³³⁹ als auch (dann unter besonderer Akzentuierung seiner *Zeichenform*) als Leitfaden durch das Textgewebe. Es ist nun an der Zeit, diesem Faden zu folgen. Dabei wird sich nach und nach zeigen, daß

³³⁶ In gewisser Weise ist diese das Generalthema von PP. Das *pharmakon* ist dort geradezu ein anderer Name für Inhomogenität und innere Widersprüchlichkeit. So gesehen basiert jede Dekonstruktion auf der „pharmakologischen“ Qualität ihres Bezugstexts.

³³⁷ Die Entzifferbarkeit dieses „logozentrischen ‘Inhalts’“ scheint für Derrida außer Frage zu stehen. Auch hier bestätigt sich die in Kap. 3 aufgestellte These, nach der Derrida nicht an den Problemen wissenschaftlicher Semantik interessiert ist und das Funktionieren einer Bedeutungsoberfläche als gegeben betrachtet.

³³⁸ Derridas Begriff des Anagramms wurde bereits oben (vgl. 7.1.2) thematisch. Dabei zeigte sich, daß damit in erster Linie die quasi-zitationelle Wechselwirkung zwischen den Bedeutungen polysemer Terme in verschiedenen Kontexten gemeint ist.

³³⁹ Zum Thema auf den eigenen Entnahmekontext bezogener Analysebegriffe Derridas und ihres instabilen Metastatus’ vgl. Kap. 8.

in Derridas Analyse die tragenden begrifflichen Oppositionen des Platonismus, der ‘Logik des *pharmakon*’ gehorchend, eine Korrespondenz unterhalten, die ihre Entgegensetzung einer fundamentalen Komplikation aussetzt.

Die Rezeption der Derridaschen Auseinandersetzung mit der Behandlung der Schriftproblematik bei Platon hat sich im allgemeinen stark verkürzend auf einen Hauptpunkt konzentriert.³⁴⁰ Dabei handelt es sich um die dekonstruktive Ausbeutung der ‘metaphorischen’ Apostrophierung der gesprochenen Sprache als Rede, „welche mit Einsicht geschrieben wird in des lernenden [sic] Seele“ (276a, Hvbhg. J.L.) im *Phaidros*.³⁴¹ Der Grund dafür ist meines Erachtens ein doppelter: Zum einen entspricht diese Figur genau dem klassischen Dreischritt-Muster der Dekonstruktion, das heißt sie beinhaltet die Hierarchieumkehr eines Paares oppositiver Begriffe sowie eine Sinnverschiebung der beteiligten Terme dergestalt, daß der ursprünglich untergeordnete Begriff eine inhaltliche Ausweitung erfährt und sein Gegenteil nun in sich begreift. Zum anderen bezieht sich diese exemplarische Figur hier auf das Verhältnis Rede – Schrift und wiederholt damit auch inhaltlich genau die aus der Grammatologie bekannte, dort im Zusammenhang mit de Saussure vollzogene dekonstruktive Verschiebung, die in der Auffassung der Rede „als eine Art der Schrift“ gipfelt.³⁴² Ich komme unter 7.2.4 auf dieses prominente Argument genauer zu sprechen.

Bereits an dieser Stelle sei jedoch betont, daß in Derridas Perspektive die Inanspruchnahme der demonstrativen (Derrida sagt meist: didaktischen) Potenz der Schrift zur Erläuterung der wesentlichen Charakteristika der Rede genausowenig zufällig erfolgt, wie es gerechtfertigt wäre, sie als „bloß metaphorisch“ abzutun und ihre weitergehende Signifikanz zu leugnen. Vielmehr müsse die Erläuterung der Rede notwendigerweise immer auf deren anderes, von ihr negativ Abgegrenztes und Ausgeschlossenes zurückgreifen:

³⁴⁰ Positiv auszunehmen ist hier Detlef Thiel (1993), der unter dem Titel „Platons Hypomnemata“ Derridas Arbeit zum Anlaß seiner Studie über „Die Genese des Platonismus aus dem Gedächtnis der Schrift“ nimmt. Seine auch in Sachen Derrida – ausgewiesen unter anderem durch seine Derrida gewidmete Dissertation „Über die Genese philosophischer Texte“ (Thiel 1990) – kenntnisreiche Darstellung widmet sich allerdings nicht den hier fokussierten Fragen, sondern stellt Derridas Platon-Lektüre, die eher paraphrasiert als expliziert wird, mit Gewinn in den Kontext der allgemeinen Diskussion über Status und Wert des Schreibens bei Platon.

³⁴¹ Wie oben gesehen, würde die Behandlung der Metapher als vernachlässigbares rhetorisches Ornament in Derridas Sicht ihrer textuellen Vielschichtigkeit nicht gerecht (vgl. dazu PP 114f.). Da dieser Kontext beim isolierten Verweis auf die Figur unsichtbar bleibt, entsteht häufig der Eindruck einer Überbewertung dieser „bloß metaphorischen“ Redeweise Platons seitens Derridas.

³⁴² Ich halte es für nicht unwahrscheinlich, daß die große dekonstruktive Bewegung der G durch die genannte Platon-Stelle angeregt und im Hinblick auf sie konzipiert wurde. Zumindest zeigt sich bereits in G eine entsprechende Auffassung dieser Passage (vgl. am prägnantesten G 30-34).

Wie im *Cours de linguistique générale* wird die Bezugnahme auf die Schrift an dem Punkt absolut unerlässlich, wo es darum geht, Rechenschaft über das Prinzip der Differenz und der Diakritizität im allgemeinen als Bedingung der Bedeutung abzulegen. (PP 181/F 181)

Dieses Schema einer untergründigen Korrespondenz zweier erklärtermaßen oppositiver Begriffe zeigt sich jedoch keineswegs nur an der genannten Stelle in der Wendung von der Rede als psychischem Engramm. Wie gesagt, durchzieht diese Struktur laut Derrida das ganze platonische Œuvre. Im *Phaidros* manifestiert sie sich, um die nächste Masche dieses Gewebes aufzunehmen, des weiteren hinsichtlich der Entgegensetzung der **Auswirkungen** des *pharmakon* 'Schrift'. Während Theuth reklamiert, mit dieser ein Mittel für das Gedächtnis erfunden zu haben (*mnēmēs pharmakon*, 274e), weist Ammon sie als Mittel nicht für das Gedächtnis, sondern bloß die Erinnerung zurück (*oukoun mnēmēs, alla hypomnēseōs pharmakon*, 275a). Diese Opposition wird laut Derrida samt der sie umgebenden weiteren Struktur von Sokrates in der anschließenden *philosophischen* Erörterung der Schriftfrage reproduziert.³⁴³ Dabei handele es sich um die zentrale Dichotomie (nicht nur) des Dialogs, da auf ihrer Diakritizität die Abwertung der Schrift basiere:

Sokrates nimmt so die hauptsächliche und entscheidende Opposition auf, die die *manteia* des *Thamus* durchzog: *mnēmē/hypomnēsis*. (PP 152)

Die Opposition zwischen *mnēmē* und *hypomnēsis* würde demnach den Sinn der Schrift beherrschen. Es wird sich uns zeigen, daß diese Opposition mit all den großen strukturalen Oppositionen des Platonismus ein System bildet. (PP 124).³⁴⁴

³⁴³ Erneut zeigt sich an dieser Stelle für Derrida eine schwerwiegende Konfluenz erklärter Gegensätze. Mythos und Logos, vielleicht die zentrale Dichotomie Platons – trotz seiner häufigen „illustrativen“ Verwendung mehr oder weniger bekannter Mytheme – und der entstehenden Philosophie stehen in einem komplizierten Verhältnis, das eine große Ähnlichkeit zu der unheiligen Allianz Platons mit den Sophisten hinsichtlich des Problems der Wiederholung (s.u.) aufweist: „Man wird insbesondere bemerken (remarquera), daß dieses, dessen die Schrift weiter unten angeklagt werden wird – zu wiederholen, ohne zu wissen – hier den gangbaren Weg definiert, der zur Aussage und zur Bestimmung ihres Status führt. Man beginnt damit zu wiederholen, ohne zu wissen – man beginnt mit einem Mythos –, und wiederholt so die Definition der Schrift: wiederholen ohne zu wissen. Diese Verwandtschaft von Schrift und Mythos, beide unterschieden vom *logos* und von der Dialektik, wird von nun an nur noch deutlicher hervortreten. Nachdem er wiederholt hatte, ohne zu wissen, daß die Schrift darin bestünde, zu wiederholen ohne zu wissen, wird Sokrates den beweisführenden Teil seiner Anklagerede, seines *logos*, allein auf die Prämissen der *akoē*, auf die durch eine fabulöse Genealogie der Schrift hindurch lesbaren Strukturen gründen.“ (PP 83/F 83f.)

³⁴⁴ Ungeachtet des vorläufig bloß behauptenden Charakters dieser Äußerungen ist bemerkenswert, wie Derrida in der mythologischen Beispielgeschichte am thematisch scheinbar wenig motivierten Ende eines als schwach eingeschätzten Dialogs die zentralen Parameter des Platonismus und – wie die Fortsetzung des zuletzt zitierten Passus zeigt – in gewisser Weise der Philosophie überhaupt zu entdecken glaubt: „Was sich an der Grenze zwischen diesen beiden Begriffen abspielt, ist folglich so etwas wie

Der Wert der Schrift wird also nach ihrer Wirkung bestimmt und zwar, genauer, nach ihrer Wirkung auf das Gedächtnis. Ich werde auf dieses Thema (in dem die Perspektive auf die Schrift als *pharmakon*, das in erster Linie den Sinn und die Qualität hat zu *wirken* und dementsprechend beurteilt wird, durchgehalten ist) zurückkommen, wenn es um die Unbeherrschbarkeit der Effekte des *pharmakon* geht. Zuerst jedoch sei an dieser Stelle Derridas Umgang mit dem Gegensatz zwischen (innerem) Gedächtnis und (äußerer) Erinnerung weiter betrachtet.

Derridas Auflösung dieses Gegensatzes gemäß der unentscheidbaren Logik des *pharmakon* führt über die Betrachtung von Platons Abgrenzung von den Sophisten und seiner Unterscheidung zwischen diesen und dem Dialektiker oder Philosophen.

In der Rede des Thamus führt das Vertrauen auf die Schrift zur „Dünkelweisheit“. Die Schüler des Theuth würden, so urteilt der König, sich bloß weise glauben, statt echte Weisheit zu besitzen (*doxosophoi anti sophōn*, 275b). Bekanntlich ist dies genau das Bild, welches Platon durch alle seine Schriften hindurch vom Sophisten zeichnet. Dieser glaubt und nennt sich weise (*sophos*), während der echte Denker – wie Sokrates, der seine Unwissenheit als das einzige von ihm Gewußte proklamiert – sich bescheidenerweise als „Freund der Weisheit“, als *Philosoph* bezeichnet. Derrida koppelt also in einem ersten Schritt den Gegensatz zwischen Rede und Schrift als Opposition von lebendigem, innerem Gedächtnis und toter, zeichenvermittelter Erinnerung an eine der großen strukturellen Achsen des platonischen Œuvres, die Polarität zwischen Sophistik und Philosophie.³⁴⁵

Diese Verbindung gewinnt an Überzeugungskraft durch die Tatsache, daß die Mnemotechnik zu den wichtigsten und werbewirksamsten Punkten im Lehrangebot der Sophisten zählte.³⁴⁶ In Derridas zugespitzter Formulierung:

Der Sophist verkauft also die Zeichen (*signes*) und Insignien der Wissenschaft: nicht das Gedächtnis selbst (*mnēmē*), sondern die Monumente (*hypomnēmata*), die Inventarien, die Archive, die Zitate, die

die Grundsatzentscheidung der Philosophie, diejenige in der sie sich errichtet, aufrechterhält und ihren Gegen-Grund zügelt.“ (PP 124/F 126)

³⁴⁵ Derrida vertritt hier sogar die These, die mythologische Anklage gegen die Schrift gelte in erster Linie der Sophistik und stelle einen Teil des generellen Feldzugs Platons gegen diese dar (vgl. PP 118).

³⁴⁶ Durch das Fehlen juristischer Vertretungsmöglichkeiten im Prozeß – der Bürger Athens hatte vor Gericht seine Sache selbst zu führen – kam nicht nur der Abfassung der Rede, sondern auch den Techniken ihrer Memorierung als Lehrgegenstand große Bedeutung zu, da Reden frei gehalten werden mußten.

Kopien, die Erzählungen, die Listen, die Noten, die Doppel, die Chroniken, die Genealogien, die Referenzen. Nicht das Gedächtnis (*mémoire*) sondern die *mémoires*.³⁴⁷ (PP 119)³⁴⁸

Derrida konturiert eine synthetische Figur der Schrift und des Sophisten unter dem Signum der täuschenden Imitation des Echten:

Insofern die Schrift der Hypomnesie und nicht dem lebendigen Gedächtnis *ihre Hand reicht*, ist folglich auch sie der wahren Wissenschaft, der Anamnese in ihrer im eigentlichen Sinn psychischen Bewegung, der Wahrheit im Prozeß ihrer (der) Darstellung, der Dialektik fremd. Die Schrift kann diese nur mimen. (PP 119/F 121f.)

Der Mensch, der sich auf der Schrift ausruht, [...] trägt alle Züge des Sophisten: „Nachahmer der Weisen“ sagt der *Sophistes (mimētēs tou sophou, 268c)* (PP 118)

In Wahrheit tut der Sophist nur so, als wisse er alles, seine „Polymathie“ (Sophistes 232a) ist stets bloß Schein. (PP 119)

Entgegen dieser äußeren, Platons generellem Kampf gegen die Sophistik kongruenten Bewegung nimmt Derrida jedoch noch eine zweite, entgegengesetzte Tendenz im *Phaidros* wahr. Platons Argumente stammen nämlich gerade aus dem rhetorischen Arsenal der Sophisten. Die Anklage gegen die Schrift folgt in ihrer zentralen Angriffslinie und ihren Details deren Leitgedanken:

Das Gedächtnis üben statt sich den Spuren im Draußen anzuvertrauen, ist das nicht die gebieterische und klassische Empfehlung der Sophisten? So hätte sich Platon hier abermals, so wie er es häufig getan hat, eine Argumentation der Sophisten zu eigen gemacht. Hier abermals hätte er diese gegen sie gewendet. Und so ist im weiteren [...] die gesamte Rede des Sokrates [...] aus Schemata und Begriffen gewoben, die aus der Sophistik hervorgegangen sind. (PP 120f.)

Die Verhältnisse komplizieren sich also bei genauerer Betrachtung. Entgegen dem ersten Anschein gibt es eine „tiefe Komplizität im Bruch“ (PP 125) zwischen Platon und den Sophisten, dem Sophisten und dem Philosophen, der Schrift und der Rede, welche Derrida nun in einem zweiten Schritt verfolgt.³⁴⁹

³⁴⁷ Die typographische Praxis, sowohl Parenthesen Derridas als auch Verweise des Übersetzers auf den französischen Wortlaut unterschiedslos kursiv in runde Klammern zu setzen, trägt nicht zur Übersichtlichkeit des Texts bei.

³⁴⁸ Die Stützkraft des von Derrida hier beigebrachten Belegzitats aus *Hippias major* (368a-d) erscheint allerdings begrenzt (vgl. PP 119).

³⁴⁹ Spätestens hier zeigt sich in aller Deutlichkeit, was es mit Derridas Strategie auf sich hat, gegen dessen 'Inhalt' die 'untergründige Textur' des Dialogs freilegen zu wollen.

Dies geschieht auf einem doppelten Weg. Zum einen kombiniert Derrida an dieser zentralen Stelle Argumente und Argumentationsmuster, die aus seinen Arbeiten zu Husserl, Saussure und Rousseau bereits bekannt sind. So ähnelt das von ihm gezeichnete Bild der Verschiebung des ursprünglichen Gegensatzes (Rede/Schrift) auf einen sekundären (Gedächtnis/Erinnerung) seinem Vorgehen in „Die Stimme und das Phänomen“ fast zum Verwechseln. Dort erwies sich die Unterscheidung zwischen dem intentionalen Jetzt und der nur zu repräsentierenden Vergangenheit als abhängig von der komplizierteren Distinktion zweier Arten der Vergegenwärtigung: der zur Präsenz gerechneten primären Erinnerung (Retention) und der als nicht gegenwärtig gewerteten sekundären Erinnerung (Reproduktion). Ganz analog verfolgt Derrida bei Platon die Verlagerung der eigentlichen Opposition von Schrift und Rede auf den neuen, die Argumentation tragenden Gegensatz zwischen *mnēmē* und *hypomnēsis*. Auch thematisch und bezüglich des Vokabulars besteht eine unübersehbare Nähe zwischen den beiden Analysen.³⁵⁰

Nicht den Rückgriff auf das Gedächtnis greift Platon also in der Sophistik an, sondern innerhalb eines solchen Rückgriffs die Vertretung des lebendigen Gedächtnisses durch eine Gedächtnishilfe [...]. Die Grenze (zwischen dem Drinnen und dem Draußen, dem Lebendigen und dem Nicht-Lebendigen) trennt nicht einfach zwischen gesprochenem Wort und Schrift, sondern zwischen dem Gedächtnis als Gegenwärtigkeit (re-) produzierende Entschleierung und der Wieder-Erinnerung (*re-mémoration*) als Wiederholung des Monuments: zwischen der Wahrheit und seinem [sic]³⁵¹ Zeichen³⁵² [...]. (PP 121)

In beiden Fällen zeigt sich außerdem, daß der die Argumentation tragende Sekundärgesetz eigentlich zwei Modalitäten des abgewerteten ursprünglichen Gegensatzglieds darstellt.³⁵³ Bei Husserl handelte es sich um zwei Arten der Repräsentation, hier um zwei

³⁵⁰ Diese wird von Derrida sogar ausdrücklich, wenngleich beiläufig formuliert und hinsichtlich des zentralen Stellenwerts der betrachteten Oppositionen bestätigt: „Man könnte zeigen, daß die gesamte Husserlsche Phänomenologie systematisch um eine analoge Opposition zwischen Präsentation und Re-präsentation (*Gegenwärtigung*/Vergegenwärtigung**) und weiter zwischen primärer Erinnerung (die einen Teil des Originären ‘im weiteren Sinne’ bildet) und sekundärer Erinnerung herum organisiert ist. Vgl. *La Voix et le Phénomène*.“ (PP 153) Vgl. dazu noch einmal: „Sokrates nimmt also die hauptsächlich und entscheidende Opposition auf, die die *manteia* des Thamus durchzog: *mnēmē/hypomnēsis*. Die subtile Opposition zwischen einem Wissen als Gedächtnis und einem Nicht-Wissen als Rememorierung, zwischen zwei Formen und zwei Momenten der Wiederholung.“ (PP 152)

³⁵¹ Dagegen im Original: „la vérité et son signe“ (PP/F 124)

³⁵² Aufschlußreicherweise erscheint also am Grunde dieser zentralen Figur der Dekonstruktion des platonischen Texts wieder die Problematik des *Zeichens*, und zwar in praktisch derselben Form wie in StPh, nämlich als Thematik der (illusionären) Annahme eines nicht-signitiv vermittelten, selbstpräsenten Gedächtnisses: „Platon *träumt* von einem Gedächtnis ohne Zeichen.“ (PP 121f.) Einmal mehr erweist sich so die wesentliche Zugehörigkeit von PP zu Derridas metaphysikkritischer Arbeit am und mit dem Zeichen.

³⁵³ Wollte man diese für Derridas dekonstruktiven Umgang mit Oppositionen verschiedenster Art paradigmatische Figur in eine operative Kurzform fassen, würde sich folgende Formel anbieten: Der an-

Formen der Wiederholung. Und wie in der Husserl-Arbeit propagiert Derrida auch hier die letztlich Unhaltbarkeit einer strengen Abgrenzung:

Nun, zwischen *mnēmē* und *hypomnēsis*, zwischen dem Gedächtnis und seinem Supplement, ist die Grenze mehr als subtil, sie ist kaum mehr wahrnehmbar. Auf der einen wie auf der anderen Seite dieser Grenze geht es um *Wiederholung*. (PP 124)

Diese wird jedoch von Platon sehr unterschiedlich bewertet. Während das lebendige Gedächtnis die Wahrheit, das heißt die Idealität des Wiederholten, das Signifikat oder die „Präsenz des signifizierten *eidōs*“ (PP 124) (re-)produziert, kann die Hypomnese nur das Repräsentierende, die signifizierende Seite der Bezeichnung wiederholen, sich als Schrift perpetuieren und tote Signifikanten ohne eine Wahrheit liefern, die sich in ihnen präsentierte (vgl. PP 124). In Derridas Darstellung verliert sich also der Unterschied zwischen Gedächtnis und Erinnerung weitestgehend und findet seinen letzten Halt in einer unhaltbaren Annahme (dem Dogma vom unteilbaren Augenblick in StPh vergleichbar), nämlich der Trennbarkeit zwischen Signifikant und Signifikat:

Die Sophistik, die Hypomnesie, die Schrift wären also von der Philosophie, der Dialektik, der Anamnese und dem lebendigen gesprochenen Wort nur durch die unsichtbare, beinahe nichtige Dicke jenes *Blattes* zwischen dem Signifikanten und dem Signifikat getrennt; [...] Doch ist nicht, im gleichen Einschlag, die Einheit dieses Blattes, des Systems dieser Differenz zwischen Signifikat und Signifikant eben auch die Untrennbarkeit zwischen der Sophistik und der Philosophie?³⁵⁴ (PP 124f./F 127)

Derrida spitzt damit seine Auseinandersetzung mit Platon an einer ihrer entscheidenden Stellen in einer eher „traditionellen“ (formal wie inhaltlich auf seine *Husserl*-Arbeit verweisenden) dekonstruktiven Figur auf einen Punkt zu, der das Zentrum seiner *Saussure*-Dekonstruktion bildet, die Differenz zwischen Signifikat und Signifikant. Diese wurde dort als metaphysisch qualifiziert und durch das Konzept der Signifikantenkette ersetzt. Die Anspielung auf Saussures Blattmetapher stellt den Zusammenhang mit den diesbezüglichen Überlegungen der Grammatologie unmißverständlich her. Über seine Einschätzung der Relevanz dieser Opposition auch bei Platon läßt Derrida erst recht keinerlei Unklarheit zu:

gebliche Gegensatz A vs. B erweist sich bei genauer Analyse als ein nur scheinbar gegensätzliches Verhältnis B vs. B'. Oder noch kürzer: A/B (dek →) B/B'.

³⁵⁴ Aus dem in Kap. 4.2 Gesagten wird deutlich, daß Derrida hier nicht bloß Saussures Blattmetapher ausreizt, sondern allusiv auf seine Ausführungen zur Bedeutung des 'transzendentalen Signifikats' etc. in G verweist.

Die Differenz zwischen Signifikat und Signifikant ist zweifellos das leitende Schema, von dem her der Platonismus sich errichtet und seinen Gegensatz zur Sophistik bestimmt. (PP 125)

In einer Reihenbildung, die ein ähnliches Muster aufweist wie die für StPh analysierte Folge (vgl. 4.1.5), verschiebt also Derrida den ursprünglichen Gegensatz von Rede und Schrift über die Sekundäropposition Erinnerung/Gedächtnis bis auf die Relata des klassischen binären Zeichenmodells. Dieses darf in seiner Perspektive seit G als obsolet gelten, so daß der davon ausgehende dekonstruktive Impetus nun rückwirkend für die genannte Gegensatzreihe in Anspruch genommen werden kann.

Neben dieser eher typischen, auf Husserl und Saussure verweisenden dekonstruktiven Figur formuliert Derrida die Auflösung des Gegensatzes zwischen Erinnerung und Gedächtnis entlang einer zweiten Linie auch mit der für den Platon-Essay spezifischen Konzentration auf das *pharmakon*, wobei diesmal ein zusätzlicher Anschluß an die in Auseinandersetzung mit Rousseau entwickelte „Logik des Supplements“ vorgenommen wird.³⁵⁵

„Warum ist das Supplement gefährlich?“ (PP 122), fragt Derrida in Anspielung auf ein Kapitel in G³⁵⁶ und skizziert den logischen Widerspruch, der in dieser Sichtweise impliziert ist. Nach Thamus' Urteil und Sokrates' Interpretation resultiert der Gebrauch der Schrift in einer Schwächung des Gedächtnisses, dem es doch eigentlich äußerlich sein soll:

Woraus sich die zwei Missetaten dieses *pharmakon* ergeben: es stumpft das Gedächtnis ab, und wenn es eine Hilfe ist, dann nicht für die *mnēmē*, sondern für die *hypomnēsis*. [...] Ein debil machendes Gift für das Gedächtnis, ein Heilmittel oder Rekonstituens für seine äußeren Zeichen, [...]. (PP 122)

In dieser Figur erkennt Derrida ein Muster, das seines Erachtens typisch für das abendländische Denken ist und sich besonders in Zusammenhang mit der Schrift zeigt. Das

³⁵⁵ Ich verweise noch einmal auf die von Derrida auch explizit hergestellte Parallele zwischen *pharmakon* und *Supplement* als zentralen Analysebegriffen des Platon- bzw. Rousseautexts (vgl. PP 107, Anm. 40). Die in G noch vorsichtig vorgeschlagene Umformulierung „der Logik des Supplements, einer Logik, die vielleicht die ‘Graphik’ des Supplements genannt werden müßte“ (G 283/F 235), ist in PP bereits kommentarlos frequent.

³⁵⁶ Vgl. G II, Kap. 2: „Dieses gefährliche Supplement ...“ (G 244). Es handelt sich dabei um Rousseaus Bezeichnung seines „unnatürlichen Lasters“, d.h. der Masturbation. Nach Derrida bildet jedoch der Supplementbegriff auch das Grundmuster von Rousseaus bio-bibliographischem Beziehungsgeflecht, vgl. besonders G 244-287. Auch im Zusammenhang der Rousseau-Dekonstruktion wird die Schrift bereits als Supplement gedeutet, vgl. z.B. G 283: „Es war schwierig, in der Kette der Supplemente die Schrift von der Onanie zu trennen. Diesen Supplementen ist zumindest eines gemeinsam: sie sind beide gefährlich.“

Ausgeschlossene, hier die Schrift, wird einerseits als bloßer Anhang statuiert, als Draußen, das mit dem Eigentlichen, der Rede, nichts zu tun hat, andererseits wird ihm eine verderbliche Wirkung zugesprochen, die das Innerste berührt, mit dem es doch eigentlich in einem bloß kontingenten Zusammenhang stehen soll:³⁵⁷

Obgleich die Schrift somit dem (inneren) Gedächtnis äußerlich, obgleich die Hypomnesie nicht das Gedächtnis sein soll, affiziert und hypnotisiert sie es in seinem Drinnen. (PP 123)

Dieser Widerspruch, der laut Derrida nach dem Muster des Freudschen Kesselbeispiels aus der „Traumdeutung“ funktioniert³⁵⁸, werde jedoch von „Platon-Rousseau-Saussure“ in einer befremdlichen ‘Argumentation’ vergeblich zu meistern versucht“ (PP 123), ohne daß dabei seine Widersprüchlichkeit reflektiert würde. Er ist in Derridas Auffassung jedoch höchst aussagekräftig und verdient eine genauere Analyse, die nicht einfach dabei stehenbleibt, die widersprüchliche Struktur als unzulässig zu disqualifizieren. Vielmehr führe eine genauere Betrachtung dieser Struktur zur Erkenntnis einer im abendländischen Denken grundlegenden Figur, die ein spezifisches, komplementäres Verhältnis zwischen begrifflichen Oppositionen aller Art aufweise, das Derrida (unter anderem) als *Logik des Supplements* etikettiert³⁵⁹. Die Schriftproblematik und ihre Gestaltung im Rahmen der *pharmakon*-, „Metapher“ erwiese sich so als markanter Index einer mit Platon beginnenden metaphysischen Tradition, die laut Derrida bis heute andauert.

Im Fall der Schrift ist die supplementäre Logik in ihrer Ausprägung als Logik des *pharmakon* an ihre Konzeption als phonetische Schrift gebunden. Wie Derrida ausführt (P 122), wohnt der Supplementstruktur die Möglichkeit inne, daß sich dieses für das supplementierte Original ausgibt. Besteht erst einmal ein ‘Außen als Supplement’, so kann dies – aus nicht kontingenten Gründen, die mit der Idealitätskonstitution des *eidōs*

³⁵⁷ Zum Zusammenhang zwischen Identitätslogik, der Opposition „drinnen/draußen“ und der antilogischen Struktur des Supplements vgl. Kap. 8.

³⁵⁸ Siehe Kap. 4.2.3, Anm. 219.

³⁵⁹ Soweit ich sehe, läßt Derrida keine Ausnahme von dieser „Logik des Supplements“ zu, welches so eine Rolle als Grundprinzip zu gewinnen scheint, die es, wie schon in Kap. 6 für ‘Spur’ und ‘*différance*’ konstatiert, in gefährliche Nähe zur Metaphysik rückt. Möglicherweise handelt es sich hier um eines der von Derrida angedeuteten Quasi-Transzendentalien. Nach Auffassung von Gasché ist Derrida durchaus auf der Suche nach (nicht-metaphysischen) „ultimate foundations“ (vgl. Gasché 1986, 120) eines neuen Typs, den Gasché in einer Theorie der „Infrastrukturen“ zu fassen versucht (vgl. op. cit. 142-251). Ich möchte an dieser Stelle bereits darauf aufmerksam machen, daß die mit der Supplementstruktur eng verknüpfte Opposition „drinnen/draußen“ eine zentrale Rolle im Subtext der auf den letzten Seiten referierten Argumentation spielt. Sie bildet unter anderem die Achse, an der entlang die oben skizzierte Gegensatzverschiebung erfolgt (vgl. oben das Zitat PP 121 auf S. 181). Zur zentralen Rolle dieser Opposition in Derridas Werk vgl. Kap. 8.

gerade durch die Wiederholbarkeit als selbes zu tun haben (vgl. PP 122) – seinerseits wiederholt und durch ein Double ersetzt werden.³⁶⁰ Dieser Prozeß birgt die Möglichkeit der unbegrenzten Iteration und Verselbständigung, mit der Folge immer größerer Entfernung vom ursprünglichen Original und seiner Wahrheit:

Und die Schrift erscheint Platon (und nach ihm der gesamten Philosophie, die sich als solche in dieser Geste konstituiert) als dieses schicksalhafte *Mitreißen* der Verdoppelung: Supplement eines Supplements, Signifikant eines Signifikanten, Repräsentant eines Repräsentanten. (PP 122/F 125)

Ohne daß dieses Thema in PP eine besondere Rolle spielte, versteht es Derrida, den Zusammenhang zwischen der phonetischen Schriftkonzeption und der spezifischen Gestaltung der Ablehnung der Schrift im *Phaidros* in einer Form darzulegen, die seine Ausführungen zum ‚Phonozentrismus‘ in der ‚Grammatologie‘ evoziert:

Selbstverständlich haben die Struktur und die Geschichte der *phonetischen* Schrift eine entscheidende Rolle in der Bestimmung der Schrift als Verdoppelung des Zeichens, als Zeichen eines Zeichens gespielt. Signifikant des phonischen Signifikanten. Während sich letzterer in der beseelten Nähe, in der lebendigen Gegenwärtigkeit von *mnēmē* oder *psychē* hielt, entfernt sich der graphische Signifikant, der ihn reproduziert oder ihn nachahmt, davon um einen Grad, fällt aus dem Leben heraus, reißt dieses aus sich selbst heraus und versetzt es in den Schlaf in seinem typi(si)erten Double (*double typé*). Woraus sich die zwei Missetaten dieses *pharmakon* ergeben. (PP 122/F 125)

Die später bei Husserl wahrgenommene, dann bei Saussure und anderen zum ‚Phonozentrismus‘ verdichtete Haltung und die an Rousseau erarbeitete ‚Logik des Supplements‘ sind also nach Derrida in der platonischen Behandlung des *pharmakon* bereits enthalten. Ohne die Voraussetzung der Quasi-Identität zwischen einem lebendigen, präsenten Bewußtsein und seiner Rede wäre es ebensowenig zu denken wie ohne den Mechanismus der Verdrängung eines Originals durch sein äußeres Hilfsmittel. Platons Konzeption von der Schädlichkeit des *pharmakon* erscheint so sowohl hinsichtlich seiner argumentativen Gegebenheiten als auch in bezug auf deren Doppelbödigkeit mit den Theorien Husserls, Saussures und Rousseaus zu einem einzigen strukturellen Moment des abendländischen Logozentrismus‘ verknüpft. Dieses Ensemble drückt Derrida durch das oben zitierten Kompositum ‚Platon-Rousseau-Saussure‘ aus.³⁶¹

³⁶⁰ Vgl. die in 7.2.1 angesprochene Stellvertreter- und Usurpatorenrolle Thothis.

³⁶¹ Dieses wird dementsprechend auch syntaktisch als Einheit behandelt und kongruiert mit einer singularischen Verbform (vgl. PP 123).

Die komplexe Korrespondenz zwischen den von Platon als gegensätzlich deklarierten Formen der Wiederholung, dem Gedächtnis und der Erinnerung, findet ihre Entsprechung in der genannten argumentativen Komplizität zwischen Platon und seinen sophistischen Zielscheiben bzw. Vorlagen:

Die Argumentation des *Phaidros* gegen die Schrift kann in eben dem Moment, wo sie ihre Waffen, sie „transponierend“³⁶², gegen die Sophistik zurückwendet, ihre gesamten Hilfsmittel dem Isokrates oder dem Alkidamas entnehmen. Platon ahmt die Nachahmer nach, um die Wahrheit dessen wieder herzustellen, was sie nachahmen: die Wahrheit selbst. (PP 125)

Man sieht, wie Derrida die Untrennbarkeit von Philosophie und Sophistik, Wahrheit und leerer Imitation konzipiert. Platon adaptiert nicht nur die Argumente der anderen Seite, was allein hinreichen würde, seine Position in gefährliche Nähe seiner Gegner zu rücken; indem er dies tut, bedient er sich außerdem gerade jener Praxis, die Gegenstand seines Hauptvorwurfs an die Sophisten ist: er ahmt (sie) nach.³⁶³ Als Folge dieser Kollaboration schwimmt die „Frontlinie“³⁶⁴ der behaupteten Oppositive:

Nun, diese Diskriminierung wird selbst immer subtiler, bis sich in letzter Instanz stets nur mehr das Selbe von sich, von seinem perfekten und beinahe ununterscheidbaren Double trennt. Eine sich ganz in der Struktur der Ambiguität und der Reversibilität des *pharmakon* produzierende Bewegung. (PP 125/F 128)

In einer laut Derrida für die Metaphysik und die Logik typischen Geste setzt sich die Philosophie im Medium des *pharmakon* also gewaltsam ihrem eigenen ungeliebten Ich entgegen.³⁶⁵ Diese Struktur reproduziert sich in der von Derrida konstatierten gespaltenen Faktur aller Produkte der Metaphysik und bildet den Ansatzpunkt ihrer Dekonstruktion.

³⁶² Der Ausdruck „Transposition“ in diesem Zusammenhang stammt von Diès, wie Derrida hier in einer Fußnote anmerkt.

³⁶³ Angesichts dieser Verhältnisse ist es nicht ganz abwegig anzunehmen, daß Derridas oben festgestellte Imitation literarischer Mechanismen des *Phaidros* einen unauffälligen performativen Hinweis auf diese Struktur und ihre auch für ihn gültige Unhintergebarkeit darstellt.

³⁶⁴ „Die Frontlinie, die sich gewaltsam zwischen dem Platonismus und seinem nächsten anderen, im vorliegenden Fall der Sophistik einschreibt, ist weit davon entfernt, einheitlich und kontinuierlich zu sein, so als wäre sie zwischen zwei homogenen Räumen ausgespannt. Ihr Grundriß ist derart, daß aufgrund einer systematischen Nichtentscheidung die Teile und die Parteien ihre jeweiligen Plätze häufig wechseln, die Formen nachahmen und sich der Wege des Widersachers bedienen.“ (PP 120) Vgl. das unter 7.2.1 aufgeführte instabile Wesen Thothis und seine opportunistische Bündnispraxis.

³⁶⁵ „Bevor die Aufteilung in eine dunkle Gewalt und ein richtiges Wissen erfolgt, ist das Element des *pharmakon* der Ort des Kampfes zwischen der Philosophie und ihrem anderen.“ (PP 156) Die Nähe zum psychischen Mechanismus der Projektion wird von Derrida hier nicht akzentuiert, ist aber unübersehbar. Vgl. dazu Kap. 8 sowie besonders Kap. 7.3.

7.2.3 Sokrates als Pharmakeus

Einen weiteren wichtigen Faktor in Derridas Analyse der ambivalenten Logik des *pharmakon*, derzufolge alle von Platon im – zum Teil sehr indirekten – Zusammenhang mit der Schrift vorgetragenen Gegensätze bei genauerer Betrachtung eine irritierende Konfluenz aufweisen, bildet die Figur des Sokrates, so wie sie uns in Platons Œuvre entgentritt.

In der betrachteten Konfrontation zwischen Philosophie und Sophistik, Rede und Schrift erscheint Sokrates als entschiedener Verfechter der jeweils ersteren. Er stellt in Platons Dialogen den ewigen Gegenspieler seiner Gesprächspartner, in der Regel der sophistischen Scheinexperten (zum Beispiel Protagoras, Gorgias, Hippias) dar; er vertritt exemplarisch die Methode der Dialektik als Königsweg der Wahrheitssuche; er wirft sich im hier primär betrachteten *Phaidros* wie gesehen zum Ankläger der Schrift auf; und im Unterschied zu Platon *schreibt er tatsächlich nicht*. Sokrates äußert sich nicht nur dezidiert gegen die Produktion eines schriftlichen Werks, das tut Platon (etwa im berühmten VII. Brief, 341b-e) auch, sondern er hinterläßt in der Tat kein einziges geschriebenes Opus³⁶⁶ und wird so nachgerade zur personifizierten Ablehnung der Schrift. Dies zumindest ist die in der Literatur ubiquitäre, von Platon offen propagierte und in der Philosophie- und Kulturgeschichte bis heute gültige Version. Und doch ist, so Derridas Behauptung, auch Sokrates über die Schaltstelle des *pharmakon* textuell mit der Sophistik, der Schrift und allen mit diesen gekoppelten, von Platon aus dem positiven Werteverbund ausgeschlossenen Größen untrennbar verbunden. Auch die Figur des Sokrates im platonischen Œuvre folgt der Logik und partizipiert am System des *pharmakon*, das heißt sie wird von dessen sonstigen Valenzen imprägniert und wirkt seinerseits auf diese zurück.

Diese Kommunikation wird in Derridas Sicht durch die Inszenierung Sokrates' als *pharmakeus* (Zauberer) etabliert: „Sokrates trägt in den Dialogen Platons häufig das Antlitz des *pharmakeus*.“ (PP 131)³⁶⁷ Als solcher bezaubert und behext er seine Gesprächs-

³⁶⁶ Dies nach übereinstimmender Aussage von Zeitgenossen und späteren Kommentatoren. Die einzige abweichende Äußerung der antiken Literatur (bei Epiktet) scheint auf einem sprachlichen Mißverständnis zu beruhen, vgl. Lacey (1987, 366).

³⁶⁷ Derrida verweist hier unter anderem auf das nach Sokrates' Vorbild gezeichnete Bild des Eros im *Symposion*: „Eros, der weder reich noch schön noch feinfühlig ist, verbringt sein Leben damit, zu philosophieren (*philosophōn dia pantos tou biou*), ist ein furchtbarer Hexer (*deimos goēs*), Zauberer (*pharmakeus*) und Sophist (*sophistēs*). Ein Individuum, das von keiner 'Logik' in einer sich nicht widersprechenden Definition festgehalten werden kann, ein Individuum von dämonischer Art, weder Gott noch Mensch, weder unsterblich noch sterblich, weder lebendig noch tot, auf dessen Kraft 'auch alle Weissagung (*mantikē pasa*) und die Kunst der Priester in bezug auf Opfer und Weihungen und

partner durch die so furchtbare wie heilsame Kraft seiner Rede. Diese wirkt (etwa im *Symposion*) wie das Gift der Viper – sogar noch schlimmer, weil sie nicht nur in den Körper, sondern in das Innere der Seele eindringt – oder (im *Menon*) wie die durch den Zitterrochen verursachte Lähmung (80a-d, vgl. auch PP 132). In der Tat ist die Assoziation Sokrates' mit dem *pharmakon* als heilendem Gift augenfällig. Entsprechend bringt sich dessen Ambivalenz zur Geltung:

Gleichzeitig und/oder Zug um Zug versteinert und erweckt, anästhesiert und sensibilisiert, beruhigt und ängstigt das sokratische *pharmakon*. Sokrates ist der narkotische Zitterrochen, aber auch das Tier mit dem Stachel: erinnern wir uns an die Biene aus dem *Phaidon* (91c).³⁶⁸ (PP 133, Anm. 49)

Auch die Abgrenzung der Philosophie von der Sophistik wird durch die Assoziation Sokrates' mit dem *pharmakon*, die doch eigentlich als Kennzeichen des dem *pharmakon* „Schrift“ verbundenen Sophisten reserviert war, gemäß dessen ambivalenter Logik verunklart:

[Die sokratische Ironie] besteht nicht darin, die scharlataneske Versicherung eines *pharmakeus* von der unbeugsamen Instanz einer transparenten Vernunft und eines unschuldigen *logos* aus zu demontieren. Die sokratische Ironie stürzt ein *pharmakon* in der Berührung mit einem anderen *pharmakon*. Mehr noch: sie verkehrt die Macht des *pharmakon* und dreht seine Oberfläche um. (PP 132f./F 136)

Derrida läßt hier unausgesprochen, was ohnedies klar zutage liegt, nämlich die Spiegelbildlichkeit dieses Vorgangs zur Schriftumdeutung im Theuth-Mythos des *Phaidros*. Dabei tritt sogar die für Spiegelungen charakteristische Seitenverkehrung auf: Während das Urteil des Königs die vermeintlich gute Schrift in eine schädliche Macht verwandelt, wird die täuschende Rede des *pharmakeus* in ihrer Handhabung durch Sokrates zum Mittel der Wahrheit. Und bemerkenswerterweise bildet beide Male die Einheit des Zeichens *pharmakon* das Medium der Umkehrung.³⁶⁹

Bei genauer Betrachtung fällt darüber hinaus die erneute *Gegensatzverschiebung* auf, mit der Derrida die statuierte Opposition zwischen lebendigem, wahrheitsbergendem

Besprechungen und allerlei Wahrsagung und Bezauberung (*thysias-teletas-epōdas-manteian*)' (202e) zurückgeht.“ (PP 131/F 134)

³⁶⁸ „[...] und wenn ich euch dünke etwas Richtiges zu sagen, so stimmt mir bei, wenn aber nicht, so widerstrebt mir auf alle Weise, damit ich nicht im Eifer, mich und euch zugleich betragend, euch wie eine Biene den Stachel zurücklassend davongeh.“ (Phaidon 91c)

³⁶⁹ Erneut weist Derrida hier darauf hin, daß die Nicht-Wesenhaftigkeit des *pharmakon* sein eigentliches Wesen bildet und es – wie die Schrift oder die *différance* – als Nicht-Seiendes ausweist (vgl. PP 133).

Logos (hier der machtvollen philosophischen Rede des Sokrates) und dem täuschenden *pharmakon* der Schrift in eine komplizierte Gegenüberstellung zweier Erscheinungsformen des *pharmakon* überführt.

Diese im bislang Gesagten auf die Konzeption der Figur ‘Sokrates’ im platonischen Œuvre bezogene Operation führt Derrida strukturell auf allgemeinsten Ebene hinsichtlich des Platonismus und der Liste seiner positiven Werte durch. Sie alle haben ihren Ursprung in einer verderblichen Macht, als deren Gegenkraft und Heilmittel sie auf den Plan gerufen werden. Die zentralen Werte: Philosophie, Erkenntnis, Dialektik, Wahrheit, Idee etc. werden von Platon als *Gegengifte* (zum Beispiel gegen die Angst vor dem Tod) eingeführt. Derrida gibt hier eine Reihe von Belegen unter anderem aus den *Nomoi*, aus *Phaidon*, *Kriton*, *Charmides*, *Kritias*, *Phaidros* (vgl. PP 136-140) und faßt zusammen:

Eidos, Wahrheit, Gesetz oder *epistēmē*, Dialektik, Philosophie, so lauten die anderen Namen des *pharmakon*, die es dem *pharmakon* der Sophisten und der verhexenden Furcht vor dem Tod entgegenzusetzen gilt. *Pharmakeus* gegen *pharmakeus*, *pharmakon* gegen *pharmakon*. (PP 139)

An dieser Stelle zeigt sich erneut der enorme Stellenwert des *pharmakon*, dessen Rolle für seine analytische Arbeit sogar Derrida selbst zu beeindrucken scheint. Weit davon entfernt, ein bloß nebensächlicher Signifikant am Ende eines eher schwachen platonischen Dialogs zu sein, umspannt das Zeichen *pharmakon* mit seiner ‘Logik’ den gesamten Platonismus:

Die philosophische und epistemische Ordnung des *logos* als Antidot, als *in die allgemeine und a-logische Ökonomie des pharmakon* eingeschriebene Kraft ist eine gewagte Interpretation des Platonismus, die von uns hier vorgebracht wird. (PP 140/F 142)

Die am Beispiel Sokrates’ vorgeführte reversible ‘Logik des *pharmakon*’ funktioniert in dieser Sichtweise genauso auf der Ebene der Philosophie allgemein:

Die Philosophie setzt also ihrem anderen diese Umwandlung der Droge in ein Heilmittel, des Giftes in ein Gegengift entgegen. Eine solche Operation wäre nicht möglich, wenn nicht der *pharmako-logos* in sich diese Komplizität gegensätzlicher Werte [verwahrte (*n’abritait*); J.L.] und wenn nicht das *pharmakon* im allgemeinen – vor jeder Diskriminierung – das wäre, was als Heilmittel sich (aus)gebend, zu einem Gift/als Gift verderben (*peut (se) corrompre en poison*), oder, als Gift

sich (aus)gebend, sich als Heilmittel erweisen, in seiner Wahrheit als Heilmittel nachträglich erscheinen kann. (PP 141/F 143f.)³⁷⁰

Diese Ambivalenz resultiert in einer Unbeherrschbarkeit der Effekte des *pharmakon*, deren Sinnrichtung, wie prototypisch in der Theuth-Episode gesehen und in den Eigenschaften Thothes gespiegelt, jederzeit für eine Umkehrung anfällig ist. Ein in diesem Zusammenhang besonders eindrucksvolles Beispiel für den möglichen Bedeutungsumschlag entdeckt Derrida wiederum in Zusammenhang mit Sokrates. Dieser wandelt im *Phaidon* den Schierling (der dort von Anfang (57a) bis Ende (117a) als *pharmakon* bezeichnet wird!) durch seine philosophische Argumentation aus einem für den Körper tödlichen Gift in ein Mittel zur Erlangung der Unsterblichkeit der Seele um. Im Angesicht des Todes macht, so könnte man sagen, der Vater und ungekrönte König der Philosophie seine Autorität hinsichtlich der letzten Dinge am Beispiel und im Medium des *pharmakon* geltend. Derrida stellt die bis ins Detail chiastische Struktur heraus, welche eine Gegenüberstellung dieser Szene mit der Umdeutung der Schrift durch Thamus ans Licht bringt:

So ist die Schrift *gegeben* als das sinnliche, sichtbare und räumliche Supplierende der *mnēmē*; sie stellt sich alsdann für das unsichtbare Drinnen der Seele, das Gedächtnis und die Wahrheit als schädlich und lähmend heraus. Umgekehrt wird der Schierling als ein schädliches und den Körper lähmendes Gift gegeben. Er stellt sich alsdann als wohltuend für die Seele heraus, die er vom Körper befreit und zur Wahrheit des *eidōs* erweckt. (PP 143)

Alle genannten Reversionsbewegungen, dies wird von Derrida in jedem einzelnen Fall betont, spielen also im „Milieu“ der semiotischen Einheit des *pharmakon*. Dieses bildet nicht, wie man aus heutiger Perspektive leicht annehmen könnte, eine Synthese zweier ursprünglich getrennter Elemente oder eine *‘coincidentia oppositorum’*. Es muß laut Derrida vielmehr als vorgängiges „Medium jeder möglichen Dissoziierung“ (PP 143) gedacht werden.³⁷¹ Als solches gewinnt es für ihn die Funktion einer „Reserve“ (PP 143), aus der die Philosophie ihre Theoreme gewinnt.

³⁷⁰ Daß Derrida hier nach wie vor an seinem metaphysikkritischen Projekt arbeitet und sich dabei konstant am phänomenologischen Paradigma orientiert, macht der Folgesatz deutlich: „Das ‘Wesen’ des *pharmakon* besteht darin, daß es, da es weder ein festes Wesen noch einen ‘eigenen’ Charakter hat, in keinem Sinne dieses Wortes (metaphysisch, physisch, chemisch, alchimistisch) eine *Substanz* ist. Das *pharmakon* hat keine ideale Identität, es ist aneidetisch, [...]“ (PP 141/F 144)

³⁷¹ Als Instanz oder zumindest Raum der Oppositionsproduktion ist das *pharmakon* in gewisser Weise der *différance* verwandt, die in Kap. 6.3 unter anderem als generatives Prinzip der Differenz bestimmt wurde. Derrida formuliert diese Verwandtschaft hier sogar als Identität: „Das *pharmakon* ist die Bewegung, der Ort und das Spiel (die Hervorbringung) der Differenz. Es ist die *différance* der Differenz.“ (PP 143/F 146)

7.2.4 Die Familienszene

Es wurde zu Beginn des Kapitels bereits gesagt, daß sich Derridas Analyse in PP nicht auf die bereits bekannten Formen der Dekonstruktion beschränkt. Statt dessen konstatiert Derrida in Platons Text unter der Oberfläche seines logozentrischen Inhalts eine komplexe Organisation widerständiger Bedeutungsmomente. Eine besonders wichtige solche Konfiguration ist mit dem Versuch verknüpft, die mythologische Schriftverurteilung *philosophisch* zu reformulieren. Dabei wirkt nach Derridas Interpretation die szenische Energie der Theuth-Erzählung weiter und etabliert so „[...] eine andere Tiefe der platonischen Reserve [...]. Diese Pharmazie ist auch, wir haben es gespürt, ein Theater.“ (PP 160) Den dort wirksamen Verhältnissen zwischen den Akteuren geht Derrida am Leitfaden diverser Familienbeziehungen nach. Diese reichen in seiner Deutung über den (im üblichen Sinn) textuellen Raum des platonischen Œuvres hinaus und werden in einer aus dem Rousseau gewidmeten Teil der G bekannten dekonstruktiven Figur als Textur begriffen, die literarische und biographische Elemente zu einem signifikanten Ensemble verknüpft.³⁷²

Wie erwähnt, (re)konstruiert Derrida die Argumentation des Sokrates gegen die Schrift als Reproduktion der in der Mythos-Erzählung vorformulierten Sichtweise. Dabei findet der Versuch statt, die szenische Präsentationsform des Mythos in die theoretischen Sprechweisen der Philosophie zu übersetzen. Dies gelingt laut Derrida jedoch nur zum Teil: „Das Theatralische läßt sich dabei nicht in einem Sprechen resümieren [...].“ (PP 161/F 164) Zwar kann Sokrates die Aspekte der mythologischen Schriftverurteilung als Aussagen reformulieren, jedoch bleibt ihre szenische Energie unterschwellig aktiv und erzeugt unterhalb der philosophischen Argumentation ein neues Schauspiel oder, wie Derrida sagt, ein „anderes Tableau in dem Stück von der Schrift“ (PP 161):

[Sokrates] scheint den Mythos durch den *logos*, das Theater durch die Rede, die Illustration durch die Demonstration ersetzen zu wollen. Und doch wagt sich durch seine Explikationen hindurch ein anderer Schauplatz langsam ans Licht hervor, einer, der weniger unmittelbar sichtbar als der vorangehende doch in einer stummen Latenz genauso gespannt und so gewaltsam ist wie der andere und mit ihm zusammen im pharmazeutischen Innenraum eine wissende und lebendige Organisation von Figuren, Verschiebungen und Wiederholungen bildet. Diese Szene ist niemals als das gelesen worden, was sie, so wie sie

³⁷² Vgl. dazu Derridas Umgang mit dem supplementären Muster, das in Rousseaus Leben wie in seinen Schriften ein in der Tat erstaunlich durchgängiges Moment darstellt (G 244-282; bes. G 248, G 258, G 272-278).

sich in ihren Metaphern zugleich birgt und bekundet, zunächst einmal ist: eine Familienszene. (PP 161/F 164)

Aus diesem Ensemble greift Derrida ein zentrales Geschwisterverhältnis sowie zwei für die Schriftproblematik einschlägige Vater-Sohn Figuren heraus. Die letzteren werden im folgenden zuerst betrachtet.

Vater und Sohn I

Einer der Einwände Sokrates' gegen die Schrift zielt auf ihre Unfähigkeit, auf Mißverständnisse oder unzutreffende Gegenargumente, überhaupt auf jede Art von Angriff, zu reagieren. Das Faktum der (in dieser Hinsicht) monologischen Qualität schriftlicher Äußerungen gewinnt dabei folgende Gestalt:

Und wird sie [die Schrift; J.L.] beleidigt oder unverdienterweise beschimpft, so bedarf sie immer ihres Vaters Hilfe; denn selbst ist sie weder imstande sich zu schützen, noch sich zu helfen. (275e) (PP 161)

Diese auf den ersten Blick unspektakuläre Verwendung der Vater-Metapher gewinnt in Derridas Analyse überraschendes Gewicht. Wie schon bei der unter 7.1.1 referierten Diskussion dieser Metapher richtet Derrida auch hier sein Augenmerk auf die Konsequenz, mit der das Bild ausgestaltet und weitergeführt wird. Hier allerdings sind seine Verknüpfungen von einem Grad an Assoziativität, der die üblichen Wege der Beweisführung weiter verläßt als bisher.

Die genannte „anthropomorphische, ja animistische Metapher“ (PP 161) führt Derrida auf eine doppelte Wurzel zurück: Zum einen wird der *logos* wie in 7.1.1 gesehen als *zōon* konzipiert, d.h. mit einem väterlichen Erzeuger ausgestattet.³⁷³ Zum anderen wird die Schrift nicht als eigener Gegenstand begriffen, sondern nur als defekte Manifestation des Logos:

Als lebender ist der *logos* aus einem Vater hervorgegangen. Es gibt also für Platon keine geschriebene Sache. Es gibt einen mehr oder weniger lebendigen, mehr oder weniger bei sich seienden *logos*. Die Schrift ist keine unabhängige Bedeutungsordnung, sie ist ein abgeschwächtes Sprechen und eine noch nicht ganz und gar tote Sache: ein Lebend-Totes, ein Totes mit Galgenfrist [...]. (PP 162/F 165)

³⁷³ Hier wie sonst spielt die Figur der Mutter keinerlei Rolle, eine Tatsache, die von Derrida vermerkt, aber nicht gedeutet wird (vgl. PP 161).

Dieser bemitleidenswerte Logos stelle daher im Vergleich zur lebendigen Rede einen mißratenen Sohn dar: „Die Schrift ist der *miserable* Sohn. *Le misérable*.“ (PP 164) Entsprechend dieser Deutung der platonischen Schriftauffassung verfolgt Derrida Sokrates' Haltung gegenüber mißratenen Söhnen (ohne allerdings hier konkrete Belege anzuführen):

Der Ton von Sokrates ist bald anklagend und *kategorisch*, wenn er einen aus der Bahn geworfenen und aufsässigen Sohn, eine Maßlosigkeit und eine Perversion denunziert, bald von Mitleid bewegt und entgegenkommend, wenn er ein entblößtes Lebewesen, einen von seinem Vater verlassenen Sohn beklagt. Jedenfalls einen *verlorenen* Sohn. Dessen Ohnmacht eben die einer Waisen sowie die eines – und zuweilen zu Unrecht – verfolgten Vaternörders ist. (PP 164/F 167f.)

Derrida bleibt hier ungewöhnlich elliptisch. Möglicherweise bilden eine Reihe an dieser Stelle nicht genannter Aspekte den Hintergrund dieses vor Ort unmotivierten Übergangs von dem selbst nur eingeschränkt lebensfähigen Sohn zu seinem nicht (mehr) lebenden Vater. Als solcher läßt sich etwa die anfangs genannte mythische Szene der Ermordung des Osiris durch Seth, an der auch Thoth beteiligt ist (vgl. PP 100f.), konjizieren, des weiteren die (wie auch immer verursachte) tatsächliche Abwesenheit des Verfassers einer Schrift sowie die später vorgenommene Assoziation der Schrift mit dem (von Platon so genannten!) „vaternörderschen“ Widerspruch gegen die Einheitsthese des Parmenides (vgl. PP 183). Denkbar wäre auch die Assoziation über die tödliche Wirkung der (Anklage-) Schrift gegen den „Vater der Athener“ (siehe unten), Sokrates. Angesichts der Unterstellung einer derart krassen „metaphorischen“ Verurteilung der Schrift durch Platon wäre ein Mehr an stützender Evidenz allerdings sehr wünschenswert.³⁷⁴

³⁷⁴ Überhaupt scheint mir im Umfeld dieser Stelle zum einzigen Mal, abgesehen von den kurzen theoretischen Exkursen, die Konzentration des Texts nachzulassen. Ich halte sie für die schwächste des Essays. Während es Derrida sonst gelingt, die intrikatsten Bezüge mit großer Stringenz zu exponieren – dies gilt sogar für seinen szenischen Epilog –, verliert sich hier für einen Moment der Zusammenhalt. Ein weiteres Indiz dafür stellt die versatzstückhaft eingefügte, unangebundene Passage der folgenden Seite dar, in der Derrida so präventiv wie beiläufig den Vater als Verkörperung der Präsenz vorführt und auf seine eigene, antimetaphysische Schriftkonzeption verweist: „Was ist der Vater? fragten wir uns weiter oben. Der Vater ist. Der Vater ist (der Sohn verloren) [Le père est le fils perdu, vgl. A.d.Ü. 48]. Die Schrift, der verlorene Sohn, antwortet nicht auf diese Frage, sie schreibt: der Vater *ist nicht*, das heißt ist nicht anwesend/sie schreibt (sich): (daß) der Vater *nicht ist*, das heißt, nicht anwesend ist. Sobald sie kein vom Vater abgefallenes Sprechen mehr ist, suspendiert sie die Frage *Was ist*, die stets tautologisch die Frage ‘Was ist der Vater?’ und die Antwort ‘der Vater ist das, was ist’ ist. Damit wird ein Vorsprung hervorgebracht, der sich nicht mehr in der geläufigen Opposition von Vater und Sohn, von Sprechen und Schrift denken läßt.“ (PP 165/F 169)

Vater und Sohn 2

Das Fehlen klarer Belege für die unterstellte Vatemord-Anklage wiegt um so schwerer, als Derrida daraus jene weitreichende Struktur entwickelt, die den Rahmen des platonischen Œuvres überschreitet, indem sie das Verhältnis des historischen Platon zu seinem Lehrer einbegreift und eine schon von der Rousseau-Analyse der „Grammatologie“ her bekannte ‘bio-bibliographische Textur’ (re-)konstruiert. Provokanterweise geht Derrida dabei noch weit über seine sonstige Vernachlässigung der Unterscheidung von (in Ecos späterer Terminologie) *intentio operis* und *intentio auctoris* hinaus (vgl. Eco 1995, 35ff. und Eco 1994, 52-74). Die Ebene des *vouloir-dire*, der Aussageabsicht und der Bedeutung in diesem Sinn (vgl. StPh 69) ist wie gesehen ohnehin so wenig Gegenstand seines Interesses, daß sich dort eine Differenzierung hinsichtlich Text- und Autorintention für Derrida offenbar erübrigt, zumal die Konzeption eines Autors und *seines* Texts von Derrida nicht nur in PP stark in Frage gestellt wird. Keinesfalls beschränkt sich die von Derrida hier vorgenommene Verbindung zwischen „Leben und Werk“ auf die (mehr oder weniger psychologisierende) Rekonstruktion biographischer Einflußmomente und ihrer literarischen Sedimente (vgl. dazu auch G 258 und G 274f.). Dies wird besonders deutlich in der Methodenreflexion auf sein entsprechendes Vorgehen in bezug auf Rousseau³⁷⁵, die ich hier zum besseren Verständnis der in Rede stehenden Platonanalyse kurz referiere.

Nachdem er dem klassischen Kommentar und den traditionellen Methoden zugestanden hat, notwendige Bedingungen der Analyse zu sein (vgl. G 273f.), fordert Derrida deren Überschreitung im Rahmen einer kritischen Lektüre neuer Art, die sich in der Untrennbarkeit von Signifikant und Signifikat (hier des Zeichens „Supplement“) vollzieht:

Obschon unsere Lektüre nicht Kommentar sein soll, muß sie doch innerhalb des Textes verbleiben. Aus diesem Grund und entgegen allem Anschein ist die Kennzeichnung des Ausdrucks *Supplement* nichts weniger als psychoanalytisch, sofern darunter eine Interpretation verstanden wird, die uns aus der Schrift heraus – und zu einem psychobiographischen Signifikat oder sogar zu einer allgemeinen psychologischen Struktur führt, die man mit Recht vom Signifikanten trennen könnte. (G 275/F 228)

Dies gilt jedoch nicht nur für Rousseaus psychische Realität, sondern für die außersprachliche Wirklichkeit insgesamt (vgl. G. 274). Der Grund dafür liegt, von Derrida

³⁷⁵ Ich zitiere die entsprechenden Passagen etwas ausführlicher, da sie außerdem eine Klärung des in der Literatur so umstrittenen „*Il n’y a pas de hors-texte*“ (G/F 227) bergen.

hier nur angedeutet³⁷⁶, in der fehlenden Präsenz eines Signifikats und letztlich der Unmöglichkeit, eine Realität in unaufgeschobener, präsenter Intuition wahrzunehmen. Statt dessen gibt es nur Aufschub, Differenz, das heißt *Schrift* in dem in Kap. 6 entwickelten Sinn. Das in Rousseaus Leben und Schreiben so auffällige Ersetzungsmuster (vgl. Anm. 372) erweist sich somit als eingebettet in die unendliche Verweisstruktur einer allgemeinen Textualität:

Ein Text-Äußeres gibt es nicht. Nicht etwa, weil das Leben von Jean-Jacques uns nicht an erster Stelle interessierte, noch die Existenz von Maman oder Thérèse *selbst*, noch weil wir zu ihrem sogenannten „wirklichen“ Dasein nur im Text einen Zugang gefunden haben und auch über kein anderes Mittel verfügen, es anders zu machen [...]. All diese Gründe sollten bereits genügen, doch gibt es noch entscheidendere. Was wir zu beweisen beabsichtigten, indem wir dem Leitfaden des „gefährlichen Supplements“ folgten, war, daß es in dem, was man das wirkliche Leben dieser Existenzen „aus Fleisch und Blut“ nennt, jenseits dessen, was man glaubt als das Werk Rousseaus umschreiben zu können, und hinter ihm immer nur Schrift gegeben hat. Es hat immer nur Supplemente, substitutive Bedeutungen gegeben, die ihrerseits nur aus einer Kette von differentiellen Verweisen hervorgehen konnten, [...]. Und so bis ins Unendliche, denn wir haben – *in dem Text* – gelesen, daß die absolute Gegenwart, die Natur, das was die Wörter „wirkliche Mutter“ bedeuten, sich immer schon entzogen, niemals wirklich existiert haben; [daß diese Schrift als Verschwinden der natürlichen Präsenz den Sinn und die Sprache eröffnet]³⁷⁷. (G 274f.)

In verwandter Weise thematisiert die Betrachtung der ‘Familienszene’ in PP das Verhältnis von Platon und Sokrates unter dem Gesichtspunkt der Schrift. Dieses erschöpft sich nicht in der schlichten Feststellung, daß Platon zwar wie Sokrates das Schreiben theoretisch geringschätzt, es im Unterschied zu jenem aber de facto ausgiebig praktiziert. Die Verschlungenheit reicht für Derrida weiter. Sokrates repräsentiere in den Dialogen den Vater (vgl. PP 165f.), so zum Beispiel in der *Apologie*, wo er in dieser Rolle gegenüber den Athenern erscheine und über sein berühmtes *Daimonion* außerdem als Vertreter des väterlichen Gottes inszeniert werde – wobei gerade diese göttliche *Stimme*

³⁷⁶ „Aus diesem Grund hängen auch die methodologischen Überlegungen, die wir hier an einem Beispiel vorbringen, aufs engste mit jenen allgemeinen Feststellungen zusammen, die wir weiter oben ausgearbeitet haben; Feststellungen, die sich auf die Abwesenheit des Referenten oder des transzendentalen Signifikats beziehen.“ (G 274)

³⁷⁷ Geänderte Übersetzung, vgl. G/F 228: „[...] que ce qui ouvre le sens et le langage c’est cette écriture comme disparition de la présence naturelle.“ Die Suhrkamp-Übersetzung vertauscht hier unter anderem Subjekt und Objekt: „daß der Sinn und die Sprache diese Schrift als das Verschwinden der natürlichen Präsenz freilegen.“ (G 275)

Gegenstand der *Anklageschrift* des Meletos war.³⁷⁸ Dadurch gerät Platon laut Derrida in eine prekäre Lage, die seine eigene schriftstellerische Aktivität in das „Theater“ um die Schrift hineinzieht:

Als Träger dieses Zeichens des Gottes [...] übernimmt Sokrates also die Stimme des Vaters, ist er der Wortführer des Vaters. Und Platon *schreibt ausgehend von seinem Tod*. Das gesamte platonische Schreiben – und wir sprechen hier nicht davon, was es sagen will, von seinem Bedeutungsgehalt [contenu signifié; J.L.]:³⁷⁹ die Wiederherstellung des Vaters, wenn nötig wider die *graphē*, die *über seinen Tod* entschied – ist also³⁸⁰, *ausgehend vom Tod des Sokrates gelesen*, steht also³⁸⁰ in der Situation der im *Phaidros* angeklagten Schrift. Die Einschachtelung der Szenen ist abgründig. Die Pharmazie hat keinen Grund. (PP 166/F 170)

In dieser Sichtweise transzendiert also die in der Tiefe des Dialogs sichtbare Familienszene den Raum des *Phaidros* und läßt so die von Derrida als ‘Pharmazie’ apostrophierte Struktur als eine Einheit erstehen, die die Grenze zwischen Text (im üblichen Sinn) und Welt übergreift. Daß auch diese Konfiguration der ‘Logik des *pharmakon*’ folgt und hinsichtlich der Effekte des Schreibens von tiefer innerer Widersprüchlichkeit durchzogen ist, erscheint nach allem Gesagten beinahe zwangsläufig:

Man könnte hier die Schrift [...] eines jungen Mannes namens Platon vor Gericht laden. Und seinen zwiespältigen Bezug zum väterlichen Supplement: um dessen Tod wiedergutzumachen, hat er das Gesetz überschritten. Er hat den Tod des Vaters wiederholt. Diese beiden Gesten annullieren oder widersprechen sich. (PP 172)

Diese in Derridas virtuos assoziierender Schreibweise zum Eindruck zwar im strengen Sinne unbeweisbarer, aber nichtsdestotrotz schwer abweisbarer Plausibilität verdichtete Deutung³⁸¹ läßt bei genauerer Betrachtung folgende argumentative Figur erkennen:

³⁷⁸ Vgl. auch im *Phaidon* (116a) die Trauer der Schüler über den unmittelbar bevorstehenden Tod Sokrates’: „[...] dann aber auch klagten wir wieder über das Unglück, welches uns getroffen hätte, ganz darüber einig, daß wir nun gleichsam des Vaters beraubt als Waisen das übrige Leben hinbringen würden.“

³⁷⁹ Erneut scheint die Oberfläche des platonischen Texts für Derrida keine semantischen oder exegetischen Probleme zu bergen.

³⁸⁰ Offenbar zwei vom Übersetzer erwogene Varianten („ist also“/„steht also“), die bei der abschließenden Durchsicht übersehen wurden.

³⁸¹ Man lese das bei Derrida nach (PP 160-174). Die hier gegebene reduktive Paraphrase vermittelt davon kein hinlängliches Bild.

- 1) Sokrates repräsentiert den Vater³⁸². Zwischen ihm und Platon existiert eine Vater-Sohn Beziehung. Hier ist erstaunlich, daß Derrida nicht den naheliegenden Weg geht, um die beiden Philosophen in diesem Verhältnis zu zeigen. Statt sich auf den Topos der 'geistigen Vaterschaft' des Sokrates für Platon zu berufen, konstruiert er diese auf dem Umweg über seine symbolische Vaterrolle zum Beispiel in der *Apologie*. Der Vorteil besteht in einer dichteren Bindung an die textuelle Figur, als die Sokrates im platonischen Œuvre konturiert wird.
- 2) Platon schreibt „ausgehend von Sokrates Tod“. Dies bezieht sich offenbar nicht nur auf die physische *Abwesenheit* seines Lehrers, sondern auch auf die Motivation des platonischen Schreibens: es geht um „die Wiederherstellung des Vaters“, darum, „dessen Tod wiedergutzumachen“, das heißt darum, ihn einerseits zu rehabilitieren und zum anderen seine Lehren lebendig zu halten und weiterzuführen.
- 3) Damit befindet sich Platon in der Rolle der Schrift: Der Vater seiner *logoi* ist tot und nur noch deren petrifizierte Wiederholung möglich.³⁸³ Da die Schrift nach Derrida bei Platon als vatermörderisch im allgemeinen und in Form der *graphē* der *Apologie* für Sokrates im besonderen erscheint, stellt die tote Reproduktion seiner *logoi* nach Art der Schrift eine symbolische Wiederholung seiner Tötung dar. Der Versuch der Bewahrung schlägt also, ganz im Sinn der 'Logik des *pharmakon*' und nach dem Muster der Schrift in der mythischen Erzählung des *Phaidros*, wo sich die vermeintliche Erinnerungsstütze als Gift für das Gedächtnis erweist, in Verlust und Vernichtung um.

Die ungleichen Brüder

Neben der Vater-Sohn Figur greift Derrida ein weiteres „metaphorisches“ Familienverhältnis auf. So beiläufig dieses von Platon gehandhabt wird, so folgenreich erscheint es in Derridas Analyse. Die Rede ist von der Bezeichnung von Rede und Schrift als Geschwister, wobei die Schrift als nicht-rechtmäßiger Sohn³⁸⁴ figuriert. Hier findet sich die erwähnte, für die Literatur so folgenreiche Diskussion der metaphorischen Apostrophierung der Wahrheit als „Einschreibung in der Seele“:

³⁸² Ich vernachlässige hier die zusätzliche Komplikation, die sich bei Derrida aus der Deutung Sokrates' als *supplementärer* Vaterfigur ergibt (vgl. PP 172).

³⁸³ Genau genommen kann das allerdings nur für den sokratisch inspirierten Teil des platonischen Schriftguts gelten.

³⁸⁴ Zu Gondeks legitimer, von Schleiermacher abweichender Übersetzung von *adelphos* als „Bruder“ vgl. A.d.Ü. [50], Dis 425.

SOKRATES: Wie aber? Wollen wir nicht nach einer anderen Rede sehen, dem rechtmäßigen Bruder (*adelphon gnēsion*) von dieser [der geschriebenen Rede], wie die echte entsteht und wieviel besser und kräftiger als jene sie gedeiht?

PHAIDROS: Welche doch meinst Du, und wie soll sie entstehen?

SOKRATES: Welche mit Einsicht geschrieben wird in des Lernenden Seele [...]. (276a) (PP 167)

Der Geschwisterbeziehung entspricht also eine Wesensverwandtschaft, die Platons bisherige Unterordnung der Schrift als (Ab-)Art des Logos umkehrt:

[Hier] wird Sokrates zum ersten Mal dazu geführt, den Bruder dieses Bruders, den rechtmäßigen, als eine *andere Art von Schrift* ins Auge zu fassen: nicht nur als eine wissende, lebendige und beseelte Rede, sondern als eine *Einschreibung* der Wahrheit in der Seele.³⁸⁵ (PP 167/ F 172)

Ich habe bereits auf das Muster der Gegensatzverschiebung aufmerksam gemacht, das Derrida auch in dieser Stelle vorfindet bzw. vorführt. Angesichts der herausragenden Rolle, die die Schrift samt dem mit ihr verbundenen System philosophischer Axiome, Theoreme, Begriffe und Termini für Derrida spielt, verwundert es nicht, daß er aus der genannten Umkehrung Konsequenzen gravierendster Art ableitet. Natürlich handelt es sich für Derrida hier nicht bloß um eine Metapher im rhetorischen Sinne (auch wenn er einräumt, Platon könnte sie durchaus als solche gemeint haben, vgl. PP 167f.). Ich habe unter 7.1.1 herausgestellt, daß Derrida in seiner Behandlung dieser oder ähnlicher Figuren gegenüber der traditionellen Metaphernkonzeption einen Überschuß konstatiert, der in der über den lokalen Zusammenhang hinausreichenden Systematizität und der Verbindung mit anderen Kontexten besteht. Beides liegt für Derrida in diesem Fall in extremer Ausprägung (und mit größter Bedeutung) vor:

Einem Schema gemäß, das die gesamte abendländische Philosophie beherrschen wird, wird eine gute (natürliche, lebendige, wissende, intelligible, innerliche, sprechende) Schrift einer schlechten (künstlichen, todgeweihten, unwissenden, sinnlichen, äußerlichen, stummen) Schrift gegenübergestellt. Und die gute kann nur in der Metapher der schlechten bezeichnet werden.³⁸⁶ [...] Und wenn das Netzwerk der Ge-

³⁸⁵ Vgl. die Parallele zu Derridas bereits zitierter Konturierung seiner Auseinandersetzung mit Saussure: „Wir werden uns eingehender und konkreter damit befassen, was die Sprache nicht nur zu einer Art Schrift – ‘vergleichbar der Schrift’ (p. 33/19), wie es eigenartiger Weise bei Saussure heißt – sondern zu einer Art *der* Schrift macht.“ (G 90/F 75)

³⁸⁶ Dabei handelt es sich für Derrida nicht bloß um eine empirische Erfahrung, sondern eine strukturelle Notwendigkeit. Sie beruht auf der konstitutiven Rolle der Wiederholbarkeit bei der Konzeption von Idealität, welche dadurch unauflöslich an das Phänomen des Abbilds und der Kopie gebunden erscheint.

gensätze von Prädikaten, welche eine Schrift auf die andere beziehen, in seinem Gefüge alle begrifflichen Gegensätze des „Platonismus“ enthält – hier als die dominante Struktur der Geschichte der Metaphysik betrachtet – so wird man sagen können, daß die Philosophie sich im Spiel zweier Schriften abgespielt habe. Wo sie doch allein zwischen Sprechen und Schrift hat unterscheiden wollen.³⁸⁷ (PP 168)

Die Gegensatzverschiebung bezüglich Rede und Schrift im *Phaidros* fungiert also prototypisch für Derridas Perspektive auf die Philosophie insgesamt. Gemäß der vielschichtigen Textualität des Dialogs fördert Derrida dort Reflexe dieser Figur in weiteren, ähnlichen Verschiebungen zutage. Dazu zählt zum Beispiel die Gegenüberstellung von Frucht- und Blumensamen im *Phaidros*, von Derrida als Gegensatz zwischen einer sterilen und einer fruchtbaren *Spur*³⁸⁸ gedeutet (vgl. PP 168). Wie der vernünftige Landmann den wertvollen Samen nicht zur Unzeit in falschen Boden pflanze, um die Scheinblüte schnell vergänglicher Produkte zu erzielen, so schreibe der Wissende nach Sokrates' Worten die Erkenntnis des Guten und der Wahrheit nicht in den Wind „[...] mit Dinte sie durch das Rohr aussäend, mit Worten, die doch unermöglich sind, sich selbst durch Rede zu helfen, unermöglich aber auch die Wahrheit hinreichend zu lehren“. (276c) So baut Platon in der Tat die beiläufige metaphorische Adäquation von gesprochenem und geschriebenem Wort unter der gemeinsamen Kategorie der Schrift aus und erweitert sie um den Parallelismus von zwei Arten der genetischen Kodifizierung.³⁸⁹

Im Rahmen dieser scheinbar unwichtigen, metaphorischen Verschiebung stattet Platon die gute Schrift mit den Qualitäten der Rede aus, um so die regulative Kraft des positiven Werteverbunds zu wahren. Ohne diese Problematik zu reflektieren, blendet er die sonst so intensiv geschilderten unheilvollen Eigenschaften der Schrift aus und spricht,

³⁸⁷ Es paßt zu dieser weitreichenden Interpretation der Opposition 'gute vs. schlechte Schrift', daß Derrida sie auch im *Phaidros* als „zentrale Aderung des Dialogs“ (PP 76) deutet. Vgl. des weiteren Derridas Ausführungen zu dieser Thematik in G 30-34.

³⁸⁸ „Schrift und Sprechen sind jetzt also zwei Arten von Spur, zwei Werke der Spur; die eine, die Schrift, ist verlorene Spur, nicht lebensfähiger Samen, [...]“ (PP 171/F 176) Erneut erweist sich hier die in Kap. 6.2 angesprochene Vielseitigkeit des Spurbegriffs und seine Eigenart, sich in immer neuen Kontexten auf die Schriftproblematik beziehen zu lassen. Vgl. dazu auch die Bemerkungen über die programmatische Offenheit der Derridaschen Terminologie in Kap. 8.

³⁸⁹ Strukturell, und diesmal sogar von Derrida unbemerkt, wiederholt sich die Figur in der fast unmerklichen Verlagerung des Akzents der sokratischen Ausführungen von der Unterscheidung zwischen wertvollem und weniger wertvollem Samen auf die entscheidende Rolle der Aussaatbedingungen und hier speziell des angemessenen Bodens, also des Aufbewahrungsortes der genetischen Information, d.h. der Frage nach dem Informationsmedium (vgl. PP 168-172). Eine weitere Spiegelung findet sich in der Bewertung des Schreibens als Anlegen von „Schriftgärtchen“ als *hypomnēmata* für das gedächtnisschwache eigene Alter oder andere Spurensucher auf den Wegen der Wahrheit. Diese seien zwar dem Pflanzen von *Reden* an Wert unterlegen, müßten jedoch im Bereich des (bei Platon generell negativ konnotierten) *Spiels* als „herrlich“ im Vergleich zu „den geringeren Spielen“ (276d) eingestuft werden.

wie gesehen, der in die Seele geschriebenen Rede zu, sie sei „wohl im Stande sich selbst zu helfen“ (276a), anders als die realiter („ins Wasser“) geschriebenen Aussagen, deren Worte „[...] doch unvermögend sind, sich selbst durch Rede zu helfen, unvermögend aber auch, die Wahrheit hinreichend zu lehren“. (276c) Die unerwartete Aufwertung der Schrift ist also, genau besehen, nur relativ:

Hier gilt es auf der Hut zu sein: in dem Moment, wo Platon scheinbar die Schrift erhöht, indem er aus dem lebendigen Sprechen eine Art psychischer Graphie macht, hält er diese Bewegung im Inneren einer Problematik der *Wahrheit*. Die Schrift *en tē psychē* ist nicht eine Schrift der Bahnung³⁹⁰, sondern allein eine der Unterrichtung, der Übermittlung, der Beweisführung, im besten Fall der Entdeckung, Schrift der *alētheia*. Ihre Ordnung ist die der Didaktik oder der Mäeutik, auf jeden Fall des sprachlichen Vortrags. Der Dialektik. Diese Schrift muß fähig sein, sich selbst im lebendigen Dialog zu erhalten und vor allem das Wahre auf die ihm zukommende Weise, so wie es *bereits* gebildet ist, zu lehren. (PP 173/F 178)

In der Tat stimmt diese Deutung mit den Formulierungen Platons überein. Sie zieht jedoch außerdem eine von Derrida nicht markierte Verbindungslinie, die vom Platonismus zur ägyptischen Mythologie einerseits sowie zu späteren Zeichenkonzepten andererseits verläuft. So entspricht sie zum einen der eingangs skizzierten Rolle des Thoth, der nur die Botschaften des Sonnengottes verkündet:

Le dieu (du) signifiant: [...] Was er auszusagen oder in Wortform mitzuteilen hat, ist bereits von Horus gedacht worden. (PP 98)³⁹¹

Auch die Schrift in der Seele fügt sich also trotz oder gerade wegen ihrer Assoziation mit der Wahrheit, bzw. durch die konkrete Ausformung dieser Beziehung, in das Gesamtsystem der Schriftkonzeption Platons und ihre bis in die außergriechische Mythologie reichende Konfiguration ein.

Mit Blick auf die Zukunft – und man erinnere sich, daß Platons Werk bei Derrida immer als die Eröffnung der Philosophie behandelt wird – korrespondiert diese Struktur andererseits mit der Annahme eines *präexpressiven Sinns* und transzendentalen Signifikats, wie sie Derrida als metaphysische Implikation der Theorien Husserls und Saussures theoretisiert. Platons Text weist in dieser Perspektive eine Widersprüchlichkeit und eine

³⁹⁰ Zu Derridas Umgang mit dem Begriff der Bahnung und dessen Verhältnis zur Spur vgl. SD 305ff.

³⁹¹ Nebenbei bemerkt entspricht dieses Verhältnis tatsächlich auch dem Wahrheitsbegriff der Ideenlehre und Platons Anamnesetheorie (vgl. besonders Menon 80d-86c, sowie die Anwendungen in *Phaidon*, *Symposium* und *Politeia*, übrigens auch im *Phaidros* (245c-253c)).

Behandlung dieses Widerspruchs auf, die – zumindest in der Form, die sie in Derridas Analyse gewinnen – die Verhältnisse bei Husserl und Saussure strukturell antizipieren.

7.3 Der Ausschluß des *pharmakos*

Die bislang betrachteten Zusammenhänge illustrieren in vielfältiger Weise das von mir für PP und Derridas Frühwerk generell unterstellte Prinzip des Denkens vom Signifikanten aus. Es wurde deutlich, daß Derridas Analyse den durch den gemeinsamen Signifikanten hergestellten Verbindungen einen höheren Stellenwert einräumt als der polysemen Signifikatdistribution auf verschiedene Kontexte. Dies gilt nicht nur für den „Obersignifikanten“ (wie man in einer frei angeeigneten Lacanschen Wendung sagen könnte) der *Phaidros*-Analyse, das *pharmakon* und seine morphematischen Verwandten, sondern auch für die sonstigen „Sinnkorridore“, wie sie zum Beispiel durch die Vatermetapher oder die Figur des Theuth hergestellt werden. Im bisherigen Verfolg von Derridas Analyse wurde deutlich, daß die von ihm auf diese Weise (re-)konstruierten Korrespondenzen den Bereich des untersuchten Werks teilweise weit überschreiten.

Derrida geht jedoch noch einen Schritt weiter. Im sechsten Kapitel von PP mit dem Titel „Der Pharmakos“ widmet er sich einem Signifikanten, der nach seiner (soweit ich weiß bislang unwidersprochenen) Feststellung in Platons Werk *überhaupt nicht vorkommt*. Es handelt sich um das Wort *pharmakos*. Ich wende mich im folgenden Derridas faszinierender Interpretation dieses Begriffs und seiner überraschenden Relevanz für die in PP betrachteten Zusammenhänge zu. Zuvor jedoch soll eine kurze Diskussion der Derridaschen Ausführungen zum Status dieser Abwesenheit erfolgen, die einerseits die Verbindung zur Präsenzthematik offenbaren und andererseits die wichtige Frage der texttheoretischen Position Derridas berühren.³⁹²

Derrida selbst markiert die Ausnahmeposition des *pharmakos* in seiner Studie. Im Unterschied zur Begriffskette *pharmakeia – pharmakon – pharmakeus*, die von Platon genausowenig als solche präsentiert werde, wie er die herausragende Rolle des *pharmakon* akzentuiere, sei es im Fall von *pharmakos* nicht einmal möglich, sich auf jenen „Anwesenheitsnachweis“ im platonischen Text zu berufen, den diese übrigen zumindest er-

³⁹² Eine gründliche Erarbeitung von Derridas Textbegriff und eine Evaluation seines Verhältnisses zum Forschungsstand der Sprachwissenschaft scheinen mir eines der sowohl dringendsten als auch vielversprechendsten Desiderate der Derrida-Rezeption darzustellen. Auch wenn diese Thematik nicht zum eigentlichen Untersuchungsbereich dieser Arbeit gehört, möchte ich daher nicht darauf verzichten, die von Derrida in diesem Kapitel gemachten, so wichtigen wie unbefriedigenden Aussagen einer kurzen, in dieser Richtung vorbereitenden Betrachtung zu unterziehen.

bracht hätten (vgl. PP 145f.). Aber natürlich ruft die hier angedeutete Berufung auf die legitimatorische Funktion einer *Präsenz* Derridas kritische Aufmerksamkeit auf den Plan:

Wenn wir es [das Wort *pharmakos*; J.L.] mit der Reihe *pharmakeia* - *pharmakon* - *pharmakeus* in Verbindung bringen, so können wir uns nicht mehr damit begnügen, eine Kette zu rekonstruieren, die, mag sie auch eine geheime, ja eine von Platon unbemerkte sein³⁹³, nicht minder durch bestimmte, im Text aufzeigbare *Anwesenheitspunkte* (*points de présence*) hindurchginge. Denn das Wort, auf das wir nun Bezug nehmen werden, [...] scheint dem „platonischen Text“ abwesend zu sein. Doch was will hier *abwesend* oder *anwesend* sagen? (PP 146)

Derrida liefert in diesem Zusammenhang die zweite, etwas längere explizit theoretische Erörterung des Essays. Ich halte diese Passage für absolut zentral – ohne daß damit ein Qualitätsurteil ausgesprochen sein soll – im Hinblick auf Derridas sonst meist bloß en passant vermerkten oder implizit in seiner Praxis aufscheinenden Textbegriff und dessen intertextuelle Einfärbung und zitiere sie daher vollständig:

Doch was will hier *abwesend* oder *anwesend* sagen? Wie jeder Text konnte auch der von „Platon“ nicht umhin, zumindest auf virtuelle, dynamische, laterale Weise mit all den Worten, aus denen sich das System der griechischen Sprache zusammensetzt, in Beziehung zu stehen. Assoziationskräfte vereinigen über Distanzen hinweg mit einer Kraft und auf verschiedenen Wegen die in einer Rede „tatsächlich anwesenden“ Worte mit allen anderen Worten des lexikalischen Systems, ob sie nun als „Worte“, das heißt als relative verbale Einheiten in einer derartigen Rede erscheinen oder nicht. Sie kommunizieren mit der Totalität der Lexik durch das syntaktische Spiel und zumindest durch die Unter-Einheiten, die das zusammensetzen, was man ein Wort nennt. So kommuniziert beispielsweise „*pharmakon*“ bereits, aber nicht allein, mit allen Worten derselben Familie, mit allen von derselben Wurzel her konstruierten Bedeutungen. Die textuelle Kette, die wir nun an ihren Platz zurückversetzen müssen, ist somit der platonischen Lexik nicht mehr einfach „innerlich“. Doch wenn wir über die Ränder dieser Lexik hinausgehen, so ist uns weniger daran gelegen, unberechtigt oder berechtigt bestimmte Grenzen zu überschreiten,

³⁹³ Leider enthält sich Derrida hier wie sonst einer vereindeutigenden Stellungnahme in dieser nicht ganz unwichtigen Frage. Auch die folgende Passage zum Thema der besagten Kette läßt den entscheidenden Aspekt bewußt offen: „Hätte es Sinn, hier eine derartige Frage zu stellen – was wir nicht annehmen –, so wäre es unmöglich zu sagen, bis zu welchem Punkt er [Platon; J.L.] sie willkürlich oder bewußt behandelt und bis zu welchem Punkt er Zwängen unterliegt, wie sie von der ‘Sprache’ (*langue*) her auf seiner Rede lasten. Das Wort ‘Sprache’ ist uns aus dem Grunde, daß es an allem festhält, was wir hier in Frage stellen, keine verlässliche Hilfe [...]. Es geschieht im Hinterzimmer, im Halbschatten der Pharmazie, vor den Gegensätzen zwischen Bewußtsein und Unbewußtem, Freiheit und Zwang, Willentlichem und Unwillentlichem, Rede und Sprache, daß diese textuellen ‘Operationen’ hervortreten.“ (PP 145/F 147) Vgl. auch die bereits in 7.1.2 zitierte ähnliche Passage aus PP 107.

als vielmehr daran, ein Mißtrauen zu entwickeln bezüglich des Rechts, derlei Grenzen aufzurichten. In einem Wort, wir glauben nicht, daß es, streng genommen, einen mit seinem Drinnen und seinem Draußen auf sich selbst hin geschlossenen platonischen Text gibt. Nicht daß man deshalb gleich anzunehmen habe, er sei auf jeder Seite leckgeschlagen und man könne ihn nun unterschiedslos in der ungeschiedenen Allgemeinheit seines Elementes ertränken. Sondern man muß, vorausgesetzt, die Artikulationen sind peinlich genau und umsichtig erkannt, schlechthin die verborgenen Anziehungskräfte herausheben können, die im Text von Platon ein anwesendes Wort und ein abwesendes Wort verbinden. Es kann nicht sein, daß eine solche Kraft, bei einem gegebenen *System* der Sprache, nicht auf der Schrift und auf der Lektüre dieses Textes gelastet habe. Im Hinblick auf dieses Lasten stellt die sogenannte „Anwesenheit“ einer vollends relativen verbalen Einheit – das Wort –, ohne deshalb ein kontingentes Akzidens zu sein, das keinerlei Aufmerksamkeit verdiente, dennoch nicht das letzte Kriterium und die höchste Trefflichkeit dar. (PP 146f./F 148f.)

Es zeigt sich hier – nicht zum erstenmal –, daß Derridas Stärken eher im Bereich origineller Textarbeit liegen als in der traditionellen theoretischen Reflexion. So fällt neben dem primär assertorischen Charakter der zitierten Passage vor allem die Allgemeinheit und die mit der mangelnden Konkretisierung einhergehende Schwäche der argumentativen Elemente auf.

Derrida nennt als erstes den Konnex zwischen Platons Text und der griechischen Sprache qua gemeinsamer Systemzugehörigkeit, ein Gesichtspunkt, dessen Trivialität durch den Hinweis auf die „virtuelle, dynamische, laterale“ Qualität dieser Verbindung nur unwesentlich gemindert wird. Ähnlich diffus bleiben die „Assoziationskräfte“, die diesen Zusammenhang „über Distanzen hinweg mit einer Kraft und auf verschiedenen Wegen“ herstellen.³⁹⁴

Die anschließende Erklärung nennt jedoch nur morphematische, speziell die über ein gemeinsames Stammorphem gestifteten Verbindungen³⁹⁵ sowie das nicht weiter expli-

³⁹⁴ Diese letzte Formulierung ist selbst für Derrida so ungewöhnlich vage, daß sich Barbara Johnson für ihre englische Version zu der folgenden (klärenden?) Abweichung entschlossen hat: „Certain forces of association unite – at diverse distances, with different strengths and according to disparate paths – the words ‘actually present’ [...]“ (Dis/E 129f.) Vgl. dagegen das französische Original: „Des forces d’association unissent, à des distances, avec une force et selon des voies diverses, les mots ‘effectivement présents’ [...]“ (Dis/F 148) Diese Andeutungen lassen eine Art ‘topologisches’ Modell des Sprachsystems ahnen, in dem semantische Zentren, lexikalische Verbindungen und Entfernungen inklusive der von Derrida in PP betrachteten Schleichwege, Abkürzungen, Unterführungen und inoffiziellen Kanäle gleichsam kartographisch verzeichnet wären. Es versteht sich, daß von Derrida keine positive Ausarbeitung eines solchen Entwurfs zu erwarten ist.

³⁹⁵ Angesichts seiner in G 93ff. demonstrierten Vertrautheit mit den strukturalistischen Schulen der Saussure-Nachfolge überrascht Derridas umständliche Ausdrucksweise an dieser Stelle. Sie deutet möglicherweise eine Distanzierung von der – wie in Kap. 5 gesehen, für Derrida metaphysisch fundierten – Sprachwissenschaft an.

zierte „syntaktische Spiel“. Man vermeint hier ein leises Echo des strukturalistischen Systemmodells zu vernehmen, als hätte Derrida sich am Muster der Gegenüberstellung einer syntagmatischen und einer paradigmatischen, abwesende Elemente umfassenden Dimension orientiert, eine Verifizierung ist jedoch angesichts derart bruchstückhafter Anspielungen unmöglich.

Auf den ersten Blick überraschend ist die Beschränkung auf morphologische und syntaktische Kategorien. Die Integration einer semantischen Komponente – und sei es im Sinne der Wortfeldtheorie – hätte hier durchaus nahegelegen, zumal die folgende *pharmakos*-Analyse die Validität der etymologischen Assoziation gerade auf dem Weg über ihre thematische Einschlägigkeit zu beglaubigen sucht. Die Unterspielung des semantischen Moments fügt sich allerdings genau in die konstatierte Verschiebung des theoretischen Akzents vom Signifikat auf den Signifikanten und ist vermutlich durch diese übergeordnete Zielsetzung motiviert.

Auch hinsichtlich der texttheoretischen Konsequenzen seiner Überlegungen sind Derridas Aussagen von enttäuschender Uneindeutigkeit. Die Bedeutung des faktischen Vorkommens eines Worts in einem Text liegt demnach irgendwo innerhalb der Pole „kontingentes Akzidens“ und „letzte[s] Kriterium“ für die konturierte Einheit dieses Texts gegenüber dem Gesamt des Sprachsystems, und dementsprechend unklar bleibt auch die Identität des platonischen Texts: weder fällt er mit dem System der griechischen Sprache völlig zusammen noch existiert er „streng genommen“ als von ihr abgegrenzte Einheit. Die genaue Bestimmung des Derridaschen Textbegriffs wird also auf andere Äußerungen zurückgreifen müssen, um dessen intertextuelle Anlage präziser zu (er)fassen.

Derridas Ausführungen geben Raum für Interpretationen, deren Spektrum von trivialer Selbstverständlichkeit bis zu spekulativer Sensationalität reicht, und es ist kein Wunder, daß er damit sowohl enthusiastische Begeisterung als auch vehemente Ablehnung hervorgerufen hat. An dem hier diskutierten Textausschnitt fällt das Maß der Zurückhaltung hinsichtlich konkreter positiver Theorieaussagen auf. Es scheint – in sympathisierender Lesart –, als wolle Derrida die Eckpunkte eines Theoriehintergrunds fixieren, der einen genügend großen Raum für seine kreative Nutzung durch die Analysepraxis bietet, während dieser die Rolle der oben angemahnten Konkretisierung zufällt. Die theoretische Last ruht also auf der konkreten Analysearbeit, zum Beispiel auf dem hier zur Debatte stehenden Fall des *pharmakos*, das heißt auf der spezifischen exegetischen Anstrengung, mit der Derrida meint, „[...] die verborgenen Anziehungskräfte herausheben

[zu] können, die im Text von Platon ein anwesendes Wort und ein abwesendes Wort verbinden“. (PP 146)

Das von Derrida hier betrachtete Beispiel *pharmakos* weist zum einen die erwähnte morphematische Verbindung zum Inneren des platonischen Texts auf: es ist in dieser Hinsicht fast identisch mit dem in 7.2.3 besprochenen *pharmakeus*. Darüber hinaus existiert eine hochgradige semantische Affinität zwischen den beiden – Gemoll (779) verzeichnet *pharmakos* als poetische Variante für *pharmakeus*, Passow (II, 2214) setzt die beiden völlig gleich, und Liddell & Scott (1917) nennen für beide als Haupteintrag *poisoner, sorcerer*, mit weiteren differierenden Nebenbedeutungen. Derrida macht jedoch auf einen zusätzlichen Bedeutungsaspekt dieses Worts aufmerksam. Es sei „[...] von der griechischen Kultur mit einer anderen Funktion – mit einer anderen *Rolle*, und das ungeheuer – überdeterminiert, überladen worden [...]“. (PP 147) Gemeint ist das jährliche Ausstoßungsritual in Athen, bei dem zum Zweck der symbolischen Reinigung der Stadt (wahrscheinlich zwei) dafür bereits lange vorher ausgewählte und darauf vorbereitete Personen in einer zeremoniellen Aktion aus der Stadt verbracht, mit Schlägen rituell bestraft bzw. gereinigt und schließlich getötet wurden. Der *pharmakos* fungierte also als Sündenbock.³⁹⁶

Man hat die Gestalt des *pharmakos* mit einem Sündenbock³⁹⁷ verglichen. Das *Übel* und das *Draußen*, die Austreibung des Übels, sein Ausschluß aus dem Körper (und aus) der Stadt sind die beiden Hauptbedeutungen der Gestalt und der rituellen Praxis. (PP 147)

Ein Vergleich zweier Passagen aus diesem Kapitel zeigt, obwohl es Derrida erneut diskret unterläßt, diese Konsequenz zu formulieren, daß in seiner Deutung die Praxis des *pharmakos* mit geradezu frappierender Ähnlichkeit den Zügen der expulsiven Reaktion auf die Wirkung des *pharmakon* gleicht. Zuerst Derridas interpretative Paraphrase des Austreibungsrituals:

Der *eigene* Körper der Stadt rekonstituiert also seine Einheit, verschließt sich aufs neue in der Sicherheit seines *for intérieur* [...], indem er den Repräsentanten der Bedrohung oder der äußeren Aggression gewaltsam aus seinem Territorium ausschließt. Der Repräsentant repräsentiert eindeutig die Andersheit des Übels, welches das Drinnen

³⁹⁶ Diese Bedeutung geben auch Passow (II, 2214) und Liddell & Scott (1917), bei Liddell & Scott interessanterweise mit gesondertem Eintrag und anderem Akzent (φαρμακός gegenüber φάρμακος).

³⁹⁷ Franz. „*bouc émissaire*“. Man beachte die schöne Übereinstimmung der wörtlichen Bedeutung mit dem hier dargestellten Vorgang.

affizieren und infizieren wird, sowie es unvorhersehbar darin einbricht. (PP 149/F 152)

Demgegenüber die Wirkungsweise des *pharmakon* und die Reaktion darauf:

Aufgenommen als Vermischung und Unreinheit agiert das *pharmakon* gleichfalls als Einbruch und Aggression, bedroht es eine innere Reinheit und eine innere Sicherheit. [...]

Die Reinheit des Drinnen kann daraufhin nur dadurch wiederhergestellt werden, daß unter der Kategorie eines unwesentlichen und nichtsdestoweniger dem Wesen schädlichen Supplements [...] die Äußerlichkeit *angeklagt* wird. (PP 144/F 146f.)^{398 399}

Die Ähnlichkeit mit der Behandlung der Schrift durch Platon – so wie sie von Derrida dargestellt wurde – ist unverkennbar: Der Ambivalenz des *pharmakon*, seiner Unberechenbarkeit und Nicht-Festlegbarkeit wird das Antidot des *logos* entgegengesetzt, das die bewegliche Einheit der Gegensätze polarisiert, ihr Spiel anhält und sie als feste Oppositionen fixiert. Der Gegensatz zwischen „Drinnen“ und „Draußen“, sei es im Fall der rituellen Wiederherstellung der städtischen Integrität oder im Fall der Ablehnung der Schrift, muß in aller Klarheit statuiert werden:

Solcher Art sind die Bezüge zwischen dem Schriftsupplement und dem *logos-zōon*. Um letzteren vom *pharmakon* zu heilen und den Parasiten zu vertreiben, muß man das Draußen an seinen Platz zurückversetzen. (PP 144)

Im Zusammenhang der hier betrachteten Verhältnisse gibt Derrida einen Hinweis, der geeignet ist, ein gewisses Licht in das Begründungsgefüge seiner häufig beschworenen, scheinbar apodiktischen Ablehnung der „Identitätslogik“ zu bringen und dabei die exorbitante Relevanz der Drinnen/Draußen Figur unterstreicht:⁴⁰⁰

Das Draußen draußen halten. Welches die inaugurale Geste der „Logik“ selbst ist, des guten „Sinns“/des Gemein„sinns“, so wie er mit der Selbstidentität dessen, *was ist*, übereinstimmt: Das Seiende ist das, was es ist, das Draußen ist draußen und das Drinnen drinnen. (PP 144/F 147, Hvbhg. J. L.)

³⁹⁸ Von dieser, wie Derrida ganz gegen seinen sonstigen Sprachgebrauch sagt, 'absolut allgemeinen' Definition („Cette définition est absolument générale [...]“, PP/F 146) ist auch das gute *pharmakon* nicht ausgenommen. Auch Sokrates wird angeklagt und wie ein *pharmakos* getötet (vgl. PP 144).

³⁹⁹ Weitere Indices dieser Parallelisierung stellen die Bezeichnung von *pharmakon* und *pharmakos* jeweils als Parasiten (vgl. PP 144 und 149) sowie die Qualifikation des *pharmakon* als „überflüssig und unnütz“ (PP 144) und die ganz ähnliche Kennzeichnung der *pharmakoi* (nach Frazer) als „entartet und unnütz“ (PP 149) dar.

⁴⁰⁰ Zur besonderen Bedeutung der „drinnen/draußen“-Dichotomie in Derridas Werk vgl. Kap. 8.

So zumindest möchte es die Philosophie, möchte es Platon an der Oberfläche seiner hier betrachteten Werke. Demgegenüber versucht Derrida die impliziten Gegenkräfte sichtbar zu machen, die einer solchen Konzeption Widerstand leisten: Seine Überlegungen zeigen den *logos* als in die Logik des *pharmakon* eingeschrieben (vgl. PP 140), seinen prominentesten Vertreter, Sokrates, als *pharmakeus* (vgl. PP 131ff.), Platon selber sowohl vordergründig als auch subtil in enger Komplizität mit der verachteten Schrift, sowie Rede und inneres Gedächtnis als Arten von Schrift und Wiederholung (vgl. PP 166, PP 172). Die mit dem Stichwort *pharmakos* aufgerufene Struktur bildet hier keine Ausnahme, sondern fügt sich nahtlos ins Bild einer eben nicht diskreten, sondern komplementären, nachgerade symbiotischen Organisation der Gegensätze, hier am Beispiel des „Urgegensatzes“ von Drinnen und Draußen:

Doch der Repräsentant des Äußeren ist darum nicht minder selbst konstituiert, auf geregelte Weise von der Gemeinschaft an seinen Platz gestellt, erwählt, wenn man das sagen kann, in ihrem Inneren, von ihr unterhalten, genährt etc. (PP 149)⁴⁰¹

Die oppositive Qualität des Draußen wird also im Innen erzeugt, was unmöglich wäre, so eine von Derrida häufig benutzte Argumentationsfigur, wenn das Drinnen vom Exterieur radikal unterschieden wäre.

Die von Derrida skizzierten Verbindungen des in Platons Œuvre nicht vorfindlichen Zeichens *pharmakos* zu der behandelten Textur von Themen, Zeichen, Figuren und Strukturen sind in der Tat verblüffend. Sie werden gewissermaßen besiegelt durch eine

⁴⁰¹ Ein von Derrida zitierter Abschnitt aus Frazers „Der Goldene Zweig“ macht deutlich, daß die *pharmakoi* von der Stadt geradezu *produziert* wurden: „Die Athener unterhielten regelmäßig eine Reihe von entarteten und unnützen Wesen auf öffentliche Kosten. Wenn dann irgendein Unheil, wie z.B. eine Seuche, Trockenheit oder Hungersnot, die Stadt heimsuchte, opferten sie zwei dieser Ausgestoßenen als Sündenböcke.“ (PP 149) Auch in der Übertragung auf psychische Vorgänge erweist sich der Mechanismus als exemplarisch: Ein ungeliebter Teil des Innen („entartet“, „unnützlich“) wird zuerst im Inneren isoliert und dann repräsentativ mit dem feindlichen Draußen identifiziert und buchstäblich nach außen projiziert. Eine Übersetzung in psychoanalytische Kategorien wäre hier mit geringstem Aufwand möglich, eine Tatsache, die wiederum deutlich macht, daß Derridas Aufmerksamkeit nicht zuletzt psychoanalytisch signifikanten Signalen folgt. Die weiter vorne angesprochene Deutung der Philosophie als Verdrängungsprozeß wird hier übrigens ebenso aktiviert wie das oben thematisierte Fortwirken mythischer Relikte in der Philosophie. Die Logik trägt in dieser Sichtweise noch heute das Gepräge des frühgeschichtlichen kultischen Reinigungsrituals.

Es gibt noch einen weiteren interessanten Aspekt des Targelienrituals, den Derrida nicht anspricht, der jedoch die Bedeutung seiner Entdeckung unterstreicht. Das Reinigungsritual in der geschilderten Form ist geradezu die szenische Darstellung dessen, was von Derrida sonst als die Logik des Supplements bezeichnet wird (vgl. PP 107, wo er das *pharmakon* in diesem Essay mit dem Supplement bei Rousseau gleichsetzt), das heißt genau jener in sich widersprüchlichen okzidentalen Zentralgeste, die auf einer Oberflächenebene die Reinheit einer Identität durch Ausschluß ihres Anderen herzustellen vermeint, gleichzeitig jedoch ihre unauflösliche und ursprüngliche Komplizität mit ihm nicht wirklich verleugnen kann.

Pointe, die in ihrer Nicht-Zurechenbarkeit auf intentionale Motive Platons oder strukturelle Gegebenheiten der griechischen Sprache auf beinahe wundersame Weise in der Linie der Derridaschen Analyse liegt und die Derrida am Ende des Kapitels wie einen aufgesparten Trumpf aus dem Ärmel zieht: Die Reinigungszeremonie wurde regelmäßig am Geburtstag des Sokrates vollzogen⁴⁰², des Mannes, „dessen Tötung [...] der eines aus dem Inneren kommenden *pharmakos* ähnelt“ (PP 151), der das *pharmakon* der Schrift verurteilte und als *pharmakeus* mit dem Gegenpharmakon des *logos* auszutreiben versuchte, der durch das *pharmakon* des Schierlings zu Tode gebracht wurde und dieses durch die Kraft seiner Dialektik in ein Mittel der Unsterblichkeit umdeutete. In diesem Knotenpunkt unauflöslicher Ambivalenz scheinen alle Fäden zusammenzulaufen.⁴⁰³

7.4 Fazit

Die Betrachtung der von Derrida in PP vorgenommenen Platon-Interpretation macht deutlich, daß sich diese in fast allen wesentlichen Aspekten auf ein ‘Denken vom Signifikanten aus’ zurückführen läßt.

Besonders deutlich offenbart dies der zentrale Ansatzpunkt der Lektüre, Derridas Fokussierung des *pharmakon* und seiner Verwendung im *Phaidros* und anderen Werken Platons. Derridas Interpretation folgt diesem Signifikanten durch eine Vielzahl von Kontexten und wertet ihn bereits durch diese Behandlung als Leitfaden der Auseinandersetzung gegenüber einer Praxis auf, die die Erschließung nach dem Muster inhaltlich ausgerichteter Fragehinsichten vornimmt, indem sie nach Festlegung eines Themensignifikats dessen *semantische* Isotope in den verschiedensten lexikalischen Gestalten aufspürt.

Derrida hingegen setzt den Signifikanten *pharmakon* unter anderem gegenüber seinen konträren Bedeutungen „Gift“ und „Arznei“ dominant und zieht aus dieser Polysemie Konsequenzen von größter Reichweite. Seine Analyse konstatiert im gesamten platonischen Werk eine Korrespondenz aller wesentlichen Oppositionen, wodurch die semanti-

⁴⁰² Angesichts seiner sonstigen Nonchalance bezüglich der Frage der Autorfunktion in den analysierten textuellen Verhältnissen überrascht hier Derridas emphatische Feststellung: „Die rituelle Praxis, die in Abdera, in Thrazien, in Marseille etc. stattfand, wurde in Athen *alle Jahre* reproduziert. Und noch im fünften Jahrhundert. Bei Aristophanes und Lysias finden sich eindeutige Anspielungen darauf. Platon konnte nicht umhin, davon zu wissen.“ (PP 151/F 153)

⁴⁰³ In diesem Zusammenhang gewinnt auch die eingangs vermerkte Tatsache, daß Sokrates durch das *pharmakon* der Schrift zu einem seiner äußerst seltenen Ausflüge außerhalb der Polis motiviert wird – der *Phaidros* spielt als einziger Dialog Platons nicht innerhalb der Stadtgrenzen – eine zusätzliche, vielschichtige Signifikanz.

sche Ambivalenz des Signifikanten *pharmakon*, die nicht befriedigend auf verschiedene Kontexttypen distribuiert werden kann⁴⁰⁴, zum Modell der inneren Gesetzlichkeit des Platonismus und damit des okzidentalen Denkens überhaupt wird. Gemeint ist die untergründige Widersprüchlichkeit der Identitätslogik, deren zentrale Axiome $a = a$ und $a = \neg b$ sich so als wunschgesteuerte, repressive Illusion erweisen.

Aufgrund dieser Musterfunktion gewinnt das Zeichen *pharmakon* bei Derrida eine metasprachliche Qualität. Diese besteht jedoch wiederum nicht in einer Eigenschaft als Begriff im engen Sinn. Der metasprachlichen Größe *pharmakon* entspricht sowenig ein eindeutiges Signifikat wie seiner objektsprachlichen Version bei Platon. Sie wird vielmehr von Derrida in eine Kette ähnlicher Begriffe wie *Supplement*, *différance* etc. eingliedert (vgl. Kap. 8). Auch auf dieser Ebene vollzieht also Derrida die Einklammerung des Signifikats und ersetzt das traditionelle Zeichenmodell durch die Konzeption der Signifikantenkette. Dasselbe gilt für die Funktion des *pharmakon* als Leitfaden der Arbeit am platonischen Text. Auch in dieser Rolle gewinnt es erst im Ensemble der Reihe *pharmakeia* – *pharmakeus* – *pharmakos* seine Kraft, die geheime Verwobenheit des *Phaidros* sowohl intern als auch in seiner „textuellen“ Verbindung mit der griechischen Kultur und sogar der außergriechischen Mythologie teilweise zu erhellen. Es versteht sich, daß diese Ketten, wie auch ihre interpretatorische Potenz von Derrida entsprechend dem Modell der unendlichen Verweisung als prinzipiell unvollständig gedacht werden. Sie stehen damit als unauslotbare Tiefe der platonischen „Pharmazie“ der semantischen Oberfläche des platonischen Œuvres gegenüber, welche in Derridas Lesart als der vergebliche Versuch erscheint, am Beginn der abendländischen Philosophie das mythorationale Spiel der Gegensätze anzuhalten und in der widerspruchsfreien Statik eindeutiger Relationen zwischen Signifikanten und feststehenden Signifikaten zu fixieren.

Am anderen Ende dieser – allerdings von ihm als *unbeendbar* betrachteten – Epoche der Metaphysik (vgl. etwa G 14f. sowie besonders Rötzer 1987, 76) arbeitet Derrida daran, diesen Ursprungsakt der okzidentalen Episteme wo nicht aufzuheben, so doch in seiner ganzen Fragwürdigkeit zu exponieren. Als in diesem Sinn bedingt reversive Geste ist, wie mir scheint, der „Schluß“ von PP zu verstehen. Hatte Derrida vorher den Erhalt der szenischen Energie des Theuth-Mythos gegen den sokratischen Versuch konstatiert, diese in einer diskursiven philosophischen Reformulierung auszublenzen, so ergänzt er auf den letzten Seiten (vgl. PP 188-190) seine vorherigen Ausführungen um genau jenes

⁴⁰⁴ Wie gesehen, bringt eine genauere Elaboration der mit dem *pharmakon* Schrift verbundenen Gegensätzlichkeiten durchgehend deren letztliche Unabgrenzbarkeit ans Licht.

szenische Moment und führt uns Platon als philosophischen Alchimisten in seinem pharmazeutischen Kabinett vor:

Nach Verschließen der Pharmazie hat Platon sich zurückgezogen, an einen vor der Sonne geschützten Ort. Er hat einige Schritte im Dunkeln getan, in die Tiefe seines Vorratslagers (*réserve*) hinein, hat sich über das *pharmakon* gebeugt und hat entschieden zu analysieren. (PP 188/F 195)

In der Folge sehen wir Platon im Selbstgespräch und werden Zeugen irrlichternder, anakoluthischer Phrasen, die um Schrift und Wiederholung kreisen, bis am Ende der (metaphysischen?) Nacht Schläge hörbar werden, die die Tür der Pharmazie von draußen zu erschüttern scheinen.

Derrida geht hier noch einen Schritt über den in PP insgesamt schon hohen Grad an Performativität hinaus. Bereits vorher hatte er ja bewußt weitgehend auf die Reflexion der theoretischen Voraussetzungen, Implikationen und Konsequenzen seiner Platon-Analyse zugunsten ihrer Demonstration verzichtet (vgl. PP 107). Am Schluß des Texts nun verlässt er den Bereich expositorischer Darstellung ganz und überschreitet die imaginäre Grenze zwischen Wissenschaft bzw. Philosophie und Literatur in einer Weise, die auf deren völlige Aufhebung etwa in „*Die Postkarte*“ vorausdeutet. Dort wird die Einklammerung des Signifikats als kreative literarische Signifikantenpraxis ihren Höhepunkt erreichen.

8 Denken vom Signifikanten aus

In der bisherigen Darstellung sind zwei Schwerpunkte der gegen die Präsenzmetaphysik gerichteten Akzentverschiebung Derridas vom Signifikat auf den Signifikanten ausführlich zur Sprache gekommen: Zum einen die theoretische Arbeit am binären Zeichenkonzept, das heißt die Dekonstruktion von Husserls und besonders Saussures Umgang mit der Zeichen- bzw. Schriftthematik. Andererseits die Analyse (nicht nur) des *Phaidros*, ausgehend und untrennbar von der Funktion des Zeichens „*pharmakon*“ im platonischen Text. Letztere kann als besonders konsequente praktische Anwendung der theoretisch erarbeiteten Positionen begriffen werden, die das doppelte Ziel verfolgt, die Fruchtbarkeit dieses Ansatzes zu demonstrieren und ihm außerdem – durch ihre thematische Ausrichtung auf die Frage der Schrift und die damit verbundenen Probleme – weitere Evidenz zu verschaffen.

Der theoretischen „Einklammerung“ des Signifikats entspricht bei Derrida ein generelles ‘Denken vom Signifikanten aus’. Diese Formel soll Derridas Versuch bezeichnen, auf allen Ebenen seiner Arbeit den Aspekt differentieller Bezogenheit dem Denken der Präsenz entgegensetzen. Dieser manifestiert sich in seinen Texten auf verschiedenste Weise. Dabei ordnen sich generelle Analysestrategien, selbstentwickelte Theoreme, lokale Denkfiguren und stilistische Idiosynkrasien bis hin zur scheinbar rhetorischen Wiederholung bestimmter stereotyper Formeln zu einem Gesamtbild von bemerkenswerter Einheitlichkeit.

Wie eingangs dieser Arbeit erwähnt, zielt ein Großteil der unter den Schlagworten „Obskurantismus“ und „Hochstapelei“ gegen Derrida erhobenen Vorwürfe auf die Eigenheiten seiner Schreibweise, deren Schwerverständlichkeit und fehlende Konvergenz gegenüber den gängigen Normen wissenschaftlichen und philosophischen Schreibens auf diese Weise als Verbergungsstrategie interpretiert wird. Ich stimme diesen Vorbehalten insoweit zu, als ich es für möglich und wünschenswert halte, Derridas Überlegungen klarer und leserInnenfreundlicher zu artikulieren, als er selbst dies tut – die vorliegende Arbeit ist nicht zuletzt Resultat dieses Anliegens. Nichtsdestotrotz lassen sich viele der inkriminierten Eigenheiten durchaus sinnvoll auf jene inhaltlichen Bewegungen Derridas beziehen, als deren gemeinsamer Nenner mir die Formel des ‘Denkens vom Signifikanten aus’ hinlänglich geeignet erscheint.

Derrida strebt ganz offensichtlich eine möglichst starke Kongruenz seiner Schreibpraxis mit den Resultaten seiner theoretischen Arbeit an, wobei die Komplexität und das Re-

flexionsniveau seiner diesbezüglichen Versuche⁴⁰⁵ in deutlichem Gegensatz zum Vorgehen derjenigen stehen, die hier leichthändig en passant einen performativen Widerspruch konstatieren und damit die Diskussion für beendet erklären.⁴⁰⁶ Ich habe bereits in Kap. 3.3 darauf hingewiesen, daß das dekonstruktive Vorgehen selbst ironischerweise zu einem guten Teil darin besteht, performative Widersprüche in den dekonstruierten Texten aufzudecken *und diese gründlich auszudeuten*. Es steht für mich außer Frage, daß Derridas vielgescholtener heterodoxer ‘Stil’ nicht zuletzt auf sein Bemühen zurückzuführen ist, solche Widersprüche seinerseits zu vermeiden und in seinen Texten eine Einheit von Form und Inhalt, (Schrift-) Theorie und (Schreib-) Praxis zu erzielen.⁴⁰⁷

Die vielfältigen Erscheinungsformen der Signifikantenprävalenz in Derridas Arbeit lassen sich wie mir scheint auf drei korrespondierende Hauptaspekte zurückführen, die sowohl bei der Analyse fremder Texte als auch bei der eigenen Produktion wirksam sind. Sie bilden nach meinem Dafürhalten die hauptsächlichen Leitlinien der analytischen und der schreibpraktischen Arbeit im betrachteten „Frühwerk“ Derridas:

- 1) Die Ablehnung intensional fest umrissener Signifikate.
- 2) Die Betonung der zentralen Rolle der Verweisung.
- 3) Die besondere Aufmerksamkeit auf die konkrete sprachliche Verfaßtheit eines Texts und ungewohnte Gewichtung seiner (vor allem lexikalischen) Gestaltung.

8.1 Ablehnung intensional fest umrissener Signifikate

Die theoretische Ablehnung des (transzendentalen) Signifikats bedingt die Demission der Annahme fester Bedeutungen. Dem entspricht die in Kap. 3.3 diskutierte Aussage Derridas, kein Text habe in letzter Instanz eine festlegbare Bedeutung. Konsequenterweise lehnt Derrida eine im Sinne der Erhellung wie tief auch immer vergrabener letzter Sinnstrata verstandene Hermeneutik ab.⁴⁰⁸ Statt dessen propagiert und praktiziert er eine prinzipiell unabschließbare, permanente Neubeleuchtung der untersuchten Texte durch

⁴⁰⁵ Vgl. z.B. den Hinweis bezüglich der Dekonstruktion: „[...] in the work of deconstruction I have had to, as I have to here, multiply the cautionary indicators and put aside all the traditional philosophical concepts [...]“ (L 4), oder Derridas Rede von den erforderlichen „endlosen Vorsichtsmaßnahmen“ in Rdg 191.

⁴⁰⁶ Ich stimme in diesem Punkt Forget (1991) zu, dessen überhebliche Polemik allerdings ebenfalls zur Distanzierung herausfordert.

⁴⁰⁷ Wie er in seinen dekonstruktiven Analysen dieser (oft nicht vorhandenen) Einheit ebenfalls größte Aufmerksamkeit schenkt, vgl. etwa: „Und was Rousseau [...] über die Schrift im allgemeinen sagte, kann vom System seiner eigenen Schreibweise nicht getrennt werden.“ (G 277)

⁴⁰⁸ Vgl. zu dieser Frage meine Ausführungen in Kap. 3.2.

Konfrontation mit überraschenden, in vielen Fällen sehr fruchtbaren Fragestellungen und der Einfügung in ungewohnte thematische Zusammenhänge. Diese werden oft assoziativ über die in Kap. 8.3 behandelte Schaltstelle gemeinsamer Signifikanten hergestellt.

Die vielleicht gravierendste Konsequenz der Verabschiedung fester Bedeutungen für Derridas eigene Schreibpraxis besteht in der Verweigerung von Definitionen. Sieht man von definitionstheoretischen Feinheiten ab, so stellt – auch unter dem für Derrida immer besonders relevanten etymologischen Gesichtspunkt (vgl. Kap. 8.3) – eine Definition den Versuch dar, den Bedeutungsbereich eines Signifikanten möglichst exakt zu begrenzen. Die Tätigkeit des Definierens erscheint in dieser Perspektive als *der* Versuch der Konstruktion eines transzendentalen Signifikats schlechthin.⁴⁰⁹ Entsprechend finden sich in Derridas Texten nicht die *gewohnten* Formen der Signifikantensubstitution – nichts anderes sind ja Definitionen –, sondern andere, unübersichtlichere, un-abgeschlossene und, wie Derrida sagen würde, ‘unbeherrschbare’.⁴¹⁰ An die Stelle der semantischen Fixierung des Begriffs tritt die ‘Einschreibung’ in immer neue Kontexte und Zeichenketten mit dem offenkundigen Ziel, die illusionäre Verlässlichkeit des Signifikats aktiv zu unterlaufen. Einer der unangenehmen, aber – aus theoretischen, nicht taktischen Gründen – beabsichtigten Effekte dieser Praxis besteht in der Tatsache, daß es auf die legitime verständnissuchende Frage, was denn dieser oder jener von Derrida angeeignete oder geschaffene Begriff genau bedeute, keine einfache Antwort geben kann (vgl. Kap. 8.2). Derridas „Begriffe“ sind im strengen Sinn keine und wollen es auch nicht sein.⁴¹¹ Wider allen Anschein gibt es keine Derridasche *Terminologie*. Die Konstruktion einer diesbezüglichen Taxonomie wäre folglich in Derridas Augen grundsätzlich verfehlt und wird von ihm, wie in Kap. 6.2 am Beispiel des Spurbegriffs demonstriert, gezielt unterlaufen.

⁴⁰⁹ Deutlicher als Derrida, der sehr allgemein von Definition als „falschem Begriff“ spricht (vgl. Rötzer 1987, 76f.), wird Roland Barthes (1988, 10), der die Definition als „Rückfall in das Signifikat“ verweigert.

⁴¹⁰ Dies gilt, wie gesehen für seinen Schriftbegriff, trotz der – für ihn ganz ungewöhnlichen und nach meinem Dafürhalten theoretisch inkonsistenten – Forderung Derridas, diesen in neuer Weise zu *definieren*: „Die Behauptung, der Begriff der Schrift gehe über den der Sprache hinaus und begreife ihn mit ein, setzt selbstverständlich eine bestimmte Definition der Sprache und der Schrift voraus.“ (G 20)

⁴¹¹ Vgl. dazu auch Derridas Ausarbeitung der metaphorischen Bedingtheit des Begriffs in WM, die ihn u.a. zu folgender Qualifikation führt: „Der Begriff des Begriffs vermag schließlich nicht, auch wenn er sich nicht darauf beschränken läßt, das Schema der Herrschaftsgeste nicht aufzuhalten [Übersetzungsfehler! ‚retenir‘ (WM/F 267) muß heißen: ‚festzuhalten‘; J.L.], indem er das Vorgestellte wie ein Objekt nimmt – festhält, begreift und umfaßt.“ (WM 218)

Ein weiteres Rezeptionserschwerbnis besteht in Derridas Abweichen von gängigen wissenschaftlichen Darstellungskonventionen. Dieses wird gelegentlich explizit gemacht,⁴¹² läßt sich aber auch sonst mehr oder weniger durchgängig feststellen.⁴¹³ Auch dabei spielt vermutlich (unter anderem) die Ablehnung taxonomischer Unterordnungsverhältnisse, welche den üblichen Argumentationsmustern zu Grunde liegen, eine wichtige Rolle. So setzt die Formulierung von zu belegenden Thesen oder zusammenfassenden Resultataussagen die Möglichkeit voraus, wenn nicht das Gesamt, so doch die wesentlichen Momente eines Textabschnitts in einer übergeordneten Formel aufzuheben. Damit ist das Problem innersprachlicher Übersetzung angesprochen, zu dem sich Derrida meines Wissens nirgends ausführlich äußert.⁴¹⁴ Es liegt jedoch nahe, die Skepsis gegenüber derartigen paraphrastischen Operationen⁴¹⁵ auf seine Aussagen zum Thema der Übersetzung allgemein zu beziehen. Diese kompliziert Derrida durch den Verweis auf die Untrennbarkeit von Signifikat und Signifikant (vgl. Kap. 4.2) und erklärt sie für im strengen Sinn unmöglich:

Innerhalb der Grenzen ihrer Möglichkeit oder ihrer *scheinbaren* Möglichkeit praktiziert die Übersetzung die Unterscheidung zwischen Signifikant und Signifikat. [...] Wir haben und hatten es in Wirklichkeit nie mit einer „Übertragung“ reiner Signifikate von einer Sprache in die andere oder innerhalb ein und derselben Sprache zu tun, welche durch das Mittel oder die „Vermittlung“ („*véhicule*“) der Signifikanten unangetastet bliebe. (Pos 57f./F 31)⁴¹⁶

⁴¹² Vgl. dif 32: „Was ich hier vortrage, wird sich also nicht einfach wie eine philosophische Rede entwickeln, die nach einem Prinzip, nach Postulaten, Definitionen oder Axiomen verfährt und sich entlang der diskursiven Linearität einer Ordnung von Begründungen verschiebt.“

⁴¹³ Für gewöhnlich werden die früheren Arbeiten, vor allem StPh, G und SD, auch Rdg, als konventioneller beurteilt. Dies gilt sicherlich im Vergleich zu „Dissemination“, „Glas“ oder „Die Postkarte“ und deren teilweise literarischen Darstellungsformen. Beim Vergleich etwa der G mit wissenschaftlicher Literatur zum Thema Schrift fallen jedoch die hier betrachteten Eigenheiten Derridas ebenfalls sehr deutlich ins Auge. Eine Ausnahme bilden Interviews, in denen sich Derrida in der Regel sehr klar und „textsortenkonform“ äußert. Über eines der *Positionen*-Interviews hat Derrida später folgende Erklärung abgegeben, die vielleicht geeignet ist, diesen Umstand auch in anderen Fällen zu erklären. Zu seiner Überarbeitung des Interviews mit J.-L. Houdebine und G. Scarpetta äußert Derrida: „Gewiß, beim Neuschreiben dieses Interviews habe ich mich auch bemüht, den Regeln dessen, was Sie ‘kommunikative Pädagogik’ nennen, zu folgen, das heißt, ich habe nicht so geschrieben, wie ich andere Texte schreibe. Ich habe die künstliche Regel einer unmittelbaren, thematischen, thetischen, theoretischen Erklärung befolgt, eine Regel, die ich in anderen Texten nicht einfach befolge, die ich in anderen Texten mit anderen Regeln kreuze.“ (Pos 26)

⁴¹⁴ Vgl. jedoch seine aufschlußreichen verstreuten Bemerkungen in L.

⁴¹⁵ Ausdruck dieser Skepsis ist zum Beispiel der enorm vielgestaltige polemische Apparat, den Derrida in „Ltd. Inc. abc ...“ gegen Searles Versuch mobilisiert, Derridas Auseinandersetzung mit Austin in SEK auf einige Hauptthesen zu reduzieren. Demgegenüber zitiert und gebraucht Derrida, parodistisch Searles Vorgehen ins Gegenteil verkehrend, dessen Aufsatz „Reiterating the differences“ häppchenweise fast vollständig im Lauf seiner über 90 Seiten starken Polemik.

⁴¹⁶ Derrida leitet sogar die Thematik des transzendentalen Signifikats aus dem Wunsch nach eindeutiger Übersetzbarkeit ab. Er konzidiert jedoch innerhalb relativ weiter Grenzen eine Funktion des Gegen-

Der Verzicht auf zusammenfassende Thesen oder Ergebnisformulierungen scheint mir aus dieser Skepsis gegenüber der Übertragbarkeit reiner Signifikate zu resultieren.⁴¹⁷ Statt dessen trägt Derrida der 'Einmischung', sprich dem Bedeutungsüberschuß des Signifikanten in derartigen Prozessen Rechnung, indem er versucht, seine Themen aktiv für die Wirkung der benutzten Signifikanten offenzuhalten und sowohl innerhalb eines Texts als auch in der Sukzession verschiedener Texte immer neue Aspekte einzubeziehen. Dieses Vorgehen frustriert natürlich das Bedürfnis, sich ein festes Bild von Derridas Position zu machen oder sie sich gar ein für allemal 'anzueignen'. Auch an dieser Stelle muß also eine gründliche Auseinandersetzung den hier naheliegenden Obskurantismusvorwurf in seiner schlichten Form zurückweisen, was – ich betone das erneut – nicht unbedingt mit dem Verzicht auf die Forderung nach mehr Klarheit⁴¹⁸ oder der gänzlichen Ausblendung des Verdachts auf eventuell mitspielende Immunisierungsmomente gleichbedeutend ist.

8.2 Betonung der Verweisung

In seiner Dekonstruktion des Zeichenbegriffs spielt Derrida dessen metaphysikkritische Anteile gegen andere, vom Motiv der Präsenz her bestimmte Implikationen aus. Dies geschieht durch die Inanspruchnahme der als Kern der Differentialität gedeuteten Verweisungspotenz des Signifikanten gegen die von Derrida aus der Trennung der beiden Relata abgeleitete Konstruktion des transzendentalen Signifikats. Diese Art der Akzentverschiebung zugunsten des Signifikanten als dem Exponenten der Verweisung schlägt sich in der Betonung des „Aufschubs“ (in verschiedenem Sinn) nieder. In diesem Zusammenhang ist der in Kap. 6.3 erörterte Begriff der *différance* zu sehen, dazu gehört

satzes zwischen Signifikat und Signifikant und einen entsprechenden Spielraum für Übersetzungen (vgl. Pos 57f.).

⁴¹⁷ Eine verdeutlichende analoge Erklärung gibt Derrida im Rahmen seines 'Vorworts' zu „Dissemination“. Den Versuch, den Inhalt des Haupttexts in einem Vorwort zu vergegenwärtigen, bezeichnet Derrida dort als „[...] lächerliche Operation [...] nicht nur weil sie sich damit auf die diskursiven Wirkungen eines Sagen-Wollens beschränken, sondern weil sie, würde sie (*dégager*) da einen einzigen thematischen Kern oder eine einzige leitende These herauslösen, gerade die textuelle Verschiebung, die sich 'hier' anläßt (*s'engage*), annullieren würde.“ Und noch genauer: Die Unmöglichkeit, „[...] einen Text als solchen auf seine Wirkungen als Sinn, als Inhalt, als These oder als Thema zu reduzieren.“ (Alle Dis 16/F 13) All dies wären Versuche, das (verallgemeinerte) Textsignifikat von seiner Bindung an die Signifikanten des Texts zu isolieren.

⁴¹⁸ In diesem Sinne wäre z.B. eine explizite Formulierung der hier mühevoll und hypothetisch erfolgten Zusammenhänge enorm hilfreich gewesen. Derridas Abstandnahme von solchen Erläuterungen findet eine Parallele in seiner – allerdings nur sehr selten ausdrücklich statuierten – Bevorzugung 'performativer' Verfahren: „Auf diese Fragen wird nicht geantwortet werden, zumindest nicht im Modus letztlich der Deklaration. Sondern weg-bahrend [...].“ (Dis 16/F 14, vgl. ähnlich Pos 107)

aber auch die häufige, ansonsten befremdliche Verwendung des Futur II, das darüber hinaus einen Indikator darstellt, mit dem Derrida seine von Heidegger übernommenen Vorbehalte gegen das Präsens und die in der Perspektive der 'vulgären Zeitlichkeit' als dessen einfache Modifikationen gedachte Zeitformen der Vergangenheit und Zukunft markiert.⁴¹⁹ Auch die gern benutzte Formel „kündigt sich an“ bezüglich des von Derrida propagierten neuen Denkens oder dessen Einzelaspekten bezieht aus diesem Kontext ihre Motivation.

Ihren wichtigsten Niederschlag zeigt die Orientierung auf Verweisung im Konzept der *Kette*. Eine spezifische Ausprägung findet die in Kap. 6.2 diskutierte Signifikantenkette in bezug auf Derridas eigenes antimetaphysisches Begriffsarsenal. Ich habe im Zusammenhang mit der *différance* bereits ausgeführt, daß Derrida diese nicht als seine Version der Wahrheit über die Sprache oder das Sein etabliert, sondern sie in eine Reihe von Substitutionen auflöst.⁴²⁰ Hier sehr zutreffend, wenngleich im ganzen affirmativ bis zur Unterwürfigkeit, formuliert Bennington:

Alle diese Begriffe setzen aber die ganze begriffliche Serie, der sie angehören (sie gehören ihr an *und* sprechen die Möglichkeit einer solchen Serie selbst aus), ebenso den Wirkungen der *différance* und der Logik der Remarkierung aus, wie sämtliche Begriffe, die in der Geschichte der Metaphysik auf die Position eines transzendentalen Signifikats versetzt wurden. (Bennington/Derrida 1994, 88)

Weder Derrida noch Bennington sind in diesem Punkt besonders ausführlich. Es scheint hier jedoch ein Lösungsversuch für das Problem vorzuliegen, ein nicht-hierarchisches quasi-metasprachliches Begriffssystem zu etablieren, das nicht außerhalb der Wirkungen der dadurch bezeichneten Prinzipien steht. Dadurch entkommt es dem von Derrida abgelehnten präsenzmetaphysischen Muster der zentrierten Struktur (vgl. SD 422-424) und der Abhängigkeit von der Idee eines transzendentalen Signifikats. Dies geschieht durch Etablierung einer strikten Rekursivität, die jeden einzelnen Term des Systems auch auf sich selbst bezieht. Da allen diesen „Begriffen“ in unterschiedlicher Form der Impuls gegen ein transzendentales Signifikat, das heißt gegen eine feste Bedeutung, in-

⁴¹⁹ Vgl. z.B. den ominösen ersten Satz des *Hors Livre* von Dis: „Dies hier (also) wird kein Buch gewesen sein.“ (Dis 11/F 9)

⁴²⁰ Vgl. dif 38. Ganz ähnlich in L 7 über „Dekonstruktion“: „The word ‘deconstruction’ like all other words acquires its value only from its inscription in a chain of possible substitutions [...]. For me, for what I have tried and still try to write, the word only has interest within a certain context where it replaces and lets itself be determined by such other words as ‘écriture’, ‘trace’, ‘différance’, ‘supplément’, ‘hymen’, ‘pharmakon’, ‘marge’, ‘entame’, ‘parergon’ etc. By definition [!] the list can never be closed [...].”

newohnt und alle in irgendeiner Weise das Moment der Verweisung akzentuieren, resultiert aus dieser konsequent beachteten Reflexivität des weiteren die Beziehung jedes Terms auf alle anderen Elemente dieser Kette. Diese beleuchten einander gegenseitig, so daß jeder Begriff das Gesetz der Kette sowohl in einem Aspekt ausspricht als auch ihm in diesem und anderen Aspekten unterworfen bleibt. So drückt die *Urschrift*-Formel die Ablösung der präsenzgebundenen Logik des Zeichens durch das Prinzip der *Signifikantenkette* als „Urform“ des Bedeutens aus. *Différance* verweist auf die Wurzel dieser Bewegung im Saussureschen Differenztheorem, dispensiert die statischen Implikationen der synchronischen Strukturbetrachtung und bringt das Moment des permanenten Bedeutungsaufschubs ins Spiel, wodurch der im Signifikantenkettenbegriff angesprochene Verweisungsaspekt eine Präzisierung erfährt. Die Konzeption des *Supplements* perspektiviert den Gedanken der Unabschließbarkeit unter anderem auf die Thematik der Identitätslogik und die wunschbedingte Konstruktion elementarer Einheiten (siehe unten), denen Derrida die Idee der irreduziblen *Ursynthese* entgegensetzt. Die Logik des *Supplements* wird wiederum durch das Zeichen *pharmakon* im platonischen Text illustriert und etabliert, das durch die Einheit der Gegensätze die auf dem Satz vom Widerspruch basierende Elementkonstitution der klassischen Logik unterläuft und sich mit dem Konzept des *Indécidable* verschwistert.

Diese Kette könnte um die Begriffe *Tympanon*, *Hymen*, *Marque*, *Dissémination* und andere verlängert werden, es gehört aber zu ihrem Charakter, daß sie prinzipiell unabschließbar ist. Jedes der genannten Konzepte spricht unter anderem genau das aus. Aus der semantischen Interdependenz der Elemente dieser offenen Kette⁴²¹ ergibt sich eine Konsequenz, die der unter 8.1 angesprochenen thematischen Offenheit bei Derrida entspricht: Jedes neue Element verändert und erweitert den Sinn aller vorherigen Glieder der Kette, die dadurch in der Reihe der Werke in immer neuen Zusammenhängen und Verwendungsweisen erscheinen können. Dies setzt dem verständlichen RezipientInnenwunsch nach einem beherrschbaren terminologischen Apparat einen unter Umständen schockierenden, möglicherweise unüberwindbaren, aber jedenfalls theoretisch motivierten Widerstand entgegen.

⁴²¹ Natürlich ist der hier in den Vordergrund gestellte Aspekt der gegenseitigen Beleuchtung aller dieser Begriffe erstens stark abstraktiv und macht zweitens nicht das Gesamt ihrer Verbindungen aus. Eine umfassendere Rekonstruktion dieses Netzes hätte einer Vielzahl teilweise sehr verschlungener Fäden zu folgen.

Die geschilderte Konzeption der antimetaphysischen Begriffskette bildet gewissermaßen eine eigene, nicht-hierarchische Art von Metasprache⁴²², was ohne Zweifel ein paradoxes Unterfangen darstellt. In gewisser Weise spricht jedes Glied der Kette deren Gesetz aus, bestimmt also alle übrigen, verliert jedoch diese Dominanz sofort wieder durch seine reziproke Bestimmtheit durch genau diese Glieder (und seine eigene Rekursivität). Das *maître-mot* muß ungesprochen bleiben:

Es gibt per definitionem [sic!] kein Ende einer solchen Liste. Jeder ihrer Begriffe ist im Zuge derselben „Meta“-Tendenz dazu berufen, die gesamte Liste zu beherrschen und zu benennen – aber jeder wird unvermeidlich in sie wieder eintreten (und daher in seiner Berufung enttäuscht: die Erektion fällt [...]). Man kann stets eine Liste von Beispielen dieser Struktur oder dieser Ereignisse anfertigen und sich um einen obersten Namen für das Ganze bemühen [...], es wird jedoch auch dieser Name die anderen nicht beherrschen, sondern sich ihrer Liste hinzufügen, die so mit einem supplementären Supplement versehen wird – etc. (Bennington/Derrida 1994, 104)

Es zeigt sich, daß Derridas antimetaphysische Analysebegriffe und strategische „Zeichen“ in der Tat auf eine Weise konstruiert sind, die sie von wesentlichen Instanzen der Präsenz, namentlich der zentrierten Struktur und dem transzendentalen Signifikat dissoziiert. Auch die Absage dieser „Prinzipien“ an eine für Derrida immer mit der ebenfalls präsenzmetaphysisch belasteten Ursprungsthematik konnotierte Grundlagenrolle ist deutlich sichtbar. Es gibt hier kein semantisches – und genau genommen auch kein theoretisches – *fundamentum*.⁴²³

⁴²² Insgesamt steht Derrida sowohl der Idee einer künstlichen Metasprache als auch einer metasprachlich funktionalisierten Verwendung „normalsprachlicher“ Ausdrücke skeptisch gegenüber: „Ich glaube nicht an die Möglichkeit einer Metasprache und deshalb kann sich das, was ich schreibe, nicht in einem metalinguistischen Zustand befinden. Selbst wenn es zeitweise metalinguistischen Effekt produziert, kann es sich nicht in einem metalinguistischen Zustand halten.“ (Rötzer 1987, 81) Die Gründe dafür liegen nach allem Gesagten zum großen Teil auf der Hand, andere werden in 8.3 unter dem Stichwort „Paläonymik“ erörtert.

⁴²³ So beängstigend diese Haltlosigkeit aller Bedeutungen auf den ersten Blick wirken mag, sie stellt de facto nur die konsequent reflektierte und auf Theoriesprachen bezogene Verfassung von Sprache überhaupt dar, deren Unhintergebarkeit z.B. als Einwand gegen adäquationistische Ansätze in der Wahrheitstheorie seit langem topischen Charakter besitzt. Allerdings klingt das bei Derrida gelegentlich äußerst dramatisch: „Diese Substitution, die sich somit wie ein reines Spiel von Spuren und Supplementen oder, wenn man es so lieber will, in der Ordnung des reinen Signifikanten vollzieht, die keine Realität, die keine absolut äußere Referenz, die kein transzendentes [transcendant; J.L.] Signifikat umranden, begrenzen kontrollieren können, diese Substitution, die man für ‚verrückt‘ halten könnte, weil sie sich endlos im Element der sprachlichen Permutation von Substituten und von Substituten von Substituten hält, [...]“ (PP 99/F 101) Dem Vorwurf der Trivialität entgeht Derridas Ansatz nur durch seine radikale Konsequenz, die den in Wissenschaft und Philosophie sonst üblichen Wünschen nach letzten Prinzipien und eindeutiger taxonomischer Terminologie eine Absage erteilt. Die Brisanz dieser Radikalität ist angesichts der heftigen Reaktionen auf Derridas Arbeiten offenkundig.

Dieses Fehlen eines im üblichen Sinn metasprachlichen Sonderstatus' der Derridaschen „Termini“ wird unterstrichen durch eine spezielle Kongruenz mit dem Ansatz der *bricolage* im allgemeinen und der Praxis der Dekonstruktion im besonderen. Sie sind nicht nur unvermeidlicherweise dem Bereich der Sprache der Metaphysik entnommen, sondern es wird in aller Regel auch ihre analytische Potenz im Rahmen konkreter Dekonstruktionen einzelner Texte erarbeitet, in denen sie prominent figurieren. So stammen „*pharmakon*“ und „Supplement“ aus den untersuchten Texten Platons bzw. Rousseaus, „Hymen“ und „*plis*“ von Mallarmé (vgl. Die Zweifache Séance, Dis 193-321), während „*différance*“ und „Dekonstruktion“ als Modifikationen der Saussureschen „Differenz“ und Heideggers „Destruktion“ gelten können. In allen diesen Fällen liefert der betrachtete Text durch seine interne Heterogenität, die Derrida in den genannten Ausdrücken verdichtet (findet), die Mittel zu seiner eigenen Dekonstruktion. Aufgrund der angesprochenen Auffassungen Derridas bezüglich der Kommunikation verschiedener Texte (vgl. auch unten Kap. 8.3) lassen sich die so gefundenen Werkzeuge auch bei der Dekonstruktion anderer Texte benutzen, ohne jedoch ihrer Bindung an den ursprünglichen „Entnahmekontext“ jemals völlig verlustig zu gehen. Die Verselbständigung dieser Begriffe zu einer allgemeinen, in diesem Sinne kontextunabhängigen Metasprache ist somit ausgeschlossen. Kompakt, aber sehr zutreffend formuliert Bennington:

Derrida entnimmt, im allgemeinen, die Instrumente seiner Lektüren den gelesenen Texten: er schneidet bestimmte Begriffe aus ihnen heraus, um sie dann in den mit ihrer Hilfe gelesenen Text wiedereintreten zu lassen. Bestimmte Begriffe zeichnen sich demnach durch eine metasprachliche Tendenz (von der zweifellos kein Begriff ganz frei ist) im Verhältnis zu den (Kon-)Texten, denen sie angehören, also auch im Verhältnis zu den anderen Texten aus (wir wissen bereits, daß ein Text keine über sich selbst geschlossene Einheit ist). [...] Sie erheben Anspruch auf eine metasprachliche Position – aber sie werden durch eine Zurückfaltung [repli] in ihren Ursprungstext, der gleichwohl erst aufgrund dieses Anspruchs lesbar ist, von dieser erhöhten Position wieder herabgezogen. (Bennington/Derrida 1994, 103)

Die oben angesprochene Verweisung der Glieder von Derridas antimetaphysischer Begriffskette aufeinander wird somit untermauert durch die quasi-metasprachliche Funktion von Begriffen aus anderen Entnahmekontexten hinsichtlich eines Texts, der mit Hilfe eines eigenen Schlüsselbegriffs dekonstruiert wird.⁴²⁴ Ein besonders prägnantes

⁴²⁴ Umgekehrt bildet diese intertextuelle Applikation von Analysebegriffen ein Moment besonders starker Kontextverbindung über das in 8.3 dargestellte, normale Maß hinaus.

Beispiel bildet die Analogisierung von *pharmakon* und Supplement⁴²⁵ in PP, wobei die lokale Konkretisierung der Logik des Supplements als „Signifikant des Signifikanten“ (PP 122) sowie als Gegenmodell gegen die einfache Opposition von „drinnen“ und „draußen“ (vgl. PP 123), auf der die Ausschließung der Schrift beruhe, eine zusätzliche thematische Verbindung zu Saussure schlägt, die in der Zusammenziehung „Platon-Rousseau-Saussure“ (PP 123) gipfelt.⁴²⁶

8.3 Aufmerksamkeit auf die Sprachgestalt von Texten

Die direkteste Manifestation der Einklammerung des Signifikats und der Verschiebung des theoretischen Akzents auf den Signifikanten findet sich in Derridas beständig hochgespannter Aufmerksamkeit hinsichtlich der konkret verwendeten Zeichen. Diese äußert sich in einer Reihe verschiedenster Auffälligkeiten von unterschiedlichem Gewicht. Allen gemeinsam ist jedoch die mehr oder weniger starke Tendenz, die Opazität der Ausdrucksebene gegen ihre Auffassung als im günstigsten Fall optimal transparente Vermittlungsinstanz eines davon möglichst nicht affizierten Inhalts aktiv zu profilieren.

Ich habe in Kap. 8.1 Derridas Bezeichnung der Definition als „falschen Begriff“ zitiert. Diese Qualifikation betrifft nicht nur die Ablehnung des Konzepts, das, wie gesehen, im Widerspruch zu Derridas verweisungsorientiertem Ansatz steht, sondern bezieht sich gleichermaßen auf den Ausdruck. Dieser wird deshalb verworfen, weil er im Wortsinn (vgl. lat. *finis*) die „Eingrenzung“ der Bedeutung und gerade das „Ende“ des Verweisungsprozesses avisiert.

In die gleiche Richtung deutet der Schlußsatz des ersten Teils von G: „*Grammatologie*, Denken, das noch eingemauert bliebe in der Präsenz.“ (G 170), wobei die Kursivierung die Unlösbarkeit der Bindung dieses Wortteils an den logozentrischen Bedeutungskomplex zum Ausdruck bringen soll. Folgerichtig benutzt Derrida häufig die Formulierung „*Graphik* des Supplements“⁴²⁷ für dessen Funktionieren und ersetzt auch sonst gele-

⁴²⁵ Neben den vielfältigen „performativen“ Verbindungen sogar explizit: „Mit einigen vorsichtigen Einschränkungen wird man sagen können, daß *pharmakon* in dieser Lektüre Platons eine *analoge* Rolle zu der des *Supplements* in der Lektüre Rousseaus spielt.“ (PP 107)

⁴²⁶ Auch ohne die Gelenkstelle solcher textverbindender „Meta“-Einheiten ist Derrida bestrebt, die thematischen Interdependenzen im metaphysischen Syndrom des Abendlands sichtbar zu machen und seine eigenen diesbezüglichen Arbeiten aufeinander zu beziehen.

⁴²⁷ Vgl. 7.2.2, Anm. 355, sowie z.B. G 388, G 422, G 444.

gentlich „Logik“ durch „Graphik“, um so die Distanzierung vom Logos und die neue Rolle der Schrift zu betonen.⁴²⁸

Ein weiteres typisches Beispiel für diese Art signifikantenbezogener Argumentation stellt die Zurückweisung des Status der Dekonstruktion als Kritik in L 4 dar:

No more is [deconstruction] a critique, in a general sense or in a Kantian sense. The instance of *krinein* or of *krisis* (decision, choice, judgement, discernment) is itself, as is all the apparatus of transcendental critique, one of the essential „themes“ or „objects“ of deconstruction.

Was auf den ersten Blick nach einem naiven Etymologismus aussieht, der auf der vermeintlich ursprünglichen Bedeutung eines Lexems als der eigentlichen insistiert oder zumindest seine etymologischen⁴²⁹ Valenzen über die modifizierenden Kräfte der aktuellen Verwendung und ihres Kontexts stellt, erweist sich bei näherer Betrachtung als Teil eines systematischen Reflexionszusammenhangs.⁴³⁰ In Kap. 2 wurde dargelegt, daß Derrida es für aussichtslos hält, sich der Sprache (und des Denkens) der Metaphysik durch eine Willenserklärung oder einfache sprachliche Vorkehrungen zu entledigen. Er betreibt statt dessen, wie gesehen, eine am Lévi-Strauss'schen *bricolage*-Modell orientierte Strategie der inneren Erosion der Metaphysik, deren wichtigstes Werkzeug die Dekonstruktion darstellt. Die grundsätzliche Beibehaltung der überkommenen Begrifflichkeit stellt dabei für Derrida eine unvermeidliche Maßnahme dar:

Es gibt keinen „metaphysischen Begriff“. Es gibt keinen „metaphysischen Namen“. Das Metaphysische ist eine gewisse Bestimmung, eine gerichtete Bewegung der Kette. Man kann dem keinen Begriff, man kann dem allein eine textuelle Arbeit und eine andere Verkettung entgegensetzen. (Dis 14/F 12)

⁴²⁸ Desgleichen oft unkommentiert bei den Adepten, vgl. z.B. Bennington/Derrida (1994, 293): „[...] eines der Anzeichen dafür, daß man nicht alles in der Logik – sondern allenfalls in einer *Graphik* – formulieren kann.“

⁴²⁹ Vgl. dazu aber Derridas Komplikation des Etymologiebegriffs in WM 243.

⁴³⁰ Jedoch grenzt sich Derrida von jedem Etymologismus genauso deutlich ab wie von der gänzlichen Vernachlässigung der Geschichte eines Begriffs: „[...] regelmäßig ist der angebliche Ursprung eines Begriffs oder die imaginäre Etymologie eines Wortes dem Prozeß seiner Umformung entgegengehalten worden, ohne zu sehen, daß man nichts anderes in der Hand hatte als das vulgäre, mit Geschichte und unbewußten Motivationen höchst überladene Zeichen.“ (Dis 203/F 208) „Wenn wir hier die Geschichte des Signifikanten ‘Idee’ in Erinnerung rufen, so geht es nicht darum, dem Etymologismus nachzugeben, den wir weiter oben zurückgewiesen haben. Selbst in der vollen Erkenntnis der spezifischen Funktion eines Terminus innerhalb seines Systems sollten wir dennoch nicht den Signifikanten als gänzlich konventionell ansehen.“ (WM 245)

Diese bezeichnet er gelegentlich auch als *Paläonymie*:

Daher die Notwendigkeit, überall, heute, unter neuerlichen Aufwendungen die Frage des bewahrten Namens auszuarbeiten: die Frage der *Paläonymie*. Warum hält man, eine bestimmte Zeit lang, an einem alten Namen fest? Warum tilgt man die Effekte eines neuen Sinns, eines neuen Begriffs oder eines neuen Gegenstandes, aus dem Gedächtnis? (Dis 11/F 9)

Derrida wendet sich jedoch gegen eine solche Formulierung des Problems. Stelle man die Frage in dieser Form, seien bestimmte Voraussetzungen impliziert, die gerade erst geklärt werden sollten: „[...] hier zum Beispiel die *einfache* Äußerlichkeit des Signifikanten gegenüber ‘seinem’ Begriff. Man muß also anders vorgehen.“ (Dis 12)⁴³¹ Dennoch ist sich Derrida über die Gefahr seiner Praxis durchaus im klaren:

Es wird stets ein Risiko gewesen sein, die alten Namen arbeiten oder gar zirkulieren zu lassen: das Risiko einer Einrichtung im dekonstruierten oder im Gang der Dekonstruktion befindlichen System oder gar einer Regression in dieses. Und dieses Risiko zu bestreiten hieße bereits, es zu bestätigen: den Signifikanten – hier den Namen – für einen konventionellen Umstand des Begriffs und für ein Zugeständnis ohne spezifische Auswirkung zu halten. (Dis 13)

Insbesondere diese letzte Passage wirft Licht auf die Frage nach dem Status der etymologischen Aufmerksamkeit Derridas. Sie steht der unvermeidlich praktizierten *Paläonymie* als Korrektiv zur Seite, um die metaphysische Verwurzelung der „alten Namen“ zu markieren. Deren gelegentliche Substitution durch Ausdrücke, die dem traditionellen Diskurs bereits dekonstruktiv bis zu einem gewissen Grad entfremdet wurden, ist mithin eine *strategische* Maßnahme. Sie setzt nicht eine richtige Benennung an die Stelle einer falschen, sondern indiziert die Richtung eines Umdeutungsprozesses. Derrida läßt keinen Zweifel daran, daß diese Umdeutung nicht durch einen einfachen definitiven Akt oder eine autokratisch vorgenommene neue Verwendungsweise der alten Begriffe

⁴³¹ Derridas Ansatz versucht der Tatsache, daß man auf das kritische Potential der tradierten Begriffe, zum Beispiel des Zeichenbegriffs, nicht verzichten kann, dadurch Rechnung zu tragen, daß er sie einer doppelten Lesart unterwirft: „Die Regel, nach der jeder Begriff notwendig zwei ähnliche Markierungen erhält, [...] die eine im Inneren, die andere im Äußeren des dekonstruierten Systems, muß einer zweifachen Lektüre und einer zweifachen Schrift stattgeben.“ (Dis 12) Dieser Doppelcharakter z.B. der Begriffe „Schrift“, „Zeichen“, „Signifikant“ etc. dürfte in den vorausgegangenen Kapiteln deutlich geworden sein. Auf diese Weise bleibt der Zusammenhang zu einer Tradition gewahrt, deren interne Widerständigkeit für die neue Betrachtung genutzt und auch auf diese Tradition selbst angewendet wird: „[...] (*erfaßt* – daraus entnommen und darin eingeschlossen – in einem Oppositionspaar, bewahrt ein Ausdruck seinen alten Namen, um die Opposition zu zerstören, der er nicht mehr völlig zugehört, der er im übrigen *niemals* nachgegeben haben wird, so daß die Geschichte dieser Opposition die eines unaufhörlichen und hierarchiebildenden Kampfes sein wird) [...]“ (Dis 12/F 10)

geschehen kann.⁴³² In seiner kurzen Benvéniste-Studie „Das Supplement der Kopula“ führt Derrida dies am Beispiel des Begriffs der Empirizität aus:

Keine Analyse diesbezüglich kann die Instanz Aristoteles umgehen oder ausschließen. [...] Auch wenn ein solcher Begriff nicht ein für alle Male an seinem „Ursprung“ festzumachen ist, kann die Geschichte und das System seiner Mutationen oder Transformationen nicht verstanden werden, ohne den allgemeinen Code der Metaphysik und in ihm die entscheidende Markierung des Aristotelismus in Betracht zu ziehen. [...] Wollte man das Wort „empirisch“ in einem Aristoteles und der Geschichte der Philosophie völlig fremden Sinn gebrauchen, müßte diese Transformationsarbeit ausdrücklich eingeleitet werden. (Rdg 191/F 230)

Derridas etymologische Sensibilität ist also Ausdruck einer theoretischen Position, die die Annahme der fortdauernden Virulenz früherer Verwendungszusammenhänge eines Zeichens beinhaltet. Neben dieser diachronen Achse nimmt Derrida jedoch auch Verbindungen zwischen verschiedenen Bedeutungen eines Ausdrucks an, die nicht auch temporal, sondern nur oder jedenfalls primär kontextuell distribuiert sind. Die schon in Kap. 7 erarbeitete implizite These Derridas lautet, daß polyseme Ausdrücke auch in spezifischen Kontexten nicht vollständig monosemiert werden, sondern ihre verschiedenen semantischen Aspekte auch über Kontext- und Textsortengrenzen hinweg miteinander kommunizieren.⁴³³ Die dominante Lesart eines Zeichens in einem bestimmten Text wäre also niemals von seinen anderen kodifizierten Bedeutungen abgeschnitten. Die von Derrida häufig benutzte, auf den ersten Blick rhetorische, leichtfertige oder abwegige Formel „in allen Bedeutungen des Wortes“ offenbart sich somit ebenfalls als praktische Entsprechung einer theoretischen Position.

Darüber hinaus verbindet aber – dies ist offenbar Derridas Sicht – der gemeinsame Signifikant auch die in verschiedenen Texten generierten semantischen Aufladungen und

⁴³² Möglicherweise ist in dieser Haltung eine Berücksichtigung jenes einschränkenden Motivs zu sehen, das bei Saussure die Arbitraritätsthese, auf die sich Derrida ja über weite Strecken primär bezieht, ergänzt: „Wenn die Bezeichnung hinsichtlich der Vorstellung, die sie vertritt, als frei gewählt erscheint, so ist sie dagegen in Beziehung auf die Sprachgemeinschaft, in der sie gebraucht wird, nicht frei, sondern ihr auferlegt. [...] Nicht nur ein Individuum wäre außerstande, wenn es wollte, die vollzogene Wahl nur im geringsten zu ändern, sondern auch die Masse selbst kann keine Herrschaft über ein einziges Wort ausüben; sie ist gebunden an die Sprache so wie sie ist.“ (C 83)

⁴³³ Vgl. vor allem Kap. 7, wo diese Sichtweise als Derridas „Sinnkorridor-Theorem“ entwickelt wird. Es scheint mir ohne großen Aufwand möglich, dieses in eine Formulierung zu überführen, welche es mit entsprechenden sprachwissenschaftlichen Positionen kompatibel machen könnte. Z.B.: „Wir verbinden mit isolierten Textkonstituenten Erinnerungen an deren Verwendungen in verschiedenen Texten und damit ihre mögliche Rolle bei der Referenzkonstitution. Die Gesamtheit dieser Verwendungsmöglichkeiten macht ihre potentielle Bedeutung aus [...].“ (Kallmeyer u.a. ⁴1986, 52) Allerdings beharren die Autoren hier gleichzeitig (in Fettdruck!) auf der monosemierenden Funktion des Kontexts.

Elaborationen eines Begriffs. Auch dieser Intertextualitätseffekt⁴³⁴ überspringt die Grenzen zwischen unterschiedlichen Subsystemen der *langue*, diejenige zwischen Alltagssprache und Wissenschaftssprache eingeschlossen. Beinahe topischen Charakter hat in dieser Hinsicht Derridas Bezugnahme auf Husserl, wann immer Ausdrücke fallen, die in der Phänomenologie eine prominente Rolle spielen. Das Vorkommen etwa von „Intention“, „Bewußtsein“ und ganz besonders „Ursprung“ in eigenen oder fremden Texten zieht mit höchster Erwartbarkeit eine Anmerkung aus dem Geist der Husserlkritik von StPh nach sich. In der bereits zitierten Benvéniste-Arbeit thematisiert Derrida auch die Konsequenzen dieser Haltung:

Aber dann, so wird man einwenden, kann man nicht einmal mehr ein so kleines unschuldiges Wort wie *empirisch*, das jedem geläufig ist, in einem Beweis, dessen Absicht ganz woanders liegt, einfach nebenbei verwenden. (Rdg 191)

Und in der Tat bestätigt Derrida in der Folge diese Vermutung.

8.4 Zwei Konsequenzen

Ich möchte abschließend noch zwei herausragende Konsequenzen der in diesem Sinne intertextualistischen Grundhaltung Derridas kurz in den Blick nehmen. Es handelt sich erstens um einen besonderen Aspekt seines vielgescholtenen, „unwissenschaftlichen“ Stils, nämlich die häufig scheinbar themenfremde, quasi-literarische Assoziativität seiner Ausführungen; zweitens um eine langfristige thematische und perspektivische Determinante seines Werks, die in ihrer Bedeutung, soweit ich sehe, bisher in keiner Weise angemessen erfaßt worden ist, nämlich die Orientierung am Gegensatz *drinnen/draußen* ‘in allen Bedeutungen der Worte’.

- Das Prinzip der signifikantenbasierten Textjunktion liefert die Erklärung für eine oft kritisierte Eigenheit der Derridaschen Schriftpraxis, die den Gepflogenheiten „seriöser Theoriearbeit“ widerspricht. Gemeint ist Derridas geflissentliche aktive Realisierung seines ‘Korridortheorems’ in Gestalt von Bemerkungen, Exkursen oder Querverbindungen, die den üblichen Rahmen der gerade verhandelten Thematik auf dem Weg scheinbar mutwilliger, spielerischer Assoziationen zu den verwendeten Ausdrü-

⁴³⁴ Obschon bei Derrida Fragen der Kommunikation über Textgrenzen hinweg eigentlich permanent aktiviert sind, kommt der Terminus „Intertextualität“ in seinem Werk fast nicht vor. Der Grund dafür ist vermutlich in seinem Textbegriff zu suchen, der ja, wie am Beispiel Platons gesehen, die übliche Verwendung des Ausdrucks zugunsten eines übergreifenden „allgemeinen Texts“ weit überschreitet.

cken verlassen bzw. unbegrenzt erweitern. Ich beschränke mich auf zwei typische Beispiele:

Bei dem ersten handelt es sich um die aus Kap. 7 bekannten Meditationen Derridas zu den genaueren Umständen der ‘Vaterlosigkeit’ des schriftlichen Logos. In welchem Maß Derrida diese scheinbar einfache Metapher mit den thematischen bzw. semantischen Valenzen des Bildspenders in seinem Entnahmekontext verknüpft, zeigt folgender Passus:

Das Spezifische an der Schrift ginge folglich auf die Abwesenheit des Vaters zurück. Eine solche Abwesenheit kann noch nach verschiedenen Arten modalisiert werden, wobei diese unterschieden oder vermischt, sukzessive oder simultan vorkommen können: man kann seinen Vater verloren haben, aufgrund eines natürlichen oder eines gewaltsamen Todes, durch irgendeine Gewalt oder durch Vätermord; was das Ersuchen um den, möglichen oder unmöglichen, Beistand der väterlichen Gegenwart angeht, so kann man direkt darum ersuchen oder so tun, als wäre man gar nicht darauf angewiesen, etc.” (PP 86/F 86f.)

Im Verfolg dieser scheinbar ohne Rücksicht auf ihren aktuellen metaphorischen Sinn herbeigezogenen Assoziationen stößt Derrida dann wie gesehen auf die Möglichkeiten des Vätermords und der Verwaisung im erweiterten Kontext der Rolle der Schrift im platonischen Œuvre.

Übrigens liefert das Korridortheorem auch eine Erklärung für Derridas in 7.1.1 bezüglich der Vatermetapher dargestellte Weigerung, die metaphorische Funktion absolut zu setzen. Seine anlässlich des *Phaidros* formulierte Forderung: „Es ist vonnöten, daß man unermüdlich die ‘Metaphern’ befragt” (PP 87) entspricht Derridas genereller Praxis, sich nicht mit der einen offensichtlich(en) metaphorischen Bedeutung eines Ausdrucks zu beruhigen, sondern den kontextuellen ‘Hof’ aus dem normalen Wirkungsbereich (der ‘eigentlichen’ Funktionsweise) des Zeichens zu importieren.

Eine spezielle Variante dieser Art der Metaphernbehandlung stellt das zweite Beispiel, die in Kap. 4.2.3 vorgeführte *Tonanalyse* dar: „Der Genfer Linguist verdammt die – tatsächliche oder drohende – Ansteckung durch die Schrift im Ton eines Moralisten oder Predigers. Der Ton ist entscheidend: [...]“ (G 61) Auch in diesem Fall begnügt sich Derrida nicht mit der Feststellung des pejorativen Charakters des von Saussure gegen die Schrift mobilisierten Vokabulars (u.a. „trügerisch“, „unnatürlich“, „tyrannisch“, „pathologisch“). Statt dessen verfolgt er zum Beispiel die Impli-

kationen des Vorwurfs der Perversion der „natürlichen“ Relation zwischen Rede und Schrift und assoziiert dazu die gängige Bestimmung der Sünde als gerade diese Umkehrung des natürlichen Verhältnisses in bezug auf Körper und Seele.⁴³⁵ Dies führt in der Folge nicht nur zu der zitierten Feststellung eines moralischen oder gar religiösen Motivs der Saussureschen Argumentation, sondern die LeserIn sieht sich plötzlich mit Ausführungen über Malebranche und seine Erklärung der Erbsünde aus „Adams Leichtfertigkeit“ konfrontiert, die mit Saussures Darstellung jenes „Mißverständnisses“ verbunden wird, welches die Schrift aufgrund ihrer leichteren Faßlichkeit irrtümlich für besser geeignet hält, die Einheit der Sprache zu bewahren, als die gesprochene Sprache (vgl. C 28ff. und G 63).

Beispiele dieser Art finden sich bei Derrida allenthalben, in den späteren Texten gehäuft und mit zunehmender Lust am Spiel, wie sie etwa der verwirrende Schluß des *‘hors-livre’* der „Dissemination“ mit seiner Liste verschiedenster Verwendungsmöglichkeiten des französischen *„coupe“* (vgl. Dis 66-68) zeigt, oder wie sie in den virtuoseren Attacken gegen Searle in „Ltd. Inc. abc ...“ – zum Beispiel in der polemischen Transformation seines Namens in *Sarl*⁴³⁶ – zum Ausdruck kommt. Werke wie „Glas“ oder in noch stärkerem Maß *„Die Postkarte“* verknüpfen philosophische und literarische Schreibweise dann endgültig zu einer nicht mehr trennbaren Einheit. Man mag den Erträgen dieser Experimente skeptisch gegenüberstehen. Ich hoffe aber gezeigt zu haben, daß in den untersuchten Werken bei näherer Betrachtung eine überraschende Einheit zwischen der oft ungewohnten Schreibpraxis Derridas und dem ihr zugrundeliegenden rigorosen theoretischen Willen besteht.

- Die grundsätzliche Offenheit Derridascher ‘Termini’ und Themen wurde oben unter 8.1 und 8.2 bereits dargelegt. Ein bemerkenswertes Beispiel für die Konstitution einer thematischen Kette auf dem Weg der Addition von sonst weit entfernten Kontexten am Leitfaden einer Signifikantenformation wird sichtbar, wenn man die Opposition „drinnen/draußen“ in den Blick nimmt. Diese spielt in StPh eine zentrale Rolle

⁴³⁵ Am Ende steht eine völlige Umkehrung der metaphorischen Funktion: „Die Seele-Körper-Problematik ist zweifellos ein Derivat des Schrift-Problems, dem sie – umgekehrt – ihre Metaphern zu leihen scheint.“ (G 62)

⁴³⁶ „Sarl“, die französische Entsprechung des deutschen „GmbH“ (und des angloamerikanischen „Limited Inc“!) wird von Derrida u.a. dazu benutzt, Searle als selbsternannten geistigen Erben Austins zu denunzieren und ihn einem sprechakttheoretischen oder sprachphilosophischen Brain-Trust zuzuordnen, der hauptsächlich damit beschäftigt ist, seinen theoretischen Besitz zu sichern (vgl. LI 170ff.).

in Form der Husserlschen Gegenüberstellung von phänomenaler Innerlichkeit und räumlichem, mundanem Außen. Die laut Derrida singuläre Qualität des in Kap. 4.1 als Keimzelle des Phonozentrismustheorems erarbeiteten „*s'entendre-parler*“ besteht gerade in der (scheinbar) reinen Innerlichkeit der 'phänomenologischen Stimme'.⁴³⁷ Auch ohne den spezifisch Husserlschen Rahmen bildet diese Konstruktion wie gesehen in G den Kern von Derridas Phonozentrismus-Diagnose für das abendländische Denken und dessen Abwertung der Schrift als der Bedeutung äußerliche Größe.

In einem ganz anderen Sinn macht Derrida den Gegensatz zwischen „drinnen und draußen“ zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung der Schriftabwertung bei Saussure. Wie in 4.2 deutlich wurde, konzentriert sich Derridas Analyse auf die widersprüchlichen Begründungen Saussures für seine Ausschließung der Schrift aus dem „inneren System der Sprache“.

Auch in PP steht die Opposition zwischen dem „Drinnen“ und dem „Draußen“ im Zentrum der Betrachtung. Genau an dieser Unterscheidung orientiert sich der von Derrida als grundlegend für den „Phaidros“ und Platons Werk überhaupt identifizierte Gegensatz von *mnēmē* und *hypomnēsis*, das heißt gedächtnishafter und mnemotechnisch vermittelter Erinnerung (vgl. 7.2.2). Dabei besteht eine große Nähe zu der inhaltlichen Ausrichtung der „drinnen/draußen“-Opposition in StPh. Auch dort bildete das Bewußtsein den Raum des Innen gegenüber der materiellen Außenwelt, und dort war ebenfalls die signitive Komplikation des Gedächtnisses entscheidend.

Darüber hinaus enthält PP jedoch zwei weitere ganz wesentliche Thematisierungen des Status dieser Opposition. Sie stellt zum einen die Voraussetzung und das Wesen der Oppositionalität schlechthin dar:

Damit diese gegensätzlichen Werte (gut/schlecht, wahr/falsch, Wesen/Schein, drinnen/draußen etc.) einander entgegengesetzt werden können, muß jeder Ausdruck dem jeweils anderen schlicht *äußerlich* sein, das heißt, muß eine der Oppositionen (drinnen/draußen) bereits als Matrix jeder möglichen Opposition beglaubigt sein. (PP 115/F 117)

Derridas Gegnerschaft gegen die als metaphysisch qualifizierte Instanz des Oppositionspaares im abendländischen Denken ist hinlänglich bekannt. Auch an der Basis

⁴³⁷ Von dieser heißt es unter anderem (vgl. des weiteren Kap. 4.1): „So läuft sie nicht Gefahr, im Körper eines der Welt und der Sichtbarkeit des Raumes preisgegebenen Signifikanten unterzugehen. Sie vermag das ideale Objekt oder die ideale *Bedeutung** zu *zeigen*, die eine Beziehung herstellt, ohne sich in Abenteuer außerhalb der Idealität oder außerhalb der Innerlichkeit des selbstpräsenten Lebens zu verlieren.“ (StPh 134/F 87)

dieses für Derridas Werk zentralen Phänomens, das unter anderem als ‘hierarchische Opposition’ den Ansatzpunkt der Dekonstruktion (zumindest in ihrer dreischrittigen Modellform) bildet, begegnen wir also wieder der Figur des „drinnen und draußen“.

Zum anderen enthält PP die über die morphologische Nähe zum *pharmakon* assoziierte Darstellung des Thargelienritus’, das heißt der kultischen Ausstoßung des *pharmakos* aus dem Inneren der *polis*. Diese Praxis ist, wie Derrida nach meinem Dafürhalten implizit nahelegt, als dramatisiertes Bild der *Konstitution* reiner Gegensätzlichkeit lesbar, die das Fundament der Identitätslogik und das heißt der okzidentalen Episteme darstellt:

Das Draußen draußen halten. Welches die inaugurale Geste der „Logik“ selbst ist, des guten „Sinns“/des Gemein„sinns“, so wie er mit der Selbstidentität dessen, *was ist*, übereinstimmt: das Seiende ist das, was es ist, das Draußen ist draußen und das Drinnen drinnen. (PP 144f./F 147)

Die Szene des *pharmakos* konterkariert jedoch gleichzeitig diese Konstitution reiner Gegensätzlichkeit, indem sie ihren Mechanismus transparent macht. Dabei zeigt sich, daß die symbolischen Exponenten des Außen im Inneren der Stadt „produziert“ werden (vgl. PP 149). Ihre rituelle Expellation, die die Reinheit des Innen und somit dieses selbst wie auch sein Gegenteil konstituiert, erweist sich somit als ein sekundärer Akt, der die ursprüngliche Komplizität, die ‘Ursynthese’, zugunsten der erwünschten Konstellation reiner, oppositiver Einheiten negiert. Das abendländische Denken, auch und sogar besonders in seinen rationalen, an der Logik orientierten Aspekten, erscheint in dieser Perspektive als wunschgesteuerter, mythisch-kultischer Verdrängungsprozeß.

9 Nachbemerkung

Die mit den Überlegungen der acht Kapitel dieser Arbeit verknüpfte Zielsetzung eignet sich wenig für die übliche zusammenfassende Präsentation der wichtigsten Ergebnisse zum guten Schluß. Statt dessen möchte ich meine Hauptanliegen noch einmal in Erinnerung rufen und es dem Urteil der kritischen LeserIn überlassen, inwieweit sie als erfüllt gelten können. Wie in Kap. 1 ausgeführt, war es mir darum zu tun,

- Derridas Arbeit am Zeichen und hier besonders die Akzentverschiebung vom Signifikat auf den Signifikanten stärker explikativ zugänglich zu machen, dabei Mißverständnisse der bislang verfügbaren Literatur zu korrigieren und in Grundhaltung und Darstellungsweise eine unparteiische Mittelposition zwischen sympathisierender Materialtreue und kritischer Außenperspektive einzunehmen.
- durch diese Aufbereitung die Vorarbeit für eine gründliche sprachwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Derrida zu leisten und zu diesem Zweck vor allem die Untrennbarkeit und wechselseitige Relevanz sprachwissenschaftlicher und philosophischer Aspekte sichtbar zu machen sowie gegen die weitverbreitete, abschreckende Unlesbarkeitsthese einen Zugänglichkeitsnachweis für diesen Teil des Derridaschen Œuvres zu liefern.
- den unbestritten schwierigen und heterodoxen Charakter des Derridaschen Stils als schreibpraktische Konsequenz bzw. Entsprechung seiner metaphysikkritischen Überlegungen auszuweisen und so den topischen Obskurantismusvorwurf zu entkräften.
- den durchgehenden Einfluß der Husserlschen Phänomenologie sowohl als (problematischen) Rahmen wie auch als formatives Moment einer Vielzahl konkreter Denkfikturen Derridas sichtbar zu machen.
- plausibel zu machen, daß Derridas Werk im betrachteten Ausschnitt als konsequente Ausformung *eines* Grundmusters, des „Denkens vom Signifikanten aus“, zu begreifen ist.

Wenn sich in meinen Augen bei Derrida ein „Denken vom Signifikanten aus“ als Signatur seines „Frühwerks“ abzeichnet, so möchte ich dies keinesfalls im Sinne einer Formel verstanden wissen, die dieses Werk endlich auf den Begriff bringt und seinen Kern oder sein Grundprinzip nennt, aus dem alles weitere problemlos abzuleiten wäre. Versuche dieser Art gibt es bereits zur Genüge, und die kursierenden Gemeinplätze über Derridas „Differenzdenken“ und die „Dekonstruktion der Präsenzmetaphysik des A-

bandlands durch die Schrift“ etc. sind für sich betrachtet so zutreffend wie nichtssagend. Demgegenüber betrachte ich die von mir gewählte Formulierung als vorsichtigen Index einer Haltung, die vor allem in der konkreten lokalen Denkbewegung immer wieder jenen perspektivischen Richtungswechsel sucht, der die internen Widerstände der gewohnten Denkweise aktiviert.

Weit entfernt davon, damit ein theoretisches „Primat des Signifikanten“ zu signalisieren, soll diese Wendung immerhin auch auf Derridas bemerkenswert skrupulösen Umgang mit seiner eigenen Textproduktion und der Rolle des Signifikanten dabei hinweisen, deren performative Übereinstimmung mit den Resultaten seiner theoretischen Arbeit mich zu dem bekannten, natürlich ebenfalls für schlagworthafte Verwendungen anfälligen Etikett der „Signifikantenpraxis“ geführt hat.

Literaturverzeichnis

- Arac, Jonathan/Godzich, Wlad/Martin, Wallace (Hgg.):** *The Yale Critics: Deconstruction in America*, Minneapolis 1983
- Aristoteles; Grumach, Ernst [Begr.]/Flashar, Hellmut [Hg.]:** *Werke in deutscher Übertragung*, Darmstadt, Bd. 1, Teil 2: *Peri hermeneias*, übers. u. erl. von Hermann Weidemann, Darmstadt 1994
- Baier, Lothar:** Zeichen und Wunder, in: *Kursbuch* 84, 1986, S. 17-33
- Barthes, Roland:** La mort de l'auteur, Manteia V, 1968; (Englische Fassung *The Death of the Author*, in: ders.: *Image. Music. Text*, London 1977, S. 142-148)
- ders.: *Das semiologische Abenteuer*, Frankfurt 1988
- Behler, Ernst:** *Derrida - Nietzsche, Nietzsche - Derrida*, München u.a. 1988
- Bennington, Geoff/Derrida, Jacques:** On Colleges and Philosophy, in: *Documents* 5, Institute of Contemporary Arts, 1986, S. 209-228
- Bennington, Geoffrey/Derrida, Jacques:** *Jacques Derrida. Ein Portrait*, Frankfurt/M. 1994
- Bernet, Rudolf:** Vorwort zur deutschen Ausgabe, in: Derrida, Jacques: *Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie*, München 1987, S. 11-30
- Bernet/Kern/Marbach:** *Edmund Husserl. Darstellung seines Denkens*, Hamburg 1989
- Bloom, Harold:** *A map of misreading*, Oxford u.a. 1975
- Bloom, Harold et al.:** *Deconstruction and Criticism*, New York 1979
- Culler, Jonathan:** *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*, Reinbek bei Hamburg 1988
- Derrida, Jacques:** *Edmund Husserl, l'origine de la géométrie. Traduction et introduction par Jacques Derrida*, Paris 1962; (Deutsch: *Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie*, München 1987)
- ders.: *L'écriture et la différence*, Paris 1967; (Deutsch: *Die Schrift und die Differenz*, Frankfurt/M. 1972)
- ders.: *La voix et le phénomène. Introduction au problème du signe dans la phénoménologie de Husserl*, Paris 1967; (Deutsch: *Die Stimme und das Phänomen. Ein Essay über das Problem des Zeichens in der Philosophie Husserls*, Frankfurt/M. 1979)
- ders.: *De la grammatologie*, Paris 1967; (Deutsch: *Grammatologie*, Frankfurt/M. 1974)
- ders.: *Positions. Entretiens avec Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta*, Paris 1972; (Deutsch: *Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta*, Graz/Wien 1986)
- ders.: *La dissémination*, Paris 1972; (Deutsch: *Dissemination*, Wien 1995)
- ders.: *Marges - de la philosophie*, Paris 1972; (Deutsch: *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988)
- ders.: Limited Inc abc ..., in: *Glyph* 2, Baltimore/London 1977, S. 162-254
- ders.: *Die Postkarte. Von Sokrates an Freud und Jenseits*, 2 Bd., Berlin 1982/1987

- ders.: Letter to a Japanese Friend, in: Bernasconi, Robert/Wood, David (Hgg.): *Derrida and Difference*, Warwick, Cov. 1985
- ders.: Antwort an Apel, in: *Zeitmitschrift*. Journal für Ästhetik 3/1987, S. 79-85
- ders.: Le *retrait* de la métaphore, in: *Psyché*. Inventionen de l'autre, Paris 1987, S. 63-94; (Deutsch: Der *Entzug* der Metapher, am leichtesten zugänglich in: Anselm Haverkamp: *Die paradoxe Metapher*, Frankfurt/M. 1998, S. 197-234)
- ders.: *Limited Inc*, Evanston, Ill. 1988, hg. von Gerald Graff
- ders.: Das Supplement der Kopula: Die Philosophie vor der Linguistik, in: ders.: *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 175-203
- ders.: Die *différance*, in: ders.: *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 29-52
- ders.: Die weiße Mythologie. Die Metapher im philosophischen Text, in: ders.: *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 205-258
- ders.: Ousia und gramme. Notiz über eine Fußnote in *Sein und Zeit*, in: ders.: *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 53-84
- ders.: Signatur Ereignis Kontext, in: ders.: *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 291-314
- ders.: A Discussion with Jacques Derrida, in: *The Writing Instructor* 9, 1990 (1/2), S. 7-18
- ders.: *Gesetzeskraft*. Der „mystische Grund der Autorität“, Frankfurt/M. 1991
- ders.: Platons Pharmazie, in: ders.: *Dissemination*, Wien 1995, S. 69-190
- ders.: *Marx' Gespenster*, Frankfurt/M. 1995
- ders.: Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs, in: Anselm Haferkamp (Hg.): *Die Sprache der Anderen*, Frankfurt/M. 1997, S. 15-41
- ders.: *Auslassungspunkte*. Gespräche mit Jacques Derrida, hrsg. von Peter Engelmann, Wien 1998
- ders.: *Vergessen wir nicht – die Psychoanalyse!* Frankfurt/M. 1998
- Eagleton, Terry:** *Literary Theory*. An Introduction, Oxford 1992
- Eco, Umberto:** *Semiotik und Philosophie der Sprache*, München 1985
- ders.: *Zwischen Autor und Text*. Interpretation und Überinterpretation, München/Wien 1994
- ders.: *Die Grenzen der Interpretation*, München 1995
- Englert, Klaus:** *Frivolität und Sprache*. Zur Zeichentheorie bei Jacques Derrida, Essen 1987
- Fehr, Johannes:** Die Theorie des Zeichens bei Saussure und Derrida oder Jacques Derridas Saussure-Lektüre, in: *Cahiers Ferdinand Saussure* 46, 1992, S. 35-54
- ders. (Hg.): *Linguistik und Semiologie*. Notizen aus dem Nachlaß Saussures, Frankfurt/M. 1997
- Ferry, Luc/Renaut, Alain:** *Antihumanistisches Denken*. Gegen die französischen Meisterphilosophen, München/Wien 1987
- Forget, Philippe** (Hg.): *Text und Interpretation*, München 1984
- ders.: Das „Gerede“ vom performativen Widerspruch. Zu Habermas' Derrida-Kritik, in: *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie*, 16, 1991, S. 47-57

- Forrester, John:** *The Seductions of Psychoanalysis*. Freud, Lacan and Derrida, Cambridge 1990
- Foucault, Michel:** Was ist ein Autor?, in: ders.: *Schriften zur Literatur*, Frankfurt/M. 1988 (frz. 1969), S. 7-31
- Frank, Manfred:** Eine fundamental-semiologische Herausforderung der abendländischen Wissenschaft, in: *Philosophische Rundschau* 23, 1976, S. 1-16
- ders.: *Was ist Neostrukturalismus?*, Frankfurt/M. 1984
- ders.: Ist Selbstbewußtsein ein Fall von „présence à soi“? Zur Meta-Kritik der neueren französischen Metaphysik-Kritik, in: Dieter Henrich/Rolf-Peter Horstmann (Hgg.): *Metaphysik nach Kant?* Stuttgarter Hegel-Kongreß 1987, Stuttgart 1988, S. 794-811
- Freud, Sigmund:** *Studienausgabe in 10 Bd.*, Frankfurt/M. 1982
- Fried, Erich:** *Fast alles Mögliche*. Wahre Geschichten und gültige Lügen, Berlin 1975
- Gasché, Rodolphe:** *The Tain of the Mirror*. Derrida and the Philosophy of Reflection, Cambridge, Mass./London 1986
- Gemoll, Wilhelm:** *Griechisch-Deutsches Schul- und Handwörterbuch*, München/Wien 1979 - Nachdr. d. 9. Aufl., München/Wien 1954
- Girard, René:** *La violence et le sacré*. Paris 1972; (Deutsch: *Das Heilige und die Gewalt*, Frankfurt/M. 1992)
- Gloy, Klaus:** Anti-Antihumanismus, in: *Wissenschaft Macht Politik. Interventionen in aktuelle gesellschaftliche Diskurse*. Hg. von Gabriele Cleve/Ina Ruth/Ernst Schulte-Holtey/Frank Wichert, Münster 1997, S. 37-51
- Glück, Helmut:** *Schrift und Schriftlichkeit*. Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie, Stuttgart 1987
- Gondek, Hans-Dieter/Waldenfels, Bernhard:** *Einsätze des Denkens*, Frankfurt/M. 1997
- Gumbrecht, Hans-Ulrich:** Who is Afraid of Deconstruction?, in: Jürgen Fohrmann/Harro Müller (Hgg.): *Diskurstheorien*, Frankfurt/M. 1988, S. 95-113
- Gumbrecht, Hans-Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hgg.):** *Schrift*, München 1993
- Habermas, Jürgen:** Diskursethik - Notizen zu einem Begründungsprogramm, in: ders.: *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln*, Frankfurt/M. 1983, S. 53-125
- ders.: *Der philosophische Diskurs der Moderne*. Zwölf Vorlesungen, Frankfurt/M. 1985
- Hamacher, Werner:** Pleroma – zu Genesis und Struktur einer dialektischen Hermeneutik bei Hegel, in: G.W.F. Hegel: *Der Geist des Christentums*, Frankfurt/M. u.a. 1978
- Harendarski, Ulf/Gloy, Klaus:** *Vom Zeichenlesen*. Eco sprachwissenschaftlich kommentiert, Aachen 1996
- Heidegger, Martin:** *Sein und Zeit*, Halle 1931
- ders.: *Identität und Differenz*, Pfullingen 1957
- ders.: *Einführung in die Metaphysik*, Tübingen 1976
- Höfliger, Jean-Claude:** *Jacques Derridas Husserl-Lektüren*, Würzburg 1995
- Husserl, Edmund:** *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie I*, (Husserliana III), Den Haag 1950

- ders.: [Der Ursprung der Geometrie], Beilage III in: ders.: *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie*, (Husserliana VI), Den Haag 1962, S. 365-386
- ders.: Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins, in: ders.: *Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins (1893-1917)*, (Husserliana X), Den Haag 1966, S. 2-134
- ders.: *Logische Untersuchungen*. Zweiter Band: Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis, Tübingen 1968
- Jameson, Fredric**: *Das politische Unbewußte*. Literatur als Symbol sozialen Handelns, Reinbek bei Hamburg 1988
- ders.: *Postmodernism, or, The Cultural Logic of Late Capitalism*, London/New York 1991
- Jens, Walter (Hg.)**: *Kindlers Neues Literaturlexikon*, München 1989
- Johnson, Barbara**: *The Critical Difference*. Essays in the Contemporary Rhetoric of Reading, Baltimore 1980
- gies.: Translator's Introduction, in: Jacques Derrida: *Dissemination*, London 1981, S. VII-XXXIII
- Kallmeyer, Werner u.a.**: *Lektürekolleg zur Textlinguistik*, Bd. 1: Einführung, 4. Aufl. Königstein 1986
- Kapferer, Norbert**: *Denn eigentlich spricht die Sprache*. Die Fährte Heideggers im Post-Strukturalismus, Frankfurt/M. 1984
- Keller, Rudi**: *Zeichentheorie*. Zu einer Theorie semiotischen Wissens, Tübingen/Basel 1995
- Kimmerle, Heinz**: *Derrida zur Einführung*, 4. erw. Aufl. Hamburg 1997
- Kobusch, Theo/Mojsisch, Burkhard**: *Platon*. Seine Dialoge in der Sicht neuer Forschungen, Darmstadt 1996
- Kofman, Sarah**: *Derrida lesen*, Wien 1988
- Lacan, Jacques**: Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint, in: ders.: *Schriften I*, Olten/Freiburg 1973, S. 61-70
- Lacey, A.R.**: Our Knowledge of Sokrates, in: Patzer, Andreas (Hg.): *Der historische Sokrates*, Darmstadt 1987
- Laermann, Klaus**: Lacan und Derrida. Über die Frankolatrie in den Kulturwissenschaften, in: *Kursbuch* 84, 1986, S. 34-43
- Lagemann, Jörg/Gloy, Klaus**: *Dem Zeichen auf der Spur*. Derrida – eine Einführung, Aachen 1998
- Leitch, Vincent B.**: *Deconstructive Criticism*. An Advanced Introduction, New York 1983
- Leroi-Gourhan, André**: *Hand und Wort*. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst, Frankfurt/M. 1980
- Lévi-Strauss, Claude**: *Das wilde Denken*, Frankfurt/M. 1968
- Lidell, Henry George/Scott, Robert**: *A Greek-English Lexicon*, Oxford 1968 (repr.)
- Llewellyn, John**: *Derrida on the Threshold of Sense*, London 1986

- Mc Carthy, Thomas:** *Ideale und Illusionen*. Dekonstruktion und Rekonstruktion in der kritischen Theorie. Frankfurt/M. 1993
- Menke, Bettine:** Dekonstruktion-Lektüre: Derrida literaturtheoretisch, in: K.-M. Bogdal (Hg.): *Neue Literaturtheorien*. Eine Einführung, Opladen 1990, S. 235-264
- Michelfelder, Diane P./Palmer, Richard E.:** *Dialogue and Deconstruction*. The Gadamer-Derrida Encounter, New York 1989
- Miklenitsch, Wilhelm:** Artikel: „Derrida - Die Schrift und die Differenz“, in: W. Jens (Hg.): *Kindlers Neues Literaturlexikon*, Bd. 4, München 1989, S. 569-571
- Neel, Jasper:** *Plato, Derrida, and writing*, Southern Illinois UP 1988
- Nordquist, Joan:** *Jacques Derrida (II)*. A Bibliography, Santa Cruz 1995
- Norris, Christopher:** *Derrida*, London 1987
- ders.: *What's wrong with postmodernism*. Critical theory at the ends of philosophy, New York u.a. 1990
- Passow, Franz:** *Handwörterbuch der griechischen Sprache*, Darmstadt 1983 - Unveränd. reprograf. Nachdr. d. 5. Aufl., Leipzig 1857
- Pfeiffer, K. Ludwig:** Schrift - Geschichten, Typologien, Theorien, in: Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hgg.): *Schrift*, München 1993, S. 9-18
- Platon:** *Sämtliche Werke in zehn Bänden*, Griechisch und Deutsch. Nach der Übersetzung Friedrich Schleiermachers, ergänzt durch Übersetzungen von Franz Susemihl und anderen. Herausgegeben von Karlheinz Hülsner, Frankfurt/M./Leipzig 1991
- Rorty, Richard:** Philosophy as a Kind of Writing. An Essay on Derrida, in: ders.: *Consequences of Pragmatism*. (Essay: 1972-1980), Minnesota 1982, S. 90-109
- ders.: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*, Frankfurt/M. 1992
- ders.: Der Fortschritt des Pragmatisten, in: Eco, Umberto: *Zwischen Autor und Text*, München/Wien 1994, S. 99-119
- Rötzer, Florian:** *Französische Philosophen - im Gespräch*, München 1987
- Saussure, Ferdinand de:** *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*, hg. von Charles Bally/Albert Sechehaye, Berlin 1967
- ders.: *Cours de linguistique générale*. Edition critique par Rudolf Engler, Repr. de l'éd. originale T. 1, Wiesbaden 1989
- ders.: *Linguistik und Semiologie*. Notizen aus dem Nachlaß - Texte, Briefe und Dokumente, hg. von Johannes Fehr, Frankfurt/M. 1997
- Schönrich, Gerhard:** *Zeichenhandeln*. Untersuchungen zum Begriff einer semiotischen Vernunft im Ausgang von Ch. S. Peirce, Frankfurt/M. 1990
- Schultz, William/Fried, Lewis:** *Jacques Derrida*. An Annotated Primary and Secondary Bibliography, New York/London 1992
- Searle, John R.:** Reiterating the Differences. A Reply to Derrida, in: *Glyph 2*, Baltimore/London 1977, S. 198-208
- Seidl, Horst** (Hg.): *Aristoteles' Metaphysik*, Hamburg 1978
- Simon, Josef** (Hg.): *Sprachphilosophie*, Freiburg 1981

- ders.: Was ist Metaphysik und was wäre ihr Ende? in: Dieter Henrich/Rolf-Peter Horstmann (Hgg.): *Metaphysik nach Kant?* Stuttgarter Hegel-Kongreß 1987, Stuttgart 1988
- ders.: *Philosophie des Zeichens*. Berlin/New York 1989
- ders. (Hg.): *Distanz im Verstehen*. Zeichen und Interpretation II, Frankfurt/M. 1995
- Spivak, Gayatri Chakravorty:** Translator's Preface, in: Jacques Derrida: *Of Grammatology*, Baltimore/London 1976, S. IX-XC
- Steiner, George:** *Von realer Gegenwart*. Hat unser Sprechen Inhalt?, München/Wien 1990
- Ströker, Elisabeth/Janssen, Paul:** *Phänomenologische Philosophie*, Freiburg/München 1989
- Strozier, Robert M.:** *Saussure, Derrida, and the Metaphysics of Subjectivity*, Berlin u.a. 1988
- Szlezák, Thomas Alexander:** *Platon und die Schriftlichkeit der Philosophie*, Berlin/New York 1985
- Thiel, Detlef:** *Über die Genese philosophischer Texte*. Studien zu Jacques Derrida, Freiburg/München 1990
- ders.: *Platons Hypomnemata*. Die Genese des Platonismus aus dem Gedächtnis der Schrift, Freiburg/München 1993
- Trabant, Jürgen:** *Traditionen Humboldts*, Frankfurt/M. 1990
- Völkner, Peter:** *Derrida und Husserl*. Zur Dekonstruktion einer Philosophie der Präsenz, Wien 1993
- Wahl, François** (Hg.): *Einführung in den Strukturalismus*, Frankfurt/M. 1973
- Waldenfels, Bernhard:** *Phänomenologie in Frankreich*, Frankfurt/M. 1983
- ders.: *Einführung in die Phänomenologie*, München 1992
- ders.: *Deutsch-Französische Gedankengänge*, Frankfurt/M. 1995
- Weber, Elisabeth:** *Jüdisches Denken in Frankreich*. Gespräche mit Pierre Vidal-Naquet, Jacques Derrida, Rita Thalmann, Emmanuel Lévinas, Léon Poliakov, Jean-François Lyotard, Luc Rosenzweig, Frankfurt/M. 1994
- Welsch, Wolfgang:** *Unsere postmoderne Moderne*, 2. durchges. Aufl. Weinheim 1988
- ders.: *Vernunft*. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft, Frankfurt/M. 1996
- Wolf, Ursula** (Hg.): *Eigennamen*. Dokumentation einer Kontroverse, Frankfurt/M. 1993
- Wood, David:** Style and Strategy at the Limits of Philosophy: Heidegger and Derrida, in: *The Monist* 4, 1980, S. 494-511
- Wuchterl, Kurt:** *Bausteine zu einer Geschichte der Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts*. Von Husserl zu Heidegger: Eine Auswahl, Bern u.a. 1995
- Zima, Peter V.:** *Die Dekonstruktion*. Einführung und Kritik, Tübingen/Basel 1994